

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2010 (23. Jahrgang)

**Schwerpunkt „Autobiographie und Zeitgeschichte“
herausgegeben und eingeleitet von
Carsten Heinze und Arthur Schlegelmilch**

Mit Beiträgen von:

*Volker Depkat, Martina Wagner-Egelhaaf,
Carsten Heinze, Edgar Liebmann,
Christiane Lahusen, Valeska Steinig
Renate Liebold und Klara Löffler*

Sammlungen

Das Oral-History-Archiv Graz



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2010 (23. Jahrgang)

Schwerpunkt „Autobiographie und Zeitgeschichte“

Carsten Heinze und Arthur Schlegelmilch

Autobiographie und Zeitgeschichte. Einleitung.....167

Volker Depkat

Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung
in der Geschichtswissenschaft.....170

Martina Wagner-Egelhaaf

Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung
in der Literaturwissenschaft188

Carsten Heinze

Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie.
Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung201

Edgar Liebmann

„Ein Leben voll unerhörter Wandlungen und Katastrophen“.
Die „Erinnerungen“ von Hans Herzfeld als Quelle biographischer Forschung232

Christiane Lahusen

Umbrucherzählungen in Nachwendeautobiographien.....256

Valeska Steinig

Die Wende als (literarische) Krise?
Legitimatisierende Selbstbehauptungen in ‚Künstlerautobiographien‘ nach 1990266

Renate Liebold

Autobiographien der Wirtschaftselite:
Selbstbild und Selbstinszenierungsformen280

Klara Löffler

In prominenter Lage.
Die (Auto-)Biographie als Konsumgut298

Sammlungen

Michael Egger

Das Oral-History-Archiv Graz317

Autorinnen und Autoren dieses Heftes319

Autobiographie und Zeitgeschichte

Einleitung

Carsten Heinze und Arthur Schlegelmilch

Im Zuge der kulturalistischen Selbstbefragung der Geschichtswissenschaft steht auch die ehemals markante Trennungslinie zwischen „objektiven“ und „subjektiven“ Geschichtsquellen zur Disposition. Zu letzteren zählen u.a. die mündliche lebensgeschichtliche Erzählung in Form der Oral History sowie die Autobiographie als verschriftlichte individuelle Lebensgeschichte oder Lebensabschnittsgeschichte. Während die Oral History zum Gegenstand zahlreicher methodischer Kontroversen wurde und, ungeachtet nach wie vor bestehender, zuletzt durch die Gedächtnisforschung nochmals intensivierter Einwände, Eingang in die historiographische Praxis gefunden hat, steht eine vergleichbare Debatte zur geschichtswissenschaftlichen Bewertung der Autobiographie noch weitgehend aus.

Für die Literaturwissenschaft stellt sich die schriftliche Autobiographie als problematische Zuordnungskategorie dar. Unter dem Eindruck gattungsspezifischer Verflüssigungen wird zunehmend von ‚autobiographischem Schreiben‘ gesprochen und die Gattungsfrage stärker historisiert. Hinzu gerät die Literaturwissenschaft von außen unter Druck: Die medientheoretische Perspektive hebt die mangelnde Beachtung des medialen Rahmens bei der Erzeugung autobiographischer Subjektivität hervor, was im Begriff der „Automedialität“ seinen Ausdruck findet. Die Öffnung der Referenzfrage führt zu einem weit gespannten Autobiographiebegriff, der von literarisch-avantgardistischen Textcollagen bis hin zu dokumentarisch-realistischen Darstellungen reicht. Demgegenüber positioniert sich die dem Poststrukturalismus entwachsene Auffassung vom „Tod“ der Autobiographie zunehmend in kulturspezifischen Feldern (*postcolonial studies*, *gender studies*) und stellt die Narrativität autobiographischer Erinnerungen und Identitäten in den Vordergrund.

Die soziologische Biographieforschung hält sich bis heute weitgehend aus den Debatten um Status und Erkenntniswert von Autobiographien und ihrer Subjekte heraus. Erst allmählich werden angrenzende Forschungsbefunde aus der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung diskutiert, eine kritische Betrachtung poststrukturalistischer Theorieansätze ist bisher nicht erfolgt. Damit droht ihr der Blick für die Problematik narrativer Selbstverhältnisse mit starkem Vergangenheitsbezug verloren zu gehen. Ihr wichtigstes Erhebungsinstrument bildet nach wie vor das narrative Interview, ihre Methodologien sind diesem weitgehend angepasst. Obwohl autobiographische Schriften als Gegenstand empirischer Sozialforschungen schon in den klassischen Studien von Thomas/Znaniecki und der Chicagoer Schule auftauchen, rückten diese im Zuge der Professionalisierung mündlicher Befragungen seit den 1980er Jahren in den Hintergrund. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Alle autobiographischen Texte sind in dem Sinne historisch, als sie sich auf zeitgeschichtliche Kontexte beziehen – sie sind in dem Sinne notwendigerweise literarisch, als sich die Komplexität und das Durcheinander des menschlichen Lebens nur in erzählerischer Form und mit Hilfe narrativer Strategien ordnen lassen, sofern sie nicht als literarische Schreibexperimente angelegt sind. Damit befindet sich die Autobiographie im Interessenbereich der Literatur- und Geschichtswissenschaft wie auch der Soziologie, wobei sich die Grenzen zwischen erfahrener und konstruierter Geschichte nur selten klar und eindeutig identifizieren lassen und Mischformen wie der „autobiographische Bericht“, der „romanhafte Bericht mit autobiographischen Zügen“, der „autobiographische Roman“ oder neuerdings „AutoBio-Fiktionen“ zu berücksichtigen sind.

Als Ordnungsversuch des eigenen Lebens und der Verhältnisse, in die es einmal eingebettet gewesen ist, konkurriert die Autobiographie sowohl mit den Vergangenheitsdeutungen der mitlebenden Zeitgenossen als auch mit den Ordnungsangeboten der professionellen Historiographie. Im Bereich der zeitgeschichtlichen Forschung spitzt sich die Konstellation insofern noch weiter zu, als hier ein Teil der Historikerschaft seinerseits Zeitzeugenschaft beanspruchen kann und zum Teil sogar mit autobiographischen Selbstzeugnissen in Erscheinung tritt. Sowohl aus geschichts- als auch aus literaturwissenschaftlicher Sicht stellt sich die Frage, wie Historiker ihre autobiographische Subjektivität im Spannungsfeld geschichtswissenschaftlichen Expertentums und emotional geprägten Erinnerungskulturen aufbauen.

Dem teils skeptischen, teils um Neubewertung bemühten Blick der Geschichts- und der Literaturwissenschaft auf die Autobiographie steht ein ständig anwachsender und sich hinsichtlich der Autorenschaft verbreiternder Strom von Texten autobiographischen Charakters gegenüber. Sie erfreuen sich auf dem Buchmarkt beträchtlicher Resonanz und nehmen Anteil an öffentlichen Diskursen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es ist somit davon auszugehen, dass mit (publizierten) Autobiographien sowohl „Geschichtspolitik“ gemacht als auch Einfluss im Prozess der kommunikativen und kollektiven Gedächtnisbildung genommen wird. Für die zeitgeschichtliche Forschung ist zu konstatieren, dass sie sich dieser Frage bislang nicht einmal exemplarisch gestellt hat. Ebenso fehlen bislang geschichtswissenschaftliche Untersuchungen zum Verhältnis kommunikativer/kultureller Gedächtnisbildung und autobiographischer Schriftlichkeit, obwohl doch zahlreiche Diskurse der Vergangenheit (und Gegenwart) durch massive „Einmischungen“ autobiographischer Schriftzeugnisse geprägt sind, wie zuletzt namentlich der „Achtundsechziger-Diskurs“ in aller Deutlichkeit gezeigt hat. Für die Soziologie kann neben den theoretischen Perspektiven ein ähnliches empirisches Interesse unterstellt werden.

Einen unter den Gesichtspunkten von Rezeption und Kommunikation lohnenswerten theoretischen Diskussionsansatz für alle genannten Disziplinen stellt die Konfiguration des ‚autobiographischen Pakts‘ (Philipp Lejeune) dar. Trotz poststrukturalistischer Einwendungen bildet sie noch immer einen zentralen Ausgangspunkt für die literaturwissenschaftliche Bestimmung der Autobiographie als kommunikativer Gattung. Wachsende Aufmerksamkeit erfahren dabei in letzter Zeit die „autobiographischen Paratexte“, die den Leser „als Leser einer Autobiographie“ perspektivieren und über biographische und zeithistorische Diskursivierungen den Autor/die Autorin als historische Persönlichkeit ausweisen.

Während der „autobiographische Leser“ als gedachte oder imaginierte Referenz des autobiographischen Schreibens fungiert, erscheint seine historisch-empirische Bestimmung vornehmlich über diskursanalytische Verfahren sowie über Text-/Kontextanalysen möglich zu sein. Dabei könnte sich die heuristische Figur des „autobiographischen Lesers“ eventuell auch dort als aussichtsreich erweisen, wo nach der erinnerungskulturellen Alltagskommunikation autobiographischen Schreibens gefragt wird.

Ein weiteres gewichtiges Desiderat zeithistorischer und literaturwissenschaftlicher Autobiographieforschung bezieht sich auf die Klassifizierung nicht publizierter und nicht von „Deutungseliten“ verfasster Autobiographien. Methodologische Ansätze zu dieser schriftlich verfassten ‚Geschichte von unten‘ wurden bislang kaum geliefert. Die literaturwissenschaftliche Theoriebildung hat sich vorwiegend der avancierten literarischen Autobiographie und deren komplexen Erzählformen zugewendet und dabei das Feld des popularen Schreibens vernachlässigt; die Geschichtswissenschaft hat sich ihr in der Regel allenfalls selektiv gewidmet, um für nicht anders zu schließende Beweisketten empirisches Füllmaterial zu gewinnen.

Die folgenden Beiträge gehen zurück auf eine interdisziplinäre Tagung zum Thema „Autobiographie und Zeitgeschichte“, die am 25./26.6.2010 im Institut für Geschichte und Biographie in Lüdenscheid stattgefunden hat. Ihr Ziel bestand darin, die drei Fachdisziplinen Geschichtswissenschaft, Literaturwissenschaft und Soziologie miteinander ins Gespräch zu bringen, Überschneidungsbereiche aufzuzeigen, aber auch fachliche Trennungslinien zu markieren. Bereits bestehende Ansätze in den oben als Desiderata benannten Forschungsfeldern sollten mit unserer Tagung ein Forum erhalten.

Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft

Volker Depkat

1. Einleitung

Für Historiker sind Autobiographien eine klassische Quelle, die durch die kulturwissenschaftliche Wende in der Geschichtswissenschaft neu an Relevanz gewonnen hat. Deshalb liegt die gegenwärtige Vitalität der historischen Autobiographieforschung zu einem Gutteil darin begründet, dass sich in diesem Feld seit langem etablierte Fragestellungen und neue historische Erkenntnisinteressen auf komplexe Art ineinander verflechten. Gleichwohl tun Historiker sich nach wie vor mit der Quellengattung „Autobiographie“ schwer. An der Rekonstruktion des Tatsächlichen interessiert, rechnen sie Autobiographien üblicherweise zur „Tradition“, also zu demjenigen historischen Material, das absichtlich mit dem Ziel verfasst worden ist, Geschichte und den Anteil, den ihr Verfasser daran hatte, der Nachwelt zu überliefern. Gerade dies macht Autobiographien als Quellen – und damit ist das aus der Vergangenheit überlieferte Material gemeint, aus dem sich Erkenntnisse über vergangene historische Wirklichkeiten gewinnen lassen – suspekt. Den sich auf der Suche nach historischer Faktizität befindenden Historikern gelten Autobiographien vielfach als rein subjektive, von Legitimierungs- und Rechtfertigungsbedürfnissen geprägte und im Wissen um später Geschehenes geschriebene Berichte, die eben deshalb vergangenes Geschehen bestenfalls verzerrt, oft aber auch ganz falsch darstellen (dazu ausführlicher Depkat 2003, 447-453 und Depkat 2004, 105-107).

Besonders gespannt ist das Verhältnis von Autobiographie und Geschichtswissenschaft im Feld der Zeitgeschichte, weil Historiker und Autobiographen hier in unmittelbare Konkurrenz zueinander treten. Dass sich die wissenschaftlichen Abstraktionen der Zeithistoriker vielfach kaum mit den autobiographisch reflektierten Geschichtserfahrungen der Zeitzeugen vermitteln lassen, ist hinlänglich bekannt. Nicht zuletzt deshalb gibt es ja das geflügelte Wort vom Zeitzeugen als dem natürlichen Feind des Zeithistorikers (Hockerts 2001, Plato 2000 und Kraushaar 1999). Darin allein erschöpft sich freilich das Problem der Konkurrenz von Autobiographie und Zeitgeschichte nicht. Es ist viel weiter gespannt, denn es geht letztlich um die historische Deutungshoheit über einen Zeitabschnitt, den Historiker und Autobiographen gleichermaßen als Zeitzeugen und Zeitbeobachter durchschritten haben. Hier gehen die Geschichtsdeutungen der Autobiographen denen der Fachhistoriker manchmal voraus, manchmal entstehen sie parallel zueinander, und manchmal folgt die autobiographische Geschichtsdeutung auch der fachhistorischen nach. So oder so aber stehen Autobiographie und Zeitgeschichte in einem engen Wechselverhältnis, eben weil die

Zeitgeschichte in ihrer Periodisierung und ihrer Themenbildung gegenüber den Historisierungsleistungen der Autobiographen nicht autonom ist.

Diese hier angerissenen Zusammenhänge lassen es geboten erscheinen, in der Erörterung von Stand und Aufgaben der historischen Autobiographieforschung insbesondere die quellenkundliche Problematik in den Mittelpunkt zu rücken. Zu diesem Zweck geht die folgende Untersuchung in vier Schritten vor und gibt zunächst einen Überblick über die historischen Themen und Fragestellungen, die in den vergangenen zwanzig Jahren auf der Basis autobiographischen Quellenmaterials bearbeitet worden sind. Anschließend werden in einem zweiten Abschnitt Ansätze zu einer neuen quellenkundlichen Aufarbeitung autobiographischen Materials vorgestellt, wie sie im Zuge der kulturgeschichtlichen Wende vor allem nach der Jahrtausendwende vorgeschlagen worden sind. Der dritte Abschnitt plädiert sodann für eine kommunikations- und textpragmatisch informierte Auseinandersetzung mit Autobiographien als Quellen der Geschichtswissenschaft, bevor der vierte Abschnitt dann die besondere Relevanz eines solchen Ansatzes für die Zeitgeschichte herausstreicht.

2. Autobiographie als Quelle in der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft

Die Beschäftigung mit Autobiographien hat in der Geschichtswissenschaft gegenwärtig Konjunktur. Das Interesse an autobiographischen Texten zieht sich durch alle Epochen von der Antike bis zur Zeitgeschichte, und die im Zusammenhang mit diesem Material erörterten Fragen sind denkbar vielfältig. Eine einfache Suche nach dem Begriff „Autobiographie“ in der „Historischen Bibliographie“ weist 158 Monographien und Aufsätze für die Zeit von 1990 bis 2009 nach. Ergänzt man die Suche um das englische „Autobiography“, erhält man weitere 20 Titel, so dass in den vergangenen zwanzig Jahren insgesamt mindestens 178 geschichtswissenschaftlich relevante Arbeiten verfasst worden sind, die sich auf die eine oder andere Art mit Autobiographien beschäftigen. Das sind rund neun Studien pro Jahr. Hinzu kommt eine nicht bekannte Zahl von Untersuchungen, die aus autobiographischem Material gearbeitet sind, ohne dies im Titel auszuweisen, weshalb sie mit der skizzierten Suchstrategie in der „Historischen Bibliographie“ nicht zu finden sind.¹

Schaut man sich die zeitliche Streuung dieser 178 Titel an, so wird deutlich, dass sich die Zahl der jährlichen Beiträge zu Autobiographien nach einem eher schleppendem Start in den 1990er Jahren nach 2000 deutlich erhöht und auch verstetigt hat. 54 der insgesamt 178 Titel erschienen zwischen 1990 und 1999, die übrigen 124 Titel sind nach der Jahrtausendwende veröffentlicht worden. Spitzenjahre sind 2007 mit 23 Titeln sowie 2002 und 2005 mit jeweils 21 Titeln. Die Höhen von 2002 und 2005 erklären sich durch einschlägige Sammelbände, die in jenen Jahren erschienen sind. Als die zwei wichtigsten sind hier Dietrich Meyers Band „Kirchengeschichte als Autobiographie“ sowie das von Michael Reichel herausgegebene Werk „Antike Autobiographien. Werke – Epochen – Gattungen“ zu nennen (Meyer 2002 und Reichel 2005). Der Spitzenwert des Jahres 2007 lässt sich so allerdings nicht begründen; die 23 Titel, die in diesem Jahr erschienen sind, bieten vielmehr das Bild einer breit gestreuten, sich über alle Epochen erstreckenden und in vielfältigen Zusammenhängen angesiedelten historiographischen Auseinandersetzung mit Autobiographien.

1 Die Suche wurde am 15. Februar 2010 online in der „Historischen Bibliographie“ durchgeführt (<http://www.historische-bibliographie.de>).

Im Umgang mit autobiographischem Material waren die Erkenntnisinteressen der Fachhistoriker in den vergangenen zwanzig Jahren durch eine komplexe Mischung von eher traditionellen und neuen Fragestellungen definiert. Das zentrale Arbeitsgebiet der Historiker war weiterhin die Erfassung und wissenschaftliche Edition autobiographischer Texte aus den verschiedenen Jahrhunderten. In diesen Zusammenhang seien auch solche Beiträge gestellt, die einzelne Autobiographien und Autobiographiegruppen vorstellen und allgemein in ihrem historischen Informationswert erörtern.²

Ein weiteres klassisches Feld ist die Biographie- und Lebenslaufforschung im weitesten Sinne, für die Autobiographien seit jeher zentrale Quellen sind. Damit untrennbar verknüpft sind Fragen nach der Geschichte der Vorstellungen von „Individualität“, von „Subjektivität“ und „Autonomie“, vom „Selbst“, kurz gesagt Fragen zur Genese des „abendländischen Persönlichkeitsbewußtseins“ (Misch 1949, 5). Für die Gründerväter der modernen Autobiographieforschung aus dem Geiste des Historismus – Wilhelm Dilthey und Georg Misch – begründete dies überhaupt das zentrale Interesse an Autobiographien. Im Kontext dieser Forschungstradition sind auch in den vergangenen zwanzig Jahren weiterhin viele historische Arbeiten erschienen, die Autobiographien untersuchten, um Lebensläufe zu rekonstruieren und das in sie eingeschriebene Ich-Verständnis freizulegen.³ Zu nennen wären in diesem Zusammenhang auch die freilich eher wenigen Arbeiten zur Psychohistorie, für die Autobiographien spätestens seit Erik H. Eriksons psychoanalytischen Studien zu Identität und Lebenszyklus zentrale Quellen sind.⁴

Die zunächst sozial- und dann kulturgeschichtliche Wende in den Geschichtswissenschaften hat den Quellenwert von Autobiographien in neuen Zusammenhängen reflektiert. Die sich in der Kritik am Historismus entfaltende Sozialgeschichte hat die gesellschaftliche Bedingtheit alles Individuellen betont und deshalb vor allem in ihrer kulturgeschichtlichen Erweiterung den Fokus auf kollektive Identitäten, Mentalitäten und Lebenswelten gelegt.⁵ Aus diesem Erkenntnisinteresse heraus organisierte die Sozial- und Kulturgeschichte einen Zugriff auf Autobiographien, der diese als Quellen zur Geschichte des Selbstverständnisses und des Habitus von sozialen Gruppen analysiert. So lasen beispielsweise Marcus Funck und Stephan Malinowski Autobiographien „als Quelle einer Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Adels“ (Funck/Malinowski 1999), Michael Maurer rekonstruierte aus Autobiographien die „Biographie des Bürgers“ (Maurer 1996), und viele andere Historiker zogen Autobiographien heran, um etwas über die Lebenswelten, das Selbstverständnis und die kol-

2 Von den nach meiner Zählung fast 60 Titeln seien hier nur exemplarisch genannt: Pöribacher 1992, Klanska 1993, Friedrich 1995, Hoerder 1996, Rudolph 1998, Orland 1998, Halse 2002, Bill 2004, Trauner 2004, Czech-Schneider 2006, Slapnicka 2007, Friedrich 2007 und Hermann 2008.

3 Röckelein 1994a, Röckelein 1994b, Köhn 1996, Kohler 1997, Kölmel 1996, Ulbricht 2001, Vogel 2002, Heinz 2004, Trauner 2004, Effe 2005, Jancke/Ulbrich 2005, Kluge 2005, Schlothelbeuer 2005, Kohtz 2007, Schmitt 2007, Hermann 2008 und Heinritz 2008.

4 Erikson 1959, Goldmann 1990, Frenken 1999 und Gebhardt 2002.

5 Zum Ort der Sozialgeschichte in den historiographischen Debatten der Bundesrepublik: Iggers 1997, 406-420; Iggers 2007, 32-74 und Wehler 1987, 6-31. Zur kulturgeschichtlichen Wende in der Geschichtswissenschaft: Burke 2004, Daniel 2001, Vierhaus 1995, Mergel/Welskopp 1997, Welskopp 1998 und Wehler 1998.

lektive Identität einzelner sozialer Gruppen zu erfahren.⁶ Ebenso suchten Historiker über Autobiographien Zugänge zur Geschichte von Kindheit und Jugend⁷ oder zapften sie als erziehungs- und bildungsgeschichtliche Quellen an, wie es beispielsweise Gunilla Budde tat, die auf der Basis autobiographischen Materials den „Weg ins Bürgerleben“ in deutschen und englischen Familien verfolgte (Budde 1994). Gleichzeitig griffen vor allem jüngere Historiker verstärkt auf Autobiographien als Quellen der Körpergeschichte, der Krankheitsgeschichte und der Sexualitätsgeschichte zurück,⁸ untersuchten diese im Hinblick auf die in ihnen sichtbar werdenden Geschlechterordnungen oder legten die in sie eingeschriebenen kollektiven Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit frei.⁹

Ebenfalls einem primär sozial- und kulturgeschichtlichen Interesse verpflichtet sind die vielen neueren Arbeiten, die autobiographisches Material für religions-, kirchen- und frömmigkeitsgeschichtliche Fragestellungen nutzten,¹⁰ es als Quelle für die Wissenschafts- und Technikgeschichte¹¹ oder auch für die Geschichte von Kriminalität und abweichendem Verhalten auswerteten (Meier 1999 und Talkenberger 2000). Zu den zweifellos neuesten Trends im Feld der sozial- und kulturgeschichtlichen Auseinandersetzung mit Autobiographien gehört die Erinnerungsforschung, die aus diesem Quellenmaterial die Formierung, Transformation und Tradierung kollektiver Erinnerung rekonstruiert.¹² Damit untrennbar verknüpft sind erfahrungsgeschichtliche Fragestellungen, die auf die rückblickende Repräsentation und Deutung von Geschichtserfahrung ausgerichtet sind.¹³ Dieses Interesse an der autobiographischen Konstruktion von Vergangenheit auf dem schwankenden Boden einer jeweiligen Schreibgegenwart, der Formierung von historischer Erinnerung und der Historisierung der selbst erlebten Zeit im Modus autobiographischen Erzählens ist einerseits neu. Andererseits ist es in vielfältiger Hinsicht anschlussfähig an ein klassisches Untersuchungsfeld, das durch die Frage nach dem Verhältnis von Autobiographie, Geschichtsbewusstsein und Historiographie definiert wird. Auch dieses klassische Forschungsfeld wurde in den vergangenen zwanzig Jahren kontinuierlich bearbeitet.¹⁴ Im

6 Friedrich 1995, März 1996, Kohler 1997, Orland 1998, Vosahlíková 1999, Berger 2000, Engelhardt 2001, Engelhardt 2002, Halse 2002, Jancke 2002, Malitz 2003, Friedrich 2003, Schleiermacher 2003, Bill 2004, Witt 2004, Kluge 2005, Lüsebrink 2006, Freudenstein 2007, Friedrich 2007 und Heinritz 2008.

7 Ungermann 1997, Frenken 1999, Stüben 2001, Beutin 2007 und Freudenstein 2007.

8 Körpergeschichte: Niethammer 1997, Eppe 1999, Hoffmann 2007 und Ulbricht 2008. Krankheitsgeschichte: Friedrich 2003, Hoffmann 2007, Friedrich 2007 und Schmidt 2007. Sexualitätsgeschichte: Meier 1999 und Kohtz 2007.

9 Röckelein 1990, Jancke 1996, Meise 1996, Meier 1999, Czech-Schneider 2006, Schneikart 2007, Kohtz 2007 und Heinritz 2008.

10 Röckelein 1990, Pönbacher 1992, Kohler 1997, Meyer 1999, Unterburger 2000, Meyer 2002, Lahrkamp 2002, Jancke 2004 und Krondorfer 2008.

11 Orland 1998, Meyer 1999, Engelhardt 2001, Engelhardt 2002, Meyer 2002 und Engelhardt 2004.

12 Berg 2000, Schaser 2003, Korte/Schneider/Sternberg 2005, Friedrich 2007, Krondorfer 2008 und Heinritz 2008.

13 Thomes 1996, Mahr 1999, Stüben 2001, Zimmermann 2002, Krassnitzer 2002, Schleiermacher 2003, Jancke 2004, Krohn et al. 2005, Korte/Schneider/Sternberg 2005, Bürmann 2006, Núñez 2006, Saagpak 2007, Depkat 2007 und Krondorfer 2008.

14 Rüsen 1993, Jancke 1996, Meyer 1999, Berg 2000, Henke 2001, Meyer 2002, Dormeyer 2004, Hirschberger 2005, Kagel 2006, Muhlack 2006, Depkat 2007, Ulbricht 2007 und Broer 2009.

Kern geht diese Fragestellung auf Wilhelm Dilthey zurück, der im Rahmen seiner geisteswissenschaftlichen Hermeneutik die Autobiographie als eine der „Wurzeln alles geschichtlichen Auffassens“ begriffen hat (Dilthey 1981, 247). Seitdem steht die Frage im Raum, wie sich Autobiographie und Historiographie zueinander verhalten. Beantwortet ist sie aber noch lange nicht.

Insgesamt also lässt sich im Lichte der hier skizzierten Forschungstätigkeit der vergangenen zwanzig Jahre feststellen, dass es einen inneren Zusammenhang zwischen der Entfaltung der kulturgeschichtlichen Wende seit den 1990er Jahren und der verstärkten Hinwendung der Historiographie zu Autobiographien gibt. Nachdem die Auseinandersetzung mit dieser Quellengattung für eine im Zeichen des Historismus stehende Geschichtswissenschaft zentral war, verlor sie in der zunächst ganz auf anonyme Prozesse und gesamtgesellschaftliche Strukturen fokussierten Sozialgeschichte seit den 1960er Jahren vorübergehend an Bedeutung. Dann jedoch hat die kulturwissenschaftliche Wende, die sich als Kritik an einer struktur- und prozessfixierten Sozialgeschichte entfaltete, der Quellengattung „Autobiographie“ wieder einen zentralen Stellenwert für die historische Forschung verliehen.

In vieler Hinsicht repräsentativ für diese Entwicklung war Winfried Schulzes Konferenz über „Ego-Dokumente“, die 1992 in der Werner-Reimers Stiftung in Bad Homburg stattfand und deren Beiträge 1996 in dem Band „Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte“ publiziert wurden. In seinen Vorüberlegungen zu dieser Tagung stellt Schulze fest, dass das Interesse der Geschichtswissenschaft „am historischen Menschen, seinem Denken, Wissen und Verhalten“ im späten 20. Jahrhundert gewachsen sei (Schulze 1996, 11). Dabei habe sich dieses Interesse zunächst besonders im Bereich der Mentalitätsgeschichte ausgewirkt, welche die sich eher unbewusst artikulierenden Haltungen, Vorstellungswelten und Verhaltensweisen historischer Menschen erforsche. Allerdings habe, so Schulze, die „Dynamik intensiver mentalitätshistorischer Forschung“ inzwischen „den zunächst im Mittelpunkt stehenden Bereich des kollektiven Unbewußten überschritten und ein neues Interesse an einzelnen Personen, ihrer typischen oder singulären Vorstellungswelt, ihrer Welt-sicht insgesamt hervorgerufen.“ (Schulze 1996, 13) Das wiederum habe ein neues Interesse an „Ego-Dokumenten“ allgemein formiert.

Schulze veranstaltete die Tagung zu „Ego-Dokumenten“ in dezidiert quellenkundlicher Absicht, und zwar aus der zutreffenden Beobachtung heraus, dass die systematische Quellenkunde irgendwann nach 1900 stehengeblieben sei und somit kaum mit den weitreichenden theoretischen und methodischen Innovationen in der Geschichtswissenschaft nach 1960 mitgehalten habe (Schulze 1996, 344). An diesem Tatbestand hat sich, was die historiographische Auseinandersetzung mit dem „Quellenproblem Autobiographie“ anbetrifft, bis heute nicht viel geändert. Die Quellenkunde der Autobiographie bleibt ein Forschungsproblem.

3. Die Quellenkunde der Autobiographie als Forschungsproblem

Die Beliebtheit, der sich Autobiographien in der gegenwärtigen Forschung erfreuen, steht vielfach in einem krassen Missverhältnis zur immer noch unterentwickelten quellenkundlichen Durchdringung autobiographischen Materials. Dominant ist weiterhin ein Umgang mit autobiographischen Texten, der diese im mehr oder weniger naiven Durchgriff auf eine hinter ihnen stehende historische Realität liest und sich um

die Textualität der Texte und die narrativen Strukturen der in ihnen erzählten Welten nur wenig oder überhaupt nicht kümmert. Vielfach werden Autobiographien so zu einem bloßen Steinbruch für eine Vielzahl von historischen Fakten, und zwar vorwiegend solchen Fakten, die sich aus anderem, vermeintlich zuverlässigerem Quellenmaterial wie beispielsweise Regierungsakten nicht gewinnen lassen (vgl. Depkat 2003, 450, 475). Doch dienen Autobiographien nicht nur in Bezug auf einzelne historische Informationen als Faktenlieferanten. Vielmehr gewinnen auch die Biographie des Autors sowie seine Persönlichkeit, sein Charakter, seine Identität und seine Geschichtserfahrung selbst den Status historischer Tatsachen, wenn man autobiographische Texte naiv als Quellen im schlichten Durchgriff auf eine hinter ihnen stehende historische Wirklichkeit liest und damit das autobiographisch entworfene Ich des Autors für bare Münze nimmt.

Wenngleich ein eher traditioneller Zugriff auf Autobiographien in der deutschen Geschichtswissenschaft weiterhin dominant ist, so ist doch auch unverkennbar, dass die kulturgeschichtliche Wende neue Formen des Umgangs mit autobiographischem Material aus sich hervor getrieben hat. Diese Formen machen die Textualität autobiographischer Texte zum Ausgangspunkt der Überlegungen und lesen Autobiographien deshalb zunächst als Texte, um sie eben dadurch auf neue Art und Weise als Quellen aufbereiten zu können.

So ging Michael Maurer im Jahr 2000 der Erzählstruktur in den Autobiographien des Pietisten Friedrich Christoph Oetinger und des Aufklärers Christian Wolff nach und erkannte in beiden Schriften Darstellungen von „Identitätsfindung und Identitätsbehauptung“, die Maurers Meinung nach von real erfahrenen Lebenskrisen hervor getrieben worden waren (Maurer 2000, 89). Im folgenden Jahr verfasste Dagmar Günthers ihr engagiertes und mutiges Plädoyer für eine „textpragmatisch[e] und erzähltheoretisch[e] Annäherung“ an Autobiographien als historische Quellen (Günther 2001, 32). In der „Historischen Zeitschrift“ ging sie scharf mit den Traditionen der historischen Autobiographieforschung und den epistemologischen Prämissen, auf denen diese beruhten, ins Gericht. Die meisten Historiker betrachteten Autobiographien, so Günther, als bloße Lieferanten eines bunten Potpourris von historischen Fakten, die meist nur dazu dienten, vorgefertigte Hypothesen zur historischen Wirklichkeit zu illustrieren. Üblicherweise ergingen sich Historiker in „buchstäblichen Lektüren“ (Günther 2001, 55) autobiographischer Texte und setzten die „Erzählung des Gewesenen, Erlebten, Empfundenen“ allzu sorglos mit dem tatsächlich „Gewesenen, Erlebten, Empfundenen“ gleich (Günther 2001, 52). Demgegenüber plädierte sie entschieden dafür, Autobiographien als narrative Texte zu untersuchen, in denen sich ein Subjekt im Prozess der Erzählung überhaupt erst als „Ich“ konstituiert, sich als ein „Ich“ selbst beschreibt und sich durch seine Erzählung zu Vergangenheit und Zukunft in Beziehung setzt. Deshalb sollten Historiker die narrativen Eigengesetzlichkeiten des Genres Autobiographie zum Ausgangspunkt ihrer quellenkundlichen Anstrengungen machen. Dies verlange nach einer genauen Analyse der Strukturen narrativer Sinnbildung ebenso wie nach einer narratologisch informierten Auseinandersetzung mit dem Verhältnis des Erzählers zum Erzählten. Es gehe darum, die semantischen Relationen zwischen den einzelnen Passagen und Episoden einer autobiographischen Erzählung freizulegen, narrative Strategien der Geltungssicherung zu rekonstruieren und narrative Muster zu erörtern. Lege man diese Regeln der Textkonstitution frei, so

würden Autobiographien für Historiker zu Quellen, aus denen sich etwas über die Geschichte von Subjektkonstitutionen im historischen Prozess lernen lasse.

Ein Jahr nach Dagmar Günther ging Stephan Kraft 2002 den Interferenzen von Autobiographie, Briefkultur und galantem Roman um 1700 nach und hob hervor, „dass praktisch jedes Selbstzeugnis in hohem Maße diskursiv gebunden“ sei (Kraft 2002, 8). Er argumentierte auch dafür, dass Autobiographien als literarische Gattungen ihre eigenen Textkonventionen und -strategien hätten, so dass folglich die „Erzählung immanenten narrativen Gesetzen“ folge (Kraft 2002, 8). Dies sei „dem Quellenwert der Erzählung sowohl auf der Faktenebene als auch bei der Frage nach einer sich ausdrückenden Subjektivität durchaus abträglich“ (Kraft 2002, 8). Diese Feststellung nutzt Kraft jedoch nun nicht dazu, um Autobiographien als historische Quelle rundheraus zu disqualifizieren. Vielmehr betont er, dass „[g]erade die Differenzen zwischen Realität und Fiktion ... bei einem literarischen Selbstentwurf den Blick dafür schärfen“ könnten, „worauf es bei der Konstruktion dieses Selbst angekommen ist“. (Kraft 2002, 9)

Charlotte Heinritz schließlich erörterte im Jahr 2008 Frauenautobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerung und betonte darin zu Recht, dass Lebensläufe nur durch Erzählung dargestellt und erfasst werden könnten. Erst durch Erzählungen würden Biographien überhaupt konstituiert; Identität werde durch den autobiographischen Text hergestellt und gesichert. Deshalb könne die „Logik der Autobiographie ... nur von der Logik des Erzählens her erfasst werden“. (Heinritz 2008, 115) Die Bedeutung autobiographischen Erzählens liege mithin „nicht in der Abbildung von Wirklichkeit, in der Rekonstruktion des vergangenen Lebens, sondern in der Konstitution von Sinn“. (ebd.) Damit werden Autobiographien in der Lesart von Charlotte Heinritz zu Akten von individueller und kollektiver Selbstvergewisserung im Licht erfahrenen historischen Wandels.

Standen bei Maurer, Günther, Kraft und Heinritz die narrativen Strukturen autobiographischer Erzählungen im Vordergrund, so betonen andere Historiker eher die Eigenschaft von Autobiographien als kommunikative Handlungen und Akte sozialer Kommunikation. Damit einher gehen vielfach Überlegungen zum autobiographischen Schreiben als sozialer Praxis, die in konkreten, relativ präzise beschreibbaren biographischen und allgemein historischen Kontexten verortet und zugleich auf sie hin bezogen ist. In diesem Zusammenhang sind meine eigenen Arbeiten zur Autobiographie zu stellen (Depkat 2003, Depkat 2004 und Depkat 2007), doch stehe ich keinesfalls allein auf weiter Flur. So plädierte auch die Frühneuzeithistorikerin Renate Dürr im Jahr 2007 in einem Aufsatz zu den „Funktionen autobiographischen Schreibens“ dafür, das Schreiben einer Autobiographie als einen dialogisch strukturierten kommunikativen Akt zu begreifen, und dies gleich in zweifacher Hinsicht, nämlich einerseits mit Blick auf die Vergangenheit aus der Perspektive der Schreibgegenwart und andererseits als „nach außen getragene Kommunikation mit Blick auf einen möglichen Rezipientenkreis“, auf dessen Leseerwartungen hin die autobiographische Erzählung zugeschnitten wird (Dürr 2007, 21).

Anschlussfähig zu diesen Überlegungen von Renate Dürr sind die von Carsten Heinze, der sich – ebenfalls im Jahr 2007 – der kommunikativen Dynamik von Autobiographien über die Paratexte genähert hat, über jene Texte also, die, wie beispielsweise Titel/Untertitel, Gattungsbezeichnungen, Widmungen/Motti, Waschzettel, Vorworte, Bild- und Dokumentenmaterial, die Kommunikationssituation definieren, in

denen der Autobiograph selbst seine Erzählung ansiedelt und auf die hin er sie ausrichtet (Heinze 2007).

Schaut man sich diese aus der Beschäftigung mit autobiographischem Material aus unterschiedlichen Epochen resultierenden quellenkundlichen Überlegungen an und fragt sich dann, wo sie zusammenlaufen, so kommt man um ein entschiedenes Plädoyer für einen kommunikations- und textpragmatischen Zugriff auf autobiographisches Material, der die Textualität von Autobiographien zum Ausgangspunkt für dezidiert historische – das heißt auf die Rekonstruktion außertextueller Wirklichkeiten zielende – Fragestellungen nutzbar macht, nicht herum. Die Umriss eines solchen kommunikations- und textpragmatischen Zugriffs auf autobiographisches Quellenmaterial und die damit verbundenen historiographischen Erkenntnischancen seien nun kurz erörtert.

4. Plädoyer für einen text- und kommunikationspragmatischen Zugriff auf autobiographisches Quellenmaterial

Ein text- und kommunikationspragmatischer Zugriff auf autobiographisches Material bedeutet grundsätzlich, das Was der autobiographischen Kommunikation in Abhängigkeit von deren Wie und Warum zu analysieren.¹⁵ Als theoretische Anknüpfungspunkte bieten sich hier vor allem die pragmatische Textlinguistik und die literaturwissenschaftliche Narratologie an.

Interessant an der kommunikationspragmatischen Textlinguistik ist für Historiker vor allem der von der Sprechakttheorie inspirierte Textbegriff, wonach ein Text nicht allein als eine grammatisch verknüpfte Zeichen- und Satzfolge definiert ist, sondern als eine sprachliche Handlung, durch die der Autor eine bestimmte kommunikative Beziehung zu einem von ihm selbst im Akt des Schreibens imaginierten Publikum herzustellen versucht (vgl. Brinker 2005 und Hardmeier 2003, 47-77). Damit ist jeder autobiographische Text in einem kommunikativen Handlungskontext angesiedelt, der dessen sprachliche Zeichenfolge weit übersteigt, der zugleich aber die im autobiographischen Text vollzogene Kommunikation selbst steuert. Mithin sind „sowohl die Wahl der sprachlichen Mittel ... als auch die Entfaltung des Themas bzw. der Themen“ (Brinker 2005, 17) eines autobiographischen Textes kommunikativ gesteuert, das heißt durch die kommunikativen Intentionen des Autobiographen sowie durch die Faktoren des äußeren situativen Kontexts bestimmt. Sowohl die Produktion als auch die Rezeption von Autobiographien geschieht im Hinblick auf jenen textexternen Bezugs- und Handlungsrahmen – und erst dieser Bezug bestimmt sowohl die jeweilige Funktion als auch die spezifische Bedeutung der autobiographischen Kommunikation *in* den Texten.

Interessant an der literaturwissenschaftlichen Narratologie ist für Historiker das dort kultivierte Verständnis von Erzählung als einer besonderen Form der Redekommunikation, die im Prozess des Erzählens eine eigene Welt aufbaut. Diese Welt hat ihre eigene Ordnung, die gleichermaßen personal, räumlich und zeitlich dimensioniert ist.¹⁶ Diese Ordnung der erzählten Welt lässt sich in konkreter, methodisch regulierter Textarbeit ebenso freilegen wie die Elemente, Schemata und Struktur des erzählten

15 Die im Folgenden entwickelten Zusammenhänge sind ausführlicher in Depkat 2010 dargestellt.

16 Martinez/Scheffel 2007, Stanzel 2008, Genette 1994 und Hardmeier 2003, 64-75.

Ereignis- und Handlungsgefüges. Ein zentraler Gegenstand der Narratologie ist ferner der Erzähler selbst und dessen Perspektive auf Welt, die er durch die Erzählung organisiert und die sowohl seine Wahrnehmung von Welt als auch seine Stellung zum Geschehen bestimmt. Schließlich sind auch der intendierte Adressat und die vom Erzähler imaginierte Erzählsituation in ihrer Bedeutung für das Erzählte ein wichtiges narratologisches Untersuchungsfeld.

Nimmt man die hier bloß skizzierten Aspekte der linguistischen und narratologischen Textanalyse zusammen und wendet diese auf den Bereich der quellenkundlichen Durchdringung autobiographischen Materials an, so wird der Aufgabenkatalog eines text- und kommunikationspragmatischen Zugriffs auf Autobiographien in Umrissen sichtbar. Zunächst einmal sollten Historiker sich im Umgang mit Autobiographien nicht nur um das Verständnis der materiellen Zeichen in den Texten bemühen, sondern auch den außertextuellen kommunikativen Bezugs- und Handlungsrahmen rekonstruieren, den Autobiographien voraussetzen und der diese zugleich ermöglicht. Es geht also allgemein darum herauszufinden, wie in Texten sprachlich und inhaltlich auf einen äußeren historischen Kontext der Schreibgegenwart Bezug genommen wird und wie dieser textexterne Kontext der Texte auch textintern an der Sprachgestalt der Autobiographie erkennbar wird. Dies heißt selbstverständlich, dass man zunächst einmal nach dem sowohl lebensgeschichtlichen als auch allgemein historischen Warum und Wann des autobiographischen Aktes fragen muss, bevor man sich an das Was und Wie der autobiographischen Erzählung macht. In der Rekonstruktion des biographischen Orts der Autobiographie und ihres situativen Kontexts werden Historiker auch auf anderes Quellenmaterial zurückgreifen müssen, aber das sind sie ja gewöhnt.

In einem zweiten Schritt wäre sodann herauszufinden, *wie genau* der textexterne kommunikative Kontext die in den Texten selbst vollzogene Kommunikation steuert. Wie aber lässt sich dies aus der sprachlich-thematischen Gestalt der Texte selbst rekonstruieren?

Ein Ansatzpunkt für die Beantwortung dieser Frage gründet in der Überlegung, dass es sich bei Autobiographien aus Sicht des Autobiographen immer nur um ein Kommunikationsangebot handelt, das auf ein von ihm selbst im Akt des Schreibens imaginiertes Publikum hin ausgerichtet ist. Deshalb kann man untersuchen, welche sprachlichen Mittel ein Autobiograph verwendet, um im Text selbst die kommunikative Interaktion mit seinem imaginierten Publikum zu organisieren. Wie also entwirft er sich selbst als Sprecher? Welche kommunikativen Rollen spielt er im Verlauf der Erzählung? Welche Perspektive auf Wirklichkeit wird dadurch organisiert, und was heißt dies für die Art und Weise, wie historische Wirklichkeit in einer Autobiographie repräsentiert wird? Welche Ausschnitte von Wirklichkeit kommen in den Blick? Wo sind die Blindstellen, die ein bestimmtes Sprecherverständnis produziert? Wer ist der intendierte Adressat, und welche Auswirkungen hat dies auf die sprachlich-thematische Gestalt des autobiographischen Textes?

Eine zweite Möglichkeit, den äußeren Bezugs- und Handlungsrahmen der Texte zu rekonstruieren, besteht in der systematischen Analyse der zeitlich-räumlichen Strukturen der autobiographischen Erzählung, die Auskunft darüber geben, wie der Autobiograph sich selbst und seine Erzählung in Zeit und Raum verortet. Mit Hilfe welcher zeitlichen und räumlichen Signale nimmt er auf den Abfassungszeitpunkt und die Schreibgegenwart Bezug? Welche Perspektiven auf Vergangenheit und Zukunft

werden dadurch organisiert? Wie wird die erzählte Vergangenheit selbst in Bezug auf Zeit und Raum strukturiert? Welche Zäsuren werden gesetzt? Welche räumlichen Konstellationen werden entworfen? Wie wird die eigene Lebensgeschichte dazu in Beziehung gesetzt? Wie werden Vergangenheit und Zukunft aus Sicht der Schreibgegenwart ineinander verschränkt? Was sagt dies über die biographische und historische Wirklichkeit des Abfassungszeitpunktes aus?

Schließlich kann man fragen, welche Art von Geschichten in der Autobiographie eigentlich erzählt werden. Sind es in Vorstellung von Kontinuität gründende Bildungs- und Entwicklungsgeschichten? Sind es um einen Bruch herum organisierte Konversionsgeschichten? Sind es Niedergangs- oder Aufstiegsgeschichten? Sind es Ankunfts- und Abschiedsgeschichten? Wie verhalten sich diese narrativen Grundmuster zum historischen Kontext, in dem diese Geschichten erzählt werden? Das alles sind Fragen, die durch einen text- und kommunikationspragmatischen Zugriff auf autobiographische Texte eröffnet werden und die sich – und das ist meines Erachtens besonders wichtig – durch eine genaue Lektüre am Text selbst methodisch kontrolliert beantworten lassen.

Tut man als Historiker das, begreift man Autobiographien also als Akte sozialer Kommunikation in laufenden gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozessen einer jeweiligen Zeit, dann werden Autobiographien auf einmal zu historischen Quellen, die Auskunft über die Geschichte individueller und kollektiver Sinnstiftungsprozesse in Auseinandersetzung mit historischen Erfahrungen geben. Von besonderem Interesse könnte dann der Zusammenhang von historischen Umbruchssituationen und dem autobiographischen Akt sein. Zu fragen wäre dann aber nicht nur, wie erfahrene Brüche autobiographisch repräsentiert und reflektiert werden, sondern vielmehr auch, ob nicht die Erfahrung von historischen Umbrüchen und Zäsuren den autobiographischen Akt überhaupt erst motiviert hat und deshalb immer schon im autobiographischen Narrativ präsent ist, obwohl der autobiographische Text selbst sie vielleicht gar nicht thematisiert. Ein Fokus auf den kommunikativen Handlungscharakter von Autobiographien würde es Historikern erlauben, die Konfiguration und Rekonfiguration von kollektiv geteilten Sinnsystemen im Lichte ihres Problematisierens zu rekonstruieren. Das heißt dann freilich auch, „Persönlichkeitsbewusstsein“ oder „Identität“ nicht länger als eine historische Tatsache per se zu begreifen, sondern als einen kaum jemals abgeschlossenen Prozess in der Zeit, der von biographisch-historischen Kontexten und Ereignisverläufen strukturiert und vorangetrieben wird (vgl. ausführlicher Depkat 2007, 26-28).

5. Autobiographie und Zeitgeschichte

Die zuletzt angestellten Überlegungen sind von besonderer Bedeutung für den Zusammenhang von Autobiographie und Zeitgeschichte, dem Schwerpunktthema des vorliegenden Heftes. Das hat damit zu tun, dass Epochenkonstruktionen niemals nur rein wissenschaftliche Abstraktionsleistungen sind, sondern zentral im Epochen- und Geschichtsbewusstsein derjenigen gründen, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt fragend und forschend der Vergangenheit zuwenden (Herzog/Koselleck 1987, vii.) Vor diesem Hintergrund hat Arnold Esch, ausgehend von der Beobachtung, dass Zeitgenossen und Historiker das gleiche Stück Zeit aus unterschiedlicher Perspektive betrachten und dass deshalb die Spannung zwischen den empiriegesättigten subjektivi-

ven Periodisierungen der Zeitgenossen und den wissenschaftlichen Epochengliederungen der Historiker unauflösbar ist, „Menschenalter“ und „Zeitalter“ als Kategorien historischer Zeit entwickelt (Esch 1994). Beide setzen die subjektiv empfundenen Periodisierungen der Zeitgenossen und die der Historiker in ein Verhältnis zueinander. „Zeitalter“ sind die auf dem Wege wissenschaftlicher Erkenntnis gewonnenen Epochen, also ein Bündel von Zusammenhängen und Entwicklungssträngen, das die Einheit eines Zeitabschnittes in der Differenz zu einem Davor und einem Danach konstituiert. „Menschenalter“ bezeichnet demgegenüber nicht einfach nur Lebensalter, sondern „den jeweiligen Zeitraum erfahrener Geschichte“, der durch die Horizontlinie individueller oder kollektiver Erfahrung und Erinnerung umrissen ist. „Menschenalter“ ist „empfundene Periodisierung“, die individuelle Biographie und allgemeine Geschichte miteinander verknüpft (Esch 1994, 18). „Menschenalter“ steht damit genau auf der Grenze zwischen Individuum und Geschichte, genau auf jener Linie, die die gleitenden persönlichen Zeitspannen von der allgemeinen, über den eigenen Erfahrungsraum hinausreichenden Geschichte trennt und sie doch zugleich verbindet. Die Übergänge vom Individuum zur Geschichte sind in dem Moment erreicht, in dem Menschen selbst anhand von bestimmten historischen Ereignissen ihre Gegenwart innerhalb der Geschichte platzieren und mit Hilfe solcher historischer Ereignisse auch ihre Lebensgeschichten strukturieren. Nach Esch sind dies die „Nahtstellen zwischen Menschenalter und Zeitalter“ (Esch 1994, 22).

Mit Blick auf das Verhältnis von Autobiographie und Zeitgeschichte liegt es demnach nahe zu fragen, ob es nicht gerade diese „Nahtstellen zwischen Menschenalter und Zeitalter“ sind, die die autobiographische Erinnerung strukturieren, die aber durch die autobiographische Erinnerung immer auch erst hervorgebracht werden. Ein solcher Frageansatz hat weit reichende Folgen für den Begriff von Zeitgeschichte. Immer noch am besten definiert als die „Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung“ (Rothfels 1953, 2), rücken in der Zeitgeschichte Epochenbewusstsein und die wissenschaftliche Epochenbildung eng zusammen, wenn sie nicht gar ganz ineinander fallen. Gerade in der Zeitgeschichte stehen Epochenbewusstsein und Epochenbegriff in einem komplexen Zirkel: Die Erfahrung von Zeitgeschichte erzeugt ein bestimmtes Epochenbewusstsein bei den Zeitgenossen, und dies erzeugt auch immer erst wieder die Epochengliederung, durch die Zeitgeschichte als Gegenstand konstituiert wird. Insofern lassen sich Autobiographien als Quellen begreifen, aus denen sich Erkenntnisse darüber gewinnen lassen, wie bereits die jeweiligen Zeitgenossen selbst die eigene Zeit in Geschichte verwandeln. Solche Fragestellungen werden freilich erst durch einen text- und kommunikationspragmatischen Zugriff auf Autobiographien möglich. In der historiographischen Diskussion sollte es in Zukunft folglich nicht mehr allein vorrangig darum gehen, was Autobiographen erzählen und wie sich das, was sie erzählen, zu dem von der Forschung erarbeiteten gesicherten historischen Wissen verhält. Es sollte vielmehr immer auch darum gehen, warum und wie sie überhaupt erzählen, was dies für die Selbstverortung des Autobiographen in Raum und Zeit bedeutet und inwiefern sich dadurch Vorstellungen von Zeitgeschichte immer auch erst formieren.

LITERATUR

- Aertsen, Jan A. und Andreas Speer (1996) (Hg.): *Individuum und Individualität im Mittelalter*. Berlin.
- Berg, Nicolas (2000): Zwischen individuellem und historiographischem Gedächtnis. Der Nationalsozialismus in Autobiographien deutscher Historiker nach 1945. In: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 13. Jg., 181-207.
- Berger, Stefan (2000): In the Fangs of Social Patriotism. The Construction of Nation and Class in Autobiographies of British and German Social Democrats in the Inter-War Period. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 40, 259-290.
- Beutin, Wolfgang (2007): Jugend in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert anhand von Künstlerautobiographien. In: Rainer Kolk (Hg.): *Jugend im Vormärz*. Bielefeld, 89-136.
- Bill, Claus H. (2004): Selbstzeugnisse ostelbischer Niederadliger der Vormoderne. Annotierter Quellenbericht über Autobiographien und Tagebücher 1500-1800. In: *Nobilitas* 7, 211-245.
- Brinker, Klaus (2005): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 6. Auflage. Berlin.
- Broer, Ingo (2009): Autobiographie und Historiographie bei Paulus. In: Thomas Schmeller (Hg.): *Historiographie und Biographie im Neuen Testament und seiner Umwelt*. Göttingen, 155-178.
- Budde, Gunilla Friederike (1994): *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Familien 1840-1914*. Göttingen.
- Burke, Peter (2004): *What is Cultural History?* Cambridge.
- Bürmann, Ilse (2006): Zugleich anwesend und nicht dabeigewesen? Die Auseinandersetzung mit der Erfahrung von Nationalsozialismus und Krieg in den Autobiographien von Christa Wolf und Eva Zeller. In: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 19. Jg, 175-204.
- Czech-Schneider, Raphaela (2006): Geschlechterrolle und Geschlechteridentität in der Autobiographie des Paulinus von Pella. In: Robert Rollinger (Hg.): *Frauen und Geschlechter*. 1. Band. *Bilder, Rollen, Realitäten in den Texten antiker Autoren zwischen Antike und Mittelalter*. Wien, 107-122.
- Daniel, Ute (2001): *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. Frankfurt a. M.
- Depkat, Volker (2003): Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29, 441-476.
- Ders. (2004): Nicht die Materialien sind das Problem, sondern die Fragen, die man stellt. Zum Quellenwert von Autobiographien für die historische Forschung. In: Thomas Rathmann und Nikolaus Wegmann (Hg.): „Quelle“. *Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion*. Berlin, 102-117.
- Ders. (2007): *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*. München.
- Ders. (2010): Plädoyer für eine kommunikationspragmatische Erneuerung der Quellenkunde. In: Patrick Merziger et al. (Hg.): *Geschichte, Öffentlichkeit, Kommunikation. Festschrift für Bernd Sösemann zum 65. Geburtstag*. Stuttgart, 205-221.
- Dilthey, Wilhelm (1981): *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Einleitung von Manfred Riedel. Frankfurt a. M.
- Dinges, Martin (2007) (Hg.): *Männlichkeit und Gesundheit im historischen Wandel ca. 1800 – ca. 2000*. Stuttgart.
- Dormeyer, Detlev (2004): Augenzeugenschaft, Geschichtsschreibung, Biographie, Autobiographie und Evangelien in der Antike. In: Jens Schröter und Antje Edelbüttel (Hg.): *Konstruktion von Wirklichkeit. Beiträge aus geschichtstheoretischer, philosophischer und theologischer Perspektive*. Berlin, 237-261.

- Dürr, Renate (2007): Funktionen des Schreibens. Autobiographien und Selbstzeugnisse als Zeugnisse der Kommunikation und Selbstvergewisserung. In: Irene Dingel und Wolf-Friedrich Schäufele (Hg.): Kommunikation und Transfer im Christentum der Frühen Neuzeit. Mainz, 17-31.
- Effe, Bernd (2005): Autor-Ich oder Rollen-Ich? Die Destruktion des autobiographischen Rezeptionsmodus in Theokrits „7. Idyll“. In: Michael Reichel (Hg.): Antike Autobiographien, 93-108.
- Engelhardt, Dietrich von (2001): Die Autobiographien der romanischen Naturforscher und Mediziner als Spiegel von Ich und Welt. In: Manfred Misch (Hg.): Autobiographien als Zeitzeugen. Tübingen, 39-59.
- Ders. (2002): Wissenschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Rußland in der Autobiographie „Wege und Herbergen. Mein Leben“ des Chemikers Paul Walden (1863-1957). In: Astrid Schürmann und Hans-Werner Schütt (Hg.): Chemie – Kultur – Geschichte. Festschrift für Hans-Werner Schütt anlässlich seines 65. Geburtstages. Berlin, 129-141.
- Ders. (2004): Studium und Professur in Dorpat und Riga in der Autobiographie „Lebenslinien“ des Chemikers Wilhelm Ostwald (1853-1932). In: Ingrid Kästner und Regine Pfrepper (Hg.): „... so ist die Naturwissenschaft das wahre internationale Band der Völker“. Wissenschaftsbeziehungen in Medizin und Naturwissenschaften zwischen Deutschland und dem Russischen Reich im 18. und 19. Jahrhundert. Aachen, 223-244.
- Epple, Angelika (1999): Die Sprache der Körper. Bürgerliche und adlige Körperkonzepte in der Autobiographie Johanna Eleonore Isabella von Wallenrodts (1797). In: Graduiertenkolleg Sozialgeschichte von Gruppen, Schichten, Klassen und Eliten (Hg.): Körper Macht Geschichte – Geschichte Macht Körper. Bielefeld, 100-118.
- Erikson, Erik H. (1959): Identity and the Life Cycle. Selected Papers with a Historical Introduction by David Rapaport. New York.
- Esch, Arnold (1994): Zeitalter und Menschenalter. Der Historiker und die Erfahrung vergangener Gegenwart. München.
- Frenken, Ralph (1999): Kindheit und Autobiographien vom 14.-17. Jahrhundert. Psychohistorische Rekonstruktionen. Kiel.
- Freudenstein, Achim (2007): Die „bürgerliche“ Jugendbewegung im Spiegel von Autobiographien. Kassel.
- Friedrich, Christoph (1995): Autobiographien von Apothekern als Quelle für die Wissenschaftsgeschichte. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 18/1995, 115-130.
- Ders. (2003): Apotheker und Patient im Spiegel von Apothekerautobiographien. In: Christoph Friedrich und Wolf-Dieter Müller-Jahncke unter Mitarbeit von Daniela Schierhorn (Hg.): Apotheke und Publikum. Stuttgart, 91-103.
- Ders. (2007) (Hg.): Apotheker erinnern sich. Autobiographien aus drei Jahrhunderten. Eschborn.
- Funck, Marcus und Stephan Malinowski (1999): Geschichte von oben. Autobiographien als Quelle einer Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Adels in Kaiserreich und Weimarer Republik. In: Historische Anthropologie 7, 236-270.
- Gebhardt, Miriam (2002): Zur Psychologie des Vergessens. Antisemitismus in jüdischen Autobiographien vor und nach 1933. In: Clemens Wischermann (Hg.): Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung. Stuttgart, 53-64.
- Genette, Gérard (1994): Die Erzählung. München.
- Goldmann, Stefan (1990): Die homerische Welt als Symbol verschütteter Kindheit. Literaturpsychoanalytische Untersuchung von Heinrich Schliemanns Autobiographie (1869). In: William M. Calder (Hg.): Heinrich Schliemann nach hundert Jahren. Frankfurt a. M., 191-205.
- Günther, Dagmar (2001): „And now for something completely different“. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft. In: Historische Zeitschrift 272, 25-62.

- Halse, Sven (2002): Eine Reise für das Leben. Deutsche Handwerker-Autobiographien 1700-1910. Bremen.
- Hardmeier, Christof (2003): Textwelten der Bibel entdecken. Grundlagen und Verfahren einer textpragmatischen Literaturwissenschaft der Bibel. Band 1/1. Gütersloh.
- Heinritz, Charlotte (2008): Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen. Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen in Frauenautobiographien um 1900. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 21. Jg., 114-123.
- Heinz, Andrea (2004): Identität und Rollenverständnis im Leben und auf der Bühne. Die Autobiographie der Schauspielerin Caroline Schulze-Kummerfeld (1745-1815). In: Gonthier L. Fink und Andreas Klinger (Hg.): Identitäten. Erfahrungen und Fiktionen um 1800. Frankfurt a. M., 349-370.
- Heinze, Carsten (2007): Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. 20. Jg., 19-39.
- Henke, Rainer (2001): Autobiographie und Hagiographie. Das Proöm des taciteischen „Agricola“ und seine Nutzung durch Petrus Diaconus, Bibliothekar von Monte Cassino. In: Jahrbuch für Antike und Christentum 44, 110-126.
- Hermann, Peter (2008): Leben und Werk des brandenburgischen Superintendenten Wilhelm Gabriel Wegener (1767-1837) im Spiegel seiner Autobiographie. In: Erich Donnert (Hg.): Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günther Mühlpfordt. 7. Band. Unbekannte Quellen, Aufsätze zu Entwicklung, Vorstufen, Grenzen und Fortwirken der Frühneuzeit in und um Europa. Köln, 399-534.
- Herzog, Reinhart und Reinhart Koselleck (1987) (Hg.): Epochenschwelle und Epochenbewußtsein. München.
- Hirschberger, Martina (2005): Historiograph im Zwiespalt – Iosephos‘ Darstellung seiner selbst im „Judaikos Polemos“. In: Michael Reichel (Hg.): Antike Autobiographien, 143-184.
- Hockerts, Hans Günter (2001): Zugänge zur Zeitgeschichte. Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 28. URL: http://www.bpb.de/publikationen/JSE0YE,3,0,Zug%E4nge_zur_Zeitgeschichte%3A_Prim%E4rerfahrung_Erinnerungskultur_Geschichtswissenschaft.html (zuletzt eingesehen am 11.01.2011).
- Hoerder, Dirk (1996) (Hg.): Josef N. Jodlbauer. Dreizehn Jahre in Amerika 1910-1923. Die Autobiographie eines österreichischen Sozialisten. Wien.
- Hoffmann, Susanne (2007): Erwerbsarbeit – Risiko und Ressource für die Gesundheit von Männern. Sechs Autobiographien aus dem 20. Jahrhundert. In: Martin Dinges (Hg.): Männlichkeit und Gesundheit, 243-258.
- Iggers, Georg G. (1997): Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassungen von Herder bis zur Gegenwart. Wien.
- Ders. (2007): Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang. Göttingen.
- Jancke, Gabriele (1996): Die Synchronot der jüdischen Kauffrau Glückel von Hameln zwischen Autobiographie, Geschichtsschreibung und religiösem Lehrtext. Geschlecht, Religion und Ich in der Frühen Neuzeit. In: Magdalene Heuser (Hg.): Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte. Tübingen, 93-134.
- Dies. (2002): Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. Köln.
- Dies. (2004): Sprache, Gastfreundschaft, Nachbarschaft. Fremdheit in Glikl bas Judah Leibs Autobiographie. In: Charlotte Methuen (Hg.): Holy Texts. Authority and Language. Leuven, 209-228.
- Jancke, Gabriele und Claudia Ulbrich (2005) (Hg.): Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung. Göttingen.

- Kagel, Martin (2006): Heillose Historie. Sinn der Geschichte und geschichtlicher Sinn in Autobiographie und Geschichtstheorie Karl Löwiths. In: Gerald Hartung und Kay Schiller (Hg.): Weltoffener Humanismus. Philosophie, Philologie und Geschichte in der deutsch-jüdischen Emigration. Bielefeld, 35-52.
- Klanska, Maria (1993): Aus dem Schtetl in die Welt 1772-1938. Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. Wien.
- Kluge, Volker (2005): Lebensläufe von Sportlern und Sportfunktionären zwischen Sport, Politik, Kultur, Medien und Gesellschaft. Eine kurze Geschichte von Sport-Autobiographien. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 18. Jg., 206-214.
- Kohler, Alfred (1997): „Jögli, nun buck dich, du must in den Offen!“ Beobachtungen zum Erscheinungsbild protestantischer Identität in der frühneuzeitlichen Autobiographie. In: Michael Weinzierl (Hg.): Individualisierung, Rationalisierung, Säkularisierung. Neue Wege der Religionsgeschichte. Wien, 55-66.
- Köhn, Rolf (1996): Autobiographie und Selbststilisierung in Briefsammlungen des lateinischen Mittelalters. Peter von Blois und Francesco Petrarca. In: Aertsen/Speer (Hg.): Individuum und Individualität, 683-703.
- Kohtz, Birte (2007): Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens? Liebe und Eheschließung in der Autobiographie Anna Pavlovna Vygodskajas. In: Julia Herzberg (Hg.): Vom Wir zum Ich. Individuum und Autobiographik im Zarenreich. Köln, 217-242.
- Kölmel, Wilhelm (1996): Autobiographien der Frühzeit. In: Jan A. Aertsen und Andreas Speer (Hg.): Individuum und Individualität, 667-682.
- Korte, Barbara, Ralf Schneider und Claudia Sternberg (2005): Der Erste Weltkrieg und die Mediendiskurse der Erinnerung in Großbritannien. Autobiographie – Roman – Film (1919-1999). Würzburg.
- Kraft, Stephan (2002): Literarisiertes Leben und gelebte Literatur. Interferenzen von Autobiographie, Briefkultur und galantem Roman um 1700. In: Zeitenblicke 1, Nr. 2 [20.12.2002]. URL: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/kraft/index.html> (zuletzt eingesehen am 25.05.2010).
- Krassnitzer, Patrick (2002): Die Geburt des Nationalsozialismus im Schützengraben. Formen der Brutalisierung in den Autobiographien von nationalsozialistischen Frontsoldaten. In: Jost Dülffer und Gerd Krumeich (Hg.): Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918. Essen, 119-148.
- Kraushaar, Wolfgang (1999): Der Zeitzeuge als Feind des Historikers? Neuerscheinungen zur 68er-Bewegung. In: Mittelweg 36, 8, 49-72.
- Krohn, Claus-Dieter et al. (2005) (Hg.): Autobiografie und wissenschaftliche Biografik. München.
- Krondorfer, Björn (2008): Protestantische Theologenautobiographien und Vergangenheitsbewältigung. Helmut Thielecke als Beispiel für einen nachkriegsdeutschen Leidensdiskurs. In: Lucia Scherzberg in Zusammenarbeit mit Werner Müller (Hg.): Vergangenheitsbewältigung im französischen Katholizismus und deutschen Protestantismus. Paderborn, 203-222.
- Lahrkamp, Helmut (2002): Die Autobiographie Ferdinand von Fürstenbergs. In: Reimund Haas (Hg.): Kirche und Frömmigkeit in Westfalen. Festschrift für Alois Schröer. Münster, 167-186.
- Lüsebrink, Hans J. (2006): Plebejische Sichtweisen. Zur Wahrnehmung und Semantik des Bürgertums in populären Autobiographien und Druckwerken des 18. Jahrhunderts. In: Hans-Edwin Friedrich (Hg.): Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert. Tübingen, 269-284.

- Mahr, Cordula (1999): Kriegsliteratur von Frauen? Zur Darstellung des Zweiten Weltkriegs in Autobiographien von Frauen. In: Thomas F. Schneider (Hg.): Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des „modernen Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film. 2. Band. Der Zweite Weltkrieg. Westliche Perspektiven, östliche Perspektiven, Mythen, Nachkrieg. Osnabrück, 461-472.
- Malitz, Jürgen (2003): Autobiographie und Biographie römischer Kaiser im 1. Jahrhundert nach Christus. In: Gregor Weber und Martin Zimmermann (Hg.): Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jahrhundert nach Christus. Stuttgart, 227-242.
- Martinez, Matias und Michael Scheffel (2007): Einführung in die Erzähltheorie. 7. Auflage. München.
- März, Sigrid (1996): Die Autobiographie des Dr. Friedrich Pernitz. Ein Beitrag zu „bürgerlichen Lebenswelten“ des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Wiener Geschichtsblätter 51, 95-113.
- Maurer, Michael (1996): Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680-1815). Göttingen.
- Ders. (2000): Chronologische Linearität und Relationalität der Deutungshorizonte. Anmerkungen zur Erzählstruktur der Autobiographien des Pietisten Friedrich Christoph Oetinger und des Aufklärers Christian Wolff. In: Michael Neumann (Hg.): Erzählte Identitäten. Ein Interdisziplinäres Symposium. München, 77-89.
- Meier, Kerstin (1999): „Es war verpönt, aber das gab's.“ Die Darstellung weiblicher Homosexualität in Autobiographien von weiblichen Überlebenden aus Ravensbrück und Auschwitz. In: KZ Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Verfolgung Homosexueller im Nationalsozialismus. Bremen, 22-33.
- Meise, Helga (1996): Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800. In: Elke Kleinau und Claudia Opitz (Hg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. 1. Band. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt a. M., 453-466.
- Mergel, Thomas und Thomas Welskopp (1997) (Hg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte. München.
- Meyer, Dietrich (1999): Kirchengeschichte als Autobiographie. Ein Blick in die Werkstatt zeitgenössischer Kirchenhistoriker. 1. Band. Puhlheim.
- Ders. (2002) (Hg.): Kirchengeschichte als Autobiographie. Ein Blick in die Werkstatt zeitgenössischer Kirchenhistoriker. 2. Band. Köln.
- Misch, Georg (1949): Geschichte der Autobiographie 1,1. Frankfurt a. M.
- Muhlack, Ulrich (2006): Die Genese eines Historikers. Zur Autobiographie und Korrespondenz des jungen Ranke. In: Dieter Hein et al. (Hg.): Historie und Leben. Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse. Festschrift für Lothar Gall zum 70. Geburtstag. München, 21-40.
- Niethammer, Ortrun (1997): „Unser Körper ist als Ganzes und als Werkzeug der Seele nur ein Aggregat vieler Teile“. Zum Verhältnis von „Leib“ und „Empfindung“ in Autobiographien um 1780 am Beispiel der Lebensbeschreibung von Margarethe Elisabeth Milow. In: Bodo Plachta (Hg.): Sturm und Drang. Geistiger Aufbruch 1770-1790 im Spiegel der Literatur. Tübingen, 215-231.
- Núñez, Xosé M. (2006): „Russland war nicht schuldig“. Die Ostfronterfahrung der spanischen Blauen Division in Selbstzeugnissen und Autobiographien, 1943-2004. In: Michael Epkenhans (Hg.): Militärische Erinnerungskultur. Soldaten im Spiegel von Biographien, Memoiren und Selbstzeugnissen. Paderborn, 236-267.
- Orland, Barbara (1998): Autobiographien von Technikern im 19. und 20. Jahrhundert. In: Wilhelm Füssel und Stefan Itner (Hg.): Biographie und Technikgeschichte. Opladen, 78-91.

- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft. Ein Problemaufriß. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 13. Jg., 5-29.
- Pörnbacher, Mechthild (1992): Zur Autobiographie des Tegernseer Benediktinerpaters Roman Krinner (1678-1738). In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 103, 313-326.
- Reichel, Michael (2005) (Hg.): Antike Autobiographien. Werke – Epochen – Gattungen. Köln.
- Röckelein, Hedwig (1990): Zwischen Mutter und Maria. Die Rolle der Frau in Guibert de Nogents Autobiographie. In: Dies. (Hg.): Maria – Abbild oder Vorbild? Zur Sozialgeschichte mittelalterlicher Marienverehrung. Tübingen, 91-109.
- Dies. (1994a): Hochmittelalterliche Autobiographien als Zeugnisse des Lebenslaufs und der Reflexion über Erziehung. Das Beispiel Otlohs von St. Emmeram und Guiberts von Nogent. In: Rufolf W. Keck und Erhard Wiersing (Hg.): Vormoderne Lebensläufe – erziehungstheoretisch betrachtet. Köln, 151-186.
- Dies. (1994b) Reflexionen über Erziehung und Lebenslauf in Autobiographien des Hochmittelalters. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 2, 33-58.
- Rothfels, Hans (1953): Zeitgeschichte als Aufgabe. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1, 1-8.
- Rudolph, Karsten (1997): Gruppenbild mit Dame. Politische Erinnerungen und Bekenntnisse sozialdemokratischer Nachkriegspolitiker. In: Mitteilungsblatt des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung 20, 346-359.
- Rüsen, Jörn (1993): Die kleine und die große Geschichte. Zum Zusammenhang von Autobiographie und Geschichtswissenschaft. In: Jörg Calließ (Hg.): Lebenslauf und Geschichte. Zur historischen Orientierung im Einigungsprozess. Rehbürg-Loccum, 53-65.
- Saagpakk, Maris (2007): Die Umsiedlung in deutschbaltischen Autobiographien. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 56, 50-67.
- Schaser, Angelika (2003) (Hg.): Erinnerungskartelle. Zur Konstruktion von Autobiographien nach 1945. Bochum.
- Schleiermacher, Sabine (2003): „Humanistisch, dem Menschen dienend, ist deshalb das Ethos des Arztberufes“. Die Beschreibung des Nationalsozialismus in ärztlichen Autobiographien der DDR. In: Angelika Schaser (Hg.): Erinnerungskartelle, 141-166.
- Schlothoebur, Eva (2005): Die Autobiographie Karls IV. und die mittelalterlichen Vorstellungen vom Menschen am Scheideweg. In: Historische Zeitschrift 281, 561-592.
- Schmidt, Jürgen (2007): „...mein Nervensystem war derart alteriert, dass ich mich allen ersten Denkens (...) enthalten musste.“ Psychische Krankheiten in Autobiographien von Arbeitern und Bürgern um 1900. In: Martin Dinges (Hg.): Männlichkeit und Gesundheit, 343-358.
- Schmitt, Jean C. (2007): Die Lebensrhythmen in den bildlichen Darstellungen spätmittelalterlicher Autobiographien. In: Heiner Fangerau et al. (Hg.): Alterskulturen und Potentiale des Alter(n)s. Berlin, 109-124.
- Schneikart, Monika (2007): Von der Schwierigkeit für Frauen, aus dem Haus zu gehen. Raumsemantik und Geschlechterordnung in Johanna Schopenhauers Autobiographie. In: Jens Stüben (Hg.): Ostpreußen – Westpreußen – Danzig. Eine historische Literaturlandschaft. München, 353-378.
- Schulze, Winfried (1996) (Hg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin.
- Slapnicka, Helmut (2007): Autobiographie eines tschechischen Rechtslehrers. Frantisek (Franz) Weyr. In: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 29, 127-130.
- Stanzel, Franz K. (2008): Theorie des Erzählens. 8. Auflage. Göttingen.

- Stüben, Jens (2001): „Flüchtlingskinder“ 1945. Flucht, Vertreibung und Internierung von Kindern und Jugendlichen in deutschsprachigen Autobiographien und autobiographischen Romanen. In: Michael Fritsche (Hg.): *Kinder auf der Flucht. Kinder- und Jugendliteratur zu einem globalen Thema im 20. Jahrhundert*. Oldenburg, 157-173.
- Talkenberger, Heike (2000): Bürger oder Außenseiter? Normerfüllung und Normverletzung in der Autobiographie des Luer Meyer (1850). In: Andreas Blauert und Gerd Schwerhoff (Hg.): *Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne*. Konstanz, 337-356.
- Thomes, Paul (1996): „Gebb Gas, Theo!“ Autoalltag – Autobiographien – Autoerfahrungen. In: Edwin Dillmann und Richard van Dülmen (Hg.): *Lebenserfahrungen an der Saar. Studien zur Alltagskultur 1945-1995*. St. Ingbert, 166-208.
- Trauner, Karl R. (2004): *Identität in der Frühen Neuzeit. Die Autobiographie des Bartholomäus Sastrow*. Münster.
- Ulbrich, Claudia (2007): L'usage historiographique de l'autobiographie. In: Robert Dion et al. (Hg.): *Vies en récit. Formes littéraires et médiatiques de la biographie et de l'autobiographie*. Quebec, 139-156.
- Ulbricht, Otto (2001): Ich-Erfahrung. Individualität in Autobiographien. In: Richard van Dülmen (Hg.): *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln, 109-144.
- Ders. (2008): Physisches Altern und Identität in Autobiographien des 16. Jahrhunderts. In: Elisabeth Vavra (Hg.): *Alterskulturen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. Wien, 315-342.
- Ungermann, Silvia (1997): *Kindheit und Schulzeit von 1750-1850. Eine vergleichende Analyse anhand ausgewählter Autobiographien von Bauern, Bürgern und Aristokraten*. Frankfurt a. M.
- Unterburger, Klaus (2000): Die purgierte Autobiographie Valentin Thalhofers (1825-1892). Ein mentalitätsgeschichtlicher Beitrag zur Ultramontanisierung des bayerischen Klerus und zur Tendenzkritik für eine Geschichte der Münchner Theologischen Fakultät. In: *Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte* 45, 179-220.
- Vierhaus, Rudolf (1995): Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung. In: Hartmut Lehmann (Hg.): *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*. Göttingen, 5-28.
- Vogel, Barbara (2002): *Leben und Autobiographie. Warum schreiben Menschen über ihr Leben?* In: Miriam Gillis-Carlebach und Wolfgang Grünberg (Hg.): „... der den Erniedrigten aufrichtet aus dem Staube und aus dem Elend erhöht den Armen ...“ (Psalm 113,7). *Unvollendetes Leben zwischen Tragik und Erfüllung*. Hamburg, 80-97.
- Vosahlíková, Pavla (1999): Beamtenautobiographie als Quelle für eine Sozialgeschichte der k.k. Monarchie unter Franz Josef I. In: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 12. Jg., 209-220.
- Wehler, Hans-Ulrich (1987): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. 1. Band. Vom Feudalismus des ‚alten Reiches‘ bis zur ‚Defensiven Modernisierung‘ der Reformära, 1700-1815. München.
- Ders. (1998): *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*. München.
- Welskopp, Thomas (1998): Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft. In: *Geschichte und Gesellschaft* 24, 173-198.
- Witt, Jann M. (2004): Familie, Beruf und Identität am Beispiel nordfriesischer Seeleuteautobiographien. In: Martin Rheinheimer (Hg.): *Schriftlichkeit und Identität in der Neuzeit*. Neumünster, 87-120.
- Zimmermann, Bernhard (2002): Exil und Autobiographie. In: *Antike und Abendland* 48/2002, 187-195.

Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Literaturwissenschaft

Martina Wagner-Egelhaaf

1. Einleitung

Der Artikel informiert über Grundprobleme, die in der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung der letzten Jahre die Diskussion bestimmt haben. Eingangs wird die Spezifik des literaturwissenschaftlichen Interesses an der Autobiographie im Vergleich zur und in Abgrenzung von der geschichtswissenschaftlichen Autobiographieforschung herausgestellt und für eine Komplementarität literatur- und geschichtswissenschaftlicher Auseinandersetzung mit autobiographischen Texten argumentiert. Das hermeneutische Biographieverständnis dient als Referenz- und Ausgangspunkt der im Folgenden entwickelten posthermeneutischen Fragestellungen und Theorieperspektiven. Drei systematische Aspekte der gegenwärtigen Autobiographieforschung werden vorgestellt: (1.) das Verhältnis von Autobiographie und Erinnerung/Gedächtnis, (2.) die Rolle des Raums in der Autobiographie und (3.) das Konzept der Autofiktion. Die systematischen Aspekte und Überlegungen stehen im Vordergrund, aber zur Veranschaulichung wird auf literarische Beispiele Bezug genommen.

Das Grundproblem der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung, an das sich nahezu alle Facetten der theoretischen Auseinandersetzung mit Lebensbeschreibungen rückbinden lassen, liegt in dem Verhältnis zwischen Text und der sogenannten ‚Wirklichkeit‘, also in dem, worauf der Text referiert, das in die Darstellung gebrachte Leben. Die alte Unterscheidung, die Aristoteles im 9. Buch seiner *Poetik* vorgenommen hat und der zufolge der Geschichtsschreiber mitteilt, was geschehen ist, das Besondere also, der Dichter aber darstellt, was geschehen könnte, das Allgemeine in der Diktion des Aristoteles (vgl. Aristoteles 1982, 29), bietet immer noch einen probaten Ausgangspunkt für die literaturwissenschaftliche Reflexion der Autobiographie. Gehört sie in den Bereich der Dichtung oder ist sie Geschichtsschreibung? Zweifellos werden Texte wie z.B. Marcel Reich-Ranickis *Mein Leben* (1999) als zeitgeschichtliches Dokument eines bemerkenswerten Lebens in einer historisch bewegten Zeit gelesen. Diese Leserinnen und Lesern unterstellte ‚schlichte‘ Lektürehaltung ist nach Aristoteles auch diejenige der Geschichtsschreibung, die über einen autobiographischen Text etwas über die Zeit, über die er berichtet, erfahren möchte. Das literaturwissenschaftliche Interesse an der Autobiographie richtet sich indessen auf das literarische ‚Wie‘ der Darstellung, die textuellen Muster und Verfahrensweisen, d.h. auf die Art und Weise, wie auf das historische Geschehen referiert wird und sich das autobiographische Ich in der Geschichte positioniert. Und doch erscheint diese Gegenüberstellung allzu idealtypisch: Keinesfalls geht es der Geschichtsschrei-

bung um das krude ‚Was‘ der historischen Faktizität, die auch in der Geschichtswissenschaft längst kritisch befragt wird. Das historiographische Interesse an der Autobiographie ist auch ein mentalitätsgeschichtliches, das sich durchaus auf das ‚Wie‘ der Formen als Ausdruck für die Art und Weise, wie Menschen sich in einer bestimmten Zeit selbst entworfen haben, richten kann. Und auch die Literaturwissenschaft beschäftigt sich nicht nur mit der künstlerischen Form, der Gattungstradition und den zeichenhaften Strukturen der Autobiographie ‚an sich‘, sondern fokussiert die literaturgeschichtliche Spezifik autobiographischer Texte auf die Frage, wie mit sprachlich-literarischen Mitteln Referenz bewerkstelligt und Lebensgeschichte ermöglicht wird. Das geschichtswissenschaftliche und das literaturwissenschaftliche Interesse an der Autobiographie sind also sehr eng aufeinander bezogen, freilich, ohne identisch zu sein. Wenn sich die Geschichtswissenschaft heute, nach dem *linguistic*, dem *medial*, dem *iconic*, dem *cultural* und dem *performative turn*, ebenfalls für sprachliche, rhetorische, textuelle und zeichenhafte Strukturen und Verfahrensweisen interessiert, betrachtet sie diese als geschichtliche Erscheinungsformen, die Aufschluss über das Selbstverständnis der Menschen einer bestimmten Epoche und damit über diese Epoche selbst geben. Der Historiker/die Historikerin kann über die Autobiographie erfahren, wie die Menschen einer bestimmten Zeit diese Zeit und damit sich selbst konstruierten. Das Interesse der Literaturwissenschaft liegt bei der Literatur, den semiotischen, sprachlichen, rhetorischen und textuellen Verfahrensweisen und Strukturen des literarischen Mediums selbst und wie das literarische Medium Geschichte entwirft. Ihr Erkenntnismotiv liegt, so könnte man zugespitzt sagen, nicht außerhalb des Mediums, sondern in der Medialität und Materialität der Texte selbst. Und auch wenn die Literaturwissenschaft eher *literaturhistorisch* als systematisch argumentiert, geht es ihr um die Historizität des literarischen Mediums, nicht um die Historizität einer bestimmten Epoche, selbst wenn letztere auf erstere verweist und erstere über die letztere etwas aussagt. Das Primärmotiv der literatur- und der geschichtswissenschaftlichen Autobiographieforschung ist also wesentlich ein anderes, aber beide Disziplinen ergänzen sich in diesem Sinn und stellen gewissermaßen zwei Seiten einer Medaille dar. Eine enge Forschungsk Kooperation von geschichtswissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Autobiographieforschung, die den je verschiedenen disziplinären Motivationen Rechnung trägt und sie in einen Dialog bringt, ohne sie zu verwischen, wäre in der Auseinandersetzung mit der ‚chimärischen‘ Gattung der Autobiographie zweifellos für beide Seiten fruchtbringend.

Die oft zitierte Passage aus dem Vorwort von Goethes Autobiographie *Dichtung und Wahrheit*, die in vier Teilen zwischen 1811 und 1831 erschien, bietet sich immer noch als zentraler Referenztext der autobiographischen Gattungsdiskussion an, insofern als Goethe nicht nur über sein Leben berichtet, sondern an vielen Stellen auch darüber reflektiert, was er tut, wenn er sein Leben darstellt. Goethe ist also auch so etwas wie ein erster Autobiographietheoretiker. Im Vorwort von *Dichtung und Wahrheit* heißt es bekanntlich:

Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hier zu wird aber ein kaum

Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, in wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den willigen als unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt daß man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein. (Goethe 1986, 13 f.)

Hier liegt der Modellfall eines hermeneutischen Autobiographieverständnisses vor, wie es im Laufe des historistischen 19. Jahrhunderts gattungsbestimmend wurde: Das sich bildende Ich erscheint im engen Wechselbezug mit den „Zeitverhältnissen“, die auf es einwirken und es prägen, die es seinerseits aber wieder, wenn es ein Künstler ist, in seiner Produktivität nach außen abstrahlt. Dazu muss sich das Ich aber nicht nur selber, sondern es muss auch sein Jahrhundert kennen, heißt es bei Goethe, d.h. es muss sich mit sich selbst, aber auch mit seinen Zeitverhältnissen auseinandersetzen um erkennen zu können, in welcher Weise es mit sich selbst identisch ist und wie es von seinem Jahrhundert geprägt und bestimmt wird. Das Autobiographieverständnis, das in der Goethe'schen Passage zum Ausdruck kommt, ist also bestimmt von der Tätigkeit des Verstehens: Der Autobiograph muss permanent Ich- und Weltsicht aufeinander beziehen und integrieren, um sich selbst und die Welt sowie ihre wechselseitige Bezogenheit aufeinander verstehen zu können. Dieser Verstehensprozess ist ein integrativer Akt. In der Moderne, die zunehmend fragmentarische Autobiographien hervorbringt (vgl. Wagner-Egelhaaf ²2005, 187 ff.), wird der Akt des Verstehens problematisch, aber für den Modellfall der klassischen Autobiographie bleibt die Vorstellung der integralen Einheit von Ich und Zeitverhältnissen bestimmend.

1. Erinnerung und Gedächtnis

Modus und Medium der im Akt des Verstehens gegründeten autobiographischen Integrationsleistung ist die Erinnerung, denn es ist, Wilhelm Dilthey zufolge, die Zeitlichkeit, die das menschliche Leben bestimmt (vgl. Dilthey 1981, 237). Die Vergangenheit wird über die Erinnerung in die Gegenwart hereingeholt, um mit und in ihr Zukunftsvorstellungen entwickeln zu können. Nun wissen wir freilich, dass die Erinnerung nicht objektiv ist, dass sie im Gegenteil höchst selektiv verfährt, weil sie vergisst, verdrängt und beschönigt. Für die Autobiographieforschung ist gerade dies das Entscheidende, nämlich in welcher Weise Menschen im Prozess der Erinnerung ihre Vergangenheit und damit sich selbst formen und gestalten. Für die historische Forschung, die sich autobiographischer Zeugnisse als Quellen bedienen möchte, heißt dies, dass sie stets die subjektive Perspektiviertheit des Dargestellten mit zu berücksichtigen hat. Wenn Goethe im 5. Buch des I. Teils von *Dichtung und Wahrheit* eine ausführliche Schilderung der Kaiserkrönung Josephs II. in Frankfurt mit zahlreichen historischen Details gibt, ist dies sicherlich für die Geschichtswissenschaft eine nützliche Quelle, gleichwohl bleibt zu bedenken, dass es sich um eine rückblickend geschilderte Episode im Leben des jungen Goethe handelt, die eingebunden ist in die Narration einer ersten, durchaus komplizierten Liebesgeschichte des jungen Helden. Goethes Wahrnehmung der Geschehnisse ist zu einem guten Teil geleitet von seinem Anliegen, der jungen Geliebten zu zeigen und zu erklären, was da in der Stadt Frank-

furt während der Krönungsfeierlichkeiten vorgeht. Wenn man darüber hinaus berücksichtigt, dass das autobiographische Ich am Ende des 4. Buchs davon spricht, dass ihm der Dichterlorbeer als „ein wünschenswertes Glück“ (Goethe 1986, 180) erschien, treten Dichterkrönung und Kaiserkrönung in einen sprechenden Bezug. Literarische Texte zeigen aber, dass sie perspektiviert sind – deshalb sehen wir den jungen Goethe bei den Krönungsfeierlichkeiten ständig in Bewegung und auf der Suche nach dem Ort, von dem er und die Geliebte das Schauspiel am besten verfolgen können. Und um ein Schau-Spiel handelt es sich im wahrsten Sinne des Wortes, nicht nur wegen der historischen Staffagen, sondern weil das autobiographische Ich das Gesehene als Gesehenes darstellt:

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichs-Insignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rats Herrn getragenen Baldachin, der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einher-schwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk. (Goethe 1986, 219 f.)

Es ist offenkundig, dass Goethe hier ebenso sehr von sich spricht wie von dem, was er sieht. Man kann sich natürlich auch die Frage stellen, ob und inwiefern Goethes Erinnerung hier zuverlässig ist und sein kann. Immerhin beschreibt er historische Ereignisse, die sich im Jahr 1764 zugetragen haben in einem Abstand von siebenunddreißig Jahren.¹ Natürlich zog Goethe für seine Schilderung historische Darstellungen heran und zwar insbesondere das „Ausführliche[s] Diarium, wie sowohl der Churfürstliche Collegial-Tag als auch die Wahl und Crönung Ihrer Römisch Königlichen Majestät

1 Die Wahl Josephs II. zum römischen König erfolgte am 27.3.1764 und die Kaiserkrönung in Frankfurt fand am 3.4.1764 statt. Goethe schrieb im Jahr 1811 am fünften Buch von *Dichtung und Wahrheit*.

Josephi des Andern in der Reichs-Stadt Frankfurt am Main in dem Jahre 1764 vollzogen worden“ (vgl. Goethe 1986, 1120), so dass Erinnerungslücken für den Autobiographen kein Problem darstellen. Die Literarizität eines autobiographischen Textes bemisst sich nicht an dem, was ein Autobiograph erinnern kann, sondern an dem, was er darstellen will.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie die literaturwissenschaftliche Autobiographieforschung mit der naturwissenschaftlichen und psychologischen Forschung zum Thema ‚autobiographisches Erinnern‘ bzw. ‚autobiographisches Gedächtnis‘ umzugehen hat (vgl. dazu Wagner-Egelhaaf ²2005, 87-91). Die Zeitschrift *BIOS* hat dem autobiographischen Gedächtnis im Jahr 2002 ein eignes Heft gewidmet, in dem neurowissenschaftliche und entwicklungspsychologische Ansätze repräsentiert sind (vgl. Markowitsch 2002, Matura 2002, Nelson 2002). Diese Forschungen dokumentieren, wie sich beim Menschen das autobiographische Gedächtnis entwickelt und organisiert. Eine ganze Reihe von Befunden kommen literaturwissenschaftlichen Betrachtungsweisen entgegen, etwa die Tatsache, dass sich das autobiographische Gedächtnis im Laufe des Lebens immer wieder neu organisiert, oder aber die sprachlich-narrative Verfasstheit des autobiographischen Gedächtnisses, die auch von psychologischer Seite hervorgehoben wird. Angesichts der gegenwärtig erstarkenden Tendenz kognitionswissenschaftlicher Ansätze in der Literaturwissenschaft, die sich auch unter dem Label einer ‚empirischen Literaturwissenschaft‘ formiert (vgl. Köppe/Winko 2008, 293-312), muss man die Frage sicherlich noch einmal grundsätzlich diskutieren, ob und inwiefern sich die literaturwissenschaftliche Autobiographieforschung – dasselbe gilt auch für die geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Autobiographien und anderen Ego-Dokumenten – auf naturwissenschaftliche Befunde zu beziehen, sie zu integrieren hat. Die Literaturwissenschaft werde nur dann eine Wissenschaft, hat Gerhard Lauer geschrieben, „wenn sie sowohl die Einsichten der humanwissenschaftlichen Forschungen als Standard aufnimmt wie auch ihre Hypothesen einer empirischen Prüfung aussetzt“ (Lauer 2007, 158). In welcher Weise es bei der Analyse und Interpretation literarischer Texte hilfreich ist, auf kognitions- oder neurowissenschaftliche Erkenntnisse zurückzugreifen, ist bislang indessen noch nicht überzeugend gezeigt worden. Gewiss lassen sich Begrifflichkeiten aus der naturwissenschaftlichen und psychologischen Gedächtnisforschung wie etwa ‚episodische‘ oder ‚generische Erinnerung‘ zur genaueren Beschreibung von Erinnerungsstrukturen in literarischen Texten heranziehen, ein hinreichendes Verständnis derselben ermöglichen sie indessen nicht. Bei einem literarischen Text – und als solchen betrachtet die Literaturwissenschaft auch Autobiographien, die sich auf den ersten Blick nicht durch eine auffällige literarische Gestaltung auszeichnen – spielen noch ganz andere Kriterien eine Rolle als die Art und Weise, wie ihr Autor oder ihre Autorin erinnert bzw. zu erinnern in der Lage ist. Autobiographien verschweigen Erinnerungen, manipulieren sie, ergänzen und erfinden. Gleichwohl eröffnet die Frage nach dem Verhältnis der naturwissenschaftlichen Forschung zum autobiographischen Gedächtnis der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung ein noch weitgehend unbearbeitetes Feld, auf dessen künftige Ergebnisse man gespannt sein darf.

Freilich betreibt auch die Literaturwissenschaft Gedächtnisforschung, etwa wenn sie darauf hinweist, dass die Formung und Gestaltung individueller Erinnerungen in einem autobiographischen Text immer auch von Gattungsmustern und -traditionen abhängig ist. Eine Autobiographie ist also nicht ausschließlich bestimmt von dem,

was und wie ein autobiographisches Ich erinnert, sondern zu einem guten Teil auch davon, was und wie andere Autobiographen und Autobiographinnen erinnert haben. Denn wer eine Autobiographie schreibt, hat in der Regel schon andere Autobiographien gelesen; ansonsten wäre er oder sie vermutlich nicht auf den Gedanken gekommen, das eigene Leben darzustellen. Und wer gelesen hat, lernt etwas von der Lektüre, bewusst oder unbewusst. In diesem Zusammenhang sei nur auf Stephan Goldmanns Ausführungen zu „Topos und Erinnerung“ verwiesen, die gezeigt haben, dass es eine abendländische Topik der Lebensdarstellung gibt (vgl. Goldmann 1994). Diese Topik stellt ein kulturell wirksames Modell dessen bereit, was autobiographiewürdig ist und was nicht. Erinnerung, heißt dies, ist also nicht nur individuell, sondern im gleichen Maße kollektiv und von kulturellen Mustern getragen.

Die Begriffsverwendung von ‚Erinnerung‘ und ‚Gedächtnis‘ ist in der literaturwissenschaftlichen Forschung allerdings nicht einheitlich und konsequent. Es bietet sich indessen an, von ‚Erinnerung‘ zu sprechen, wenn vom Akt die Rede ist, mittels dessen ein autobiographisches Ich auf Ereignisse und Geschehnisse aus dem eigenen Leben Bezug nimmt. Eine ‚Erinnerung‘ ist aber auch ein Produkt dieses Erinnerungsakts, ein Bild des Gewesenen, das man darstellen und beschreiben kann, so wie es die oben ausführlich zitierte Szene der Frankfurter Kaiserkrönung aus Goethes *Dichtung und Wahrheit* tut – auch wenn Goethe das Beschriebene anderen Texten entnommen haben sollte. Im literarischen Zusammenhang seiner Autobiographie fungiert die Szene gleichwohl als Erinnerung. Unter ‚Gedächtnis‘ ist unter Anlehnung an die alteuropäische Vermögenslehre eine mentale Struktur oder eine Anordnung zu verstehen, die individuelle oder kollektiv-kulturelle Zugriffe der Erinnerung überhaupt erst ermöglicht. Die rhetorische Memorialelehre hat dem Redner bekanntlich empfohlen, beim Memorieren einer Rede von einer architektonischen Anordnung, einem Haus oder einer Gartenanlage, auszugehen und die zu erinnernden Inhalte als sprechende *imagines* an den *loci* des Hauses, also dessen einzelnen Räumen, oder den Bereichen des Gartens abzulegen, um sie in der *actio*, dem Halten der Rede, wieder einzusammeln (vgl. Quintilian³ 1995, II, 587 ff.). Die Verbindung von *loci* und *imagines* wird durch den technischen Akt des Memorierens in der Architektur des Gedächtnisses fest verankert. Dies ist ein Gedächtniskonzept, das sowohl autobiographisch fruchtbar zu machen ist als auch ein Modell für das Funktionieren des kollektiven und des kulturellen Gedächtnisses bereitstellt. Was Autobiographen und Autobiographinnen für berichtenswert erachten, ist oftmals in einem hohen Maße durch die kulturelle Topik der Autobiographie vorgegeben. Insofern schreiten die Verfasser/innen autobiographischer Werke jene kulturellen Gedächtnisarchitekturen ab, die längst vor ihnen angelegt wurden, und sie sammeln jene *imagines* ein, die bereits ihre Vorläufer/innen an den *loci* des Gedächtnisses deponiert haben. In diesem Sinne ist der von Rousseau in den *Confessions* (1782/89) geschilderte Spargeldiebstahl (vgl. Rousseau 1978, 36 f.) als eine Refiguration von Augustinus‘ gestohlenen Birnen in den *Confessiones* (um 400) (vgl. Augustinus 1982, 61 f.) zu lesen. Die immer wieder erzählten Stationen des kulturellen autobiographischen Gedächtnisses – Vorfahren, Geburt, Elternhaus, Lesenlernen, Krankheit, erste Verirrungen, erste Liebe etc. – sind denn auch einigermaßen stereotyp – und dies nicht nur in der Literatur. Die architektonische Anordnung des Gedächtnisses führt bereits zum zweiten Problemhorizont der aktuellen literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung, der Rolle des Raums bzw. der Räumlichkeit in der Autobiographie.

2. Orte und Räume der Autobiographie

Wenn man vom hermeneutisch geprägten Bildungs- und Entwicklungsmodell der Autobiographie ausgeht, das individuelles Leben als einen chronologischen Ablauf in der Geschichte denkt – und dies ist das autobiographische Modell, wie es der Historismus des 19. Jahrhunderts ausgeprägt hat –, rückt die zeitliche Dimension der autobiographischen Narration in den Vordergrund. Der Akt der Erinnerung hat einen zeitlichen Abstand zu überwinden, um sich in der Vergangenheit zeitlich zu verorten. „Am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt“, so beginnt Goethes *Dichtung und Wahrheit* (Goethe 1986, 11). Wann etwas geschehen ist, scheint für unser Verständnis, zumal für unser Verständnis geschichtlicher Phänomene, von großer Bedeutung zu sein. Indessen hat gerade die Gedächtnispsychologie herausgestellt, dass der Verlauf der Zeit für das autobiographische Gedächtnis viel weniger strukturgebend ist als gemeinhin angenommen. Wann sich etwas ereignet hat, wird viel eher vergessen als das Ereignis selbst. Ein Ereignis hat eher die Chance, im Gedächtnis festgehalten zu werden, wenn es einzigartig ist, wenn es unerwartet auftritt, für das Individuum mit bedeutsamen Folgen verbunden oder aber mit einer besonderen Emotionalität belegt ist (vgl. Wagner-Egelhaaf ²2005, 87; Nelson 1993, 2003). Und Quintilian betont in seiner *Institutio oratoria* die Gedächtnisfunktion des Ortes folgendermaßen:

Denn wenn wir nach einer gewissen Zeit an irgendwelche Örtlichkeiten zurückkehren, erkennen wir nicht nur diese selbst wieder, sondern erinnern uns auch daran, was wir dort getan haben, auch fallen uns Personen wieder ein, ja zuweilen kehren gar die Gedanken in unseren Geist zurück, die wir uns dort gemacht haben. (Quintilian ³1995, 593)

Obwohl sich die Geistes- und Kulturwissenschaften seit geraumer Zeit im *topographical turn* befinden, hat merkwürdigerweise bislang niemand versucht, die Autobiographie von den in ihr genannten und entworfenen Räumen und Orten her zu konzeptualisieren. Dabei nennt Goethe in dem zitierten ersten Satz von *Dichtung und Wahrheit* neben dem Datum seiner Geburt auch den Ort: „Am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt“ (Goethe 1986, 11). Außer dem genannten Artikel von Stephan Goldmann gibt es tatsächlich keine einschlägigen Arbeiten zur räumlichen Verfasstheit der Autobiographie. Und auch Stephan Goldmann beschreibt mit dem Begriff des Topos, wiewohl dieser vom Ansatz her räumlich zu denken ist, nicht ausschließlich Topoi als Orte.² Goldmann hat gezeigt, dass autobiographische Texte entsprechend der antiken Personentopik ziemlich regelmäßig vorgezeichnete Stationen abschreiten, wie z.B. Herkunft, Familie, Bildung, Krankheit, Taten etc. eines Individuums, die offensichtlich für die Charakteristik einer Person in der abendländischen Tradition unerlässlich sind. Das seit April 2009 in Münster arbeitende DFG-Projekt ‚Topographien der Autobiographie‘

² Dem Topos, zu Deutsch ‚Gemeinplatz‘, ist eine räumliche Dimension inhärent; Aristoteles etwa hat ihn als ‚Sehepunkt‘ beschrieben, d.h. als einen Ort, von dem aus eine Sache betrachtet werden kann. Gleichwohl sind die Goldmann’schen Topoi als solche nicht alle räumlicher Art, sondern schreiben sich von der alteuropäischen Personentopik her. Der Topos ist dann ein metaphorischer Ort, der zum Zwecke der Argumentation aufgesucht werden kann.

versucht nun, die Orte und Räume in den Blick zu nehmen, die in autobiographischen Texten abgesritten werden bzw. die für das autobiographische Ich im Prozess seiner Selbstvergegenständlichung bedeutsam werden. Es geht darum zu reflektieren, welche Konsequenzen die räumliche Verfasstheit seiner Selbstwahrnehmung für das autobiographische Ich hat. Dabei kann sich das Projekt auf niemand geringeren als Immanuel Kant beziehen, der Raum und Zeit als die grundlegenden Anschauungsformen des Menschen beschrieben hat. In der *Kritik der reinen Vernunft* heißt es:

Vermittelst des äußeren Sinnes (einer Eigenschaft unsres Gemüts) stellen wir uns Gegenstände als außer uns, und diese insgesamt im Raume vor. Darinnen ist ihre Gestalt, Größe und Verhältnis gegen einander bestimmt, oder bestimmbar. Der innere Sinn, vermittelt dessen das Gemüt sich selbst, oder seinen inneren Zustand anschauet, gibt zwar keine Anschauung von der Seele selbst, als einem Objekt; allein es ist doch eine bestimmte Form, unter der die Anschauung ihres innern Zustandes allein möglich ist, so, daß alles, was zu den innern Bestimmungen gehört, in Verhältnissen der Zeit vorgestellt wird. (Kant 1983, 71)

Der Bochumer Romanist Rudolph Behrens hat in einer eindrücklichen Studie gezeigt, dass sich das Subjekt um 1800, noch bevor es gleichsam in das zeitbestimmte historistische 19. Jahrhundert eintritt, in imaginativen Räumen selbst begegnet (vgl. Behrens 2007). Nun sind nach der alteuropäischen Vermögenslehre *imaginatio*, also die Einbildungskraft, und *memoria*, das Gedächtnis, eng aufeinander bezogen. Beide sind Teil der rhetorischen *inventio*. Bei Giovanni Battista Vico heißt es bezüglich des Wechselverhältnisses von *imaginatio* und *memoria*: „[...] die Phantasie ist nichts anderes als ein Wiederhervorspringen von Erinnerungen, und das Genie ist nichts anderes als eine Tätigkeit an den Dingen, deren man sich erinnert“ (Vico 1990, 397 f.; vgl. Wagner-Egelhaaf 1997, 152).

Wie das Ablegen von sprechenden Bildern in den Gedächtnisräumen Einbildungskraft erfordert, rekurriert diese ihrerseits auf die Bestände des Gedächtnisses. Das DFG-Projekt ‚Topographien der Autobiographie‘ unternimmt Pilotstudien zu Goethe, Walter Benjamin und W. G. Sebald, um die Ergiebigkeit eines raumbezogenen Ansatzes in der Autobiographieforschung zu erproben. Für das Verhältnis von Autobiographie und Zeitgenossenschaft bedeutet dies, dass Geschichte in räumlich konfigurierten, szenischen Anordnungen wahrnehm- und erfahrbar wird, die das autobiographische Ich als beobachtenden und d.h. perspektivierenden Teilnehmer sichtbar werden lässt. In diesem Zusammenhang kann noch einmal auf die Frankfurter Kaiserkrönung in Goethes *Dichtung und Wahrheit* verwiesen werden, bei der Leser und Leserin mit dem jugendlichen Goethe den Frankfurter Stadtraum und die Räumlichkeiten des Römer durchstreifen, um dem Geschehen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu folgen. Das Geschehen ist auf das sich im doppelten Wortsinn ‚bildende‘ autobiographische Ich perspektiviert, rückt aber aus den unterschiedlichen Betrachterpositionen auch die verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Akteure in den Blick und gibt Anlass zu je spezifischen Betrachtungen und Bewertungen. Die räumliche Perspektive eröffnet, so kann thesenhaft behauptet werden, Reflexionsräume, die geschildertes historisches Geschehen nicht primär in die kausale Ordnung eines Vorher und Nachher einbindet, sondern dem Beiläufigen und dem Heterogenen, dem sich

nicht in die erzählerische Ordnung Fügenden Raum gibt und dieses lesbar macht. Dass Autoren den Raum als Prinzip der autobiographischen Selbstvergegenwärtigung tatsächlich für sich entdeckt haben, zeigt beispielsweise Ulf Erdmann Zieglers 2007 erschienenes Buch *Wilde Wiesen*, dessen Untertitel bezeichnenderweise „Autogeographie“ lautet und das in seiner Kapitelstruktur autobiographische Orte abschreitet. Die Kapitelüberschriften lauten entsprechend „Lindenthal“, „Einfeld“, „Pillnitz“, „Neumünster“, „Orschel-Hagen“, „Tungendorf“, „Neukölln“, „Dorstfeld“ u.a. Die Orte eröffnen jeweils eine ganz spezifische autobiographische Bühne, die den Spielraum des Ichs bestimmt. Während es generell in der Biographik nicht ungewöhnlich ist, dass ein Leben nach den Stationen, an denen es verbracht wurde, gegliedert wird, exponieren die Kapitelüberschriften bei Ziegler die Literarizität des Alltäglichen, ja gerade auch höchst unspektakulärer Nichtorte, die für die Selbstidentifikation des autobiographischen Ichs zweifellos Bedeutsamkeit erlangen. Freilich werden die Orte in einer zeitlichen Abfolge durchschritten, so dass das autobiographische Ich mit Kant permanent das zeitliche Innen mit dem räumlich verfassten Außen zu vermitteln hat. Dies ist etwa in Walter Benjamins *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* (1932 ff.) ganz anders. Dieser autobiographische Text besteht aus einzelnen, in hohem Maße räumlich verfassten Denkbildern, die keine bestimmte Reihenfolge präjudizieren. Dafür sind die einzelnen Szenen sprachlich so hochverdichtet und auf sich selbst bezogen, dass die beschriebenen Räume zu Texträumen im eigentlichen Wortsinne werden, d.h. dem Text selbst eine räumliche Struktur verleihen, die ihrerseits zur Reflexionsstruktur oder gar zum Medium des autobiographischen Ichs werden.

Von der latenten Kraft der Imagination ist es nur ein kurzer Weg zur manifesten literarischen Fiktion. Und über das Verhältnis von Lebensgeschichte und Fiktion eröffnet sich ein weiteres aktuelles Feld der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Autobiographie.

3. Autobiographie als Autofiktion

Der Begriff der ‚Autofiktion‘ taucht in der Autobiographiediskussion in den letzten Jahren verstärkt auf. Er stammt aus der französischen Debatte, die sich, ausgehend von Serge Doubrovsky, Gedanken über Form und Funktion des Autobiographischen in der von den Medien geprägten Gegenwart gemacht hat. Doubrovsky geht davon aus, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der jede und jeder jederzeit und alles von sich preisgibt. Man braucht nur an die zahlreichen Talkshows im Fernsehen zu denken oder daran, was junge Leute heute alles auf Facebook stellen, um die aktuelle Dringlichkeit des von Doubrovsky bereits in den 1980er Jahren formulierten Anliegen nachvollziehen zu können. Die komplette Offenbarung seiner selbst in den Medien führt nicht nur zur Auflösung bzw. Verschiebung der Grenze zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten, sondern tendenziell auch zur Aufhebung der Unterscheidung von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Fiktion‘, insofern als die beständige Bearbeitung unseres medialen und öffentlichen Ichs Teil wenn nicht gar der Inhalt unserer Lebensrealität ist. Die Formate sind dabei größtenteils vorgegeben. Nun hat die Frage nach ‚Wahrheit‘, ‚Wahrhaftigkeit‘ und ‚Wirklichkeit‘ des autobiographischen Texts die Theoriediskussion seit jeher bestimmt. Auch hier könnte man wieder an Goethes *Dichtung und Wahrheit* erinnern, wo diese Frage gleichsam programmatisch im Titel aufgeworfen wird. Dass eine Lebensbeschreibung sich nicht auf das Faktische be-

schränken kann, sondern die Reihung des Tagtäglichen durch synthetisierende Sinnbilder überschreiten muss, um ein Verständnis des Lebenszusammenhangs zu erzielen, hat Goethe sehr genau gesehen. Die Wahrheit eines Lebens kann, so lautet das Goethe'sche Modell in der Autobiographiedebatte, nur durch den gezielten Einsatz der Dichtung dargestellt werden. Nun haben Postmoderne und Poststrukturalismus bekanntermaßen grundlegende Zweifel an der Möglichkeit und der Berechtigung großer sinnstiftender Erzählungen und metaphysischer Werte und Begründungen, wie sie etwa im Begriff der ‚Wahrheit‘ transportiert werden, formuliert. Das ist alles längst akzeptiert und ausbuchstabiert. In der gegenwärtigen Phase des ‚Post-post-‘, d.h. der Zeit nach der Postmoderne bzw. des Poststrukturalismus, ist auf der Grundlage fundamentaler Zeichen- und Subjektkritik die Frage nach der Möglichkeit von Selbstpositionierung, Handlungsmacht (*agency*) und lebensgeschichtlicher Vergegenwärtigung neu gestellt, ohne dass dabei ein Rückfall in vorkritische Essenzialismen intendiert wäre. In der Literatur der Gegenwart begegnet man dabei Modellen, die sowohl in literarischer als auch in autobiographietheoretischer Hinsicht eine Herausforderung darstellen und unter dem Stichwort ‚Autofiktion‘ zu diskutieren sind.³ So treten einerseits lebensweltliche Figuren, die durchaus auch ihre ‚richtigen‘ Namen behalten, in fiktionalen Texten auf, andererseits werden bewusst und gezielt fiktionale Elemente in autobiographische Erzählungen integriert. Beispiele für den ersten Fall wären etwa die letzten Romane von Arnold Stadler oder, ein sehr frühes Beispiel, der Auftritt des Schriftstellers Uwe Johnson in Johnsons Roman *Jahrestage* (1970-1983). Für den zweiten Fall wäre Emine Sevgi Özdamars autobiographische Trilogie *Sonne auf halbem Weg* (2007) anzuführen, die in hohem Maß mit märchenhaft-phantastischen Elementen arbeitet. Hier stellt sich die Frage, ob diese beiden Versionen nicht bereits im Goethe'schen Modell angelegt sind und ob diese Hybridisierungen nicht auf eine Negation der Unterscheidung von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Fiktion‘ hinauslaufen. Beide Fragen können mit ‚Ja‘ beantwortet werden. In Goethes Autobiographie geht es darum, einen Lebenszusammenhang verstehbar zu machen. Das ist in gegenwärtigen Versuchen nicht unbedingt der Fall, obwohl man natürlich in Rechnung stellen muss, dass das Spektrum autobiographischer Schreibweisen in der Gegenwart ein sehr breites ist. Es ist weniger der Lebenszusammenhang als solcher, der zur Aufgabe wird; seit der Fragmentierung des autobiographischen Modells im Poststrukturalismus vergegenständlicht sich das autobiographische Ich vielfach in Episoden und fragmentarischen Bildern, oftmals in Spiegel- und Gegenbildern, wie dies z.B. in den autobiographischen Texten von Uwe Timm der Fall ist. Dies bedeutet, dass der Fiktion weniger eine synthetisierende Funktion zukommt als vielmehr die Aufgabe der Selbstexploration und der Selbsterfindung. Fiktionale Mittel, dies wäre eine These, dienen in der literarischen Autobiographie dazu, Grenzen und Möglichkeiten von Selbstentwürfen auszuloten. Zeithistorisches tritt dabei oft in den Hintergrund, da sich das Ich in einer plural gewordenen Welt nicht mehr als Spiegel der Zeitverhältnisse begreift. Deshalb hat z.B. Martin Walser in seiner Biographie *Ein springender Brunnen* (2000) die nationalsozialistischen Verbrechen nicht thematisiert. Dafür musste er freilich viel Kritik einstecken, weil man die Meinung vertreten kann, dass, selbst wenn ein Kind

3 Vgl. auch die Beiträge der auf dem XII. Kongress der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG) in Warschau 2010 organisierten Sektion 60, die sich unter dem Titel „Autofiktion. Neue Verfahren literarischer Selbstdarstellung“ sowohl theoretisch als auch textanalytisch dem Problemkomplex widmete.

politische Verhältnisse nicht registriert, der Erwachsene, der seine Kindheit schildert, sich dazu verhalten muss. Die Unterscheidung von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Fiktion‘ ist natürlich insofern problematisch, als wir keinen unmittelbaren Zugang zur sogenannten ‚Wirklichkeit‘ haben. ‚Wirklichkeit‘ stellt vielmehr ein konventionalisiertes Verständnis unseres Weltzugriffs dar, und Mittel der Fiktion sind immer am Werk, wenn wir uns unsere Wirklichkeiten zurechtlegen. Das ist aber nicht das, was mit ‚Autofiktion‘ gemeint ist. ‚Autofiktion‘ ist nicht der unvermeidliche Einsatz des Fiktionalen in der Selbstbeschreibung, sondern der willentliche und wissentliche, der ganz bewusst eingesetzte und ausgestellte Einsatz der Fiktion, insofern als sie dazu da ist, die ‚Wirklichkeit‘ des autobiographischen Ichs zu konstituieren. Frank Zipfel unterscheidet drei verschiedene Formen der Autofiktion: Autofiktion kann zum einen als eine besondere Art autobiographischen Schreibens verstanden werden. Damit ist die Tatsache gemeint, dass jede Art der autobiographischen Darstellung, alleine schon durch die Konstruktion des Textes selbst, die Anordnung seiner Elemente, seine sprachliche Form und Gestaltung etc. den autobiographischen Text bereits zu einem fiktionalen mache. Die zweite Form der Autofiktion ist nach Zipfel eine besondere Art des fiktionalen Erzählens, die durch die Namensidentität von Autor und Figur (im Anschluss an Lejeunes Konzept des autobiographischen Pakts⁴) und eine Fiktionalität behauptende Gattungsbezeichnung gekennzeichnet ist. Nicht selten verbindet sich damit eine poetologische Perspektive. Die dritte Form der Autofiktion kommt zustande, wenn sich nicht entscheiden lässt, ob der Text seinem Leser/seiner Leserin einen autobiographischen oder einen fiktionalen Pakt anbietet. Tatsächlich macht er ein doppeltes Paktangebot, aber weder der autobiographische noch der fiktionale Pakt lassen sich ohne Schwierigkeiten für den gesamten Text durchhalten (vgl. Zipfel 2006).

Eine paradigmatische autofiktionale Passage stellt die Kochszene im amerikanischen Kriegsgefangenenlager aus Günter Grass' *Beim Häuten der Zwiebel* (2006) dar. Grass schildert das Bildungsprogramm im Lager, bei dem es offensichtlich auch einen Kochkurs gab. Eine bereits in dem Roman *örtlich betäubt* (1969) verwendete Episode wird noch einmal und etwas anders erzählt. Eingeleitet wird sie mit den viel sagenden Sätzen:

Doch meine Version [also die in Beim Häuten der Zwiebel erzählte] ist geeignet, diese allzu fiktive Abhandlung [im Roman örtlich betäubt], in der als Meisterkoch gesichtslos ein Herr Brühsam auftritt, mit glaubhaften Tatsachen zu widerlegen; schließlich bin ich es gewesen, den der Hunger in einen abstrakten Kochkurs getrieben hat. (Grass 2006, 201 f.; vgl. Grass 1971, 101 ff.)

Genussvoll wird beschrieben, wie der Meisterkoch ohne reale Zutaten (die gab es im Lager ja nicht) so köstliche Gerichte zubereitet, dass den Kriegsgefangenen das Was-

4 Philippe Lejeunes Gedanke, dass ein Text dem Leser/der Leserin ein autobiographisches oder ein fiktionales Paktangebot machen kann (vgl. Lejeune 1995, französisch zuerst 1973), hat sich für die Autobiographiedebatte als überaus produktiv erwiesen. Wenn ein Text sich selbst als Autobiographie deklariert oder durch eine Namensidentität zwischen Protagonist/in und Autor/in gekennzeichnet ist, kommt es, falls keine weiteren Irritationen auftreten, zum Abschluss eines autobiographischen Pakts zwischen Text und Leser/in mit der Konsequenz, dass der Leser bzw. die Leserin diesen Text als Autobiographie liest. Ein fiktionaler Pakt kommt dadurch zustande, dass der Text eindeutige Signale seiner Fiktionalität aussendet, etwa durch die Selbstbezeichnung als Roman oder auch dadurch, dass der Protagonist bzw. die Protagonistin einen anderen Namen trägt als der Autor/die Autorin.

ser im Mund zusammenläuft. Köstlich (im doppelten Wortsinn) ist das Rezept für die Schweinekopfsülze:

Mit beiden Händen in unbewegter Luft zeigte er uns, wie nach dem Garen das erkaltete Fleisch, das Fett vom Gebein, die Schnauze vom Knorpel zu lösen, die Gallerte von dem besonderes gelierfähigen Ohrlappen und der Haut zu schaben seien, denn nie fuchtelte er ziellos. Er hantierte mit der imaginierten Kinnlade, löffelte das geronnene Hirn aus der Hirnschale, entleerte die Augenhöhle, wies uns die von der Gurgel gelöste Zunge vor, hob die vom Fettmantel befreite Schweinebacke – einen ordentlichen Batzen – und begann, während er die gesamte Ausbeute flink zu Würfeln schnitt, alles aufzuzählen, was neben einem mitgekochten mageren Stück Brust oder Nacken in den immer noch köchelnden Sud gehörte: feingehackte Lauchzwiebeln, saure Gürkchen in Scheiben, Senfkörner, Kapern, geraspelte Zitronenschale, grob gestoßene Schwarzpfefferkörner. (Grass 2006, 208)

Dass es sich bei dem sich über Seiten hinweg erstreckenden Kochkurs um eine Allegorie der fiktionalen Kraft der Literatur handelt und der Text mithin die auch von Zipfel beobachtete autofiktional-poetologische Dimension aufweist, verdeutlicht die der zitierten vorausgehende Passage:

Als ich gegen Ende der sechziger Jahre, also während protestgeladener Zeit, in der Zorn, Ärger, Wut billig als Schlagzeilen und Würzkräut zu haben waren, ein langes Gedicht unter dem Titel „Die Schweinekopfsülze“ schrieb, ließ ich zwar herkömmliches Gewürz mitkochen, gab aber immer wieder eine „Messerspitze gerinnende, eingedickte, restliche Wut“ hinzu und sparte nicht an Zorn und Ärger, die in Zeiten der Ohnmacht gegenüber gewalttätigen Mächten ins Kraut schossen und so den später „Achtundsechziger“ genannten Revolutionären zu zornesroten Spruchbändern verhalfen. (Grass 2006, 207)

Die Passage verdeutlicht nicht zuletzt, dass Fiktion und Zeitgeschichte keinesfalls gegenläufige Paradigmen sind. Im Gegenteil: Im sprachlich-literarisch ‚verdichteten‘ Bild der Schweinekopfsülze artikuliert sich die Inventionskraft der Literatur als politisch-gesellschaftliche Interventionskraft. Autofiktion in diesem Sinne lebt von der Wirklichkeitsmächtigkeit des Fiktionalen.

LITERATUR

- Aristoteles (1982): Poetik. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und hg. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart.
- Augustinus, Aurelius (1982): Bekenntnisse. Vollständige Ausgabe. Eingeleitet und übertragen von Wilhelm Thimme, München.
- Behrens, Rudolph (2007): Räumliche Dimensionen imaginativer Subjektkonstitution um 1800 (Rousseau, Senancour, Chateaubriand, in: Inka Mülder-Bach und Gerhard Neumann (Hg.): Räume der Romantik, Würzburg, 27-63.
- Dilthey, Wilhelm (1981): Das Erleben und die Selbstbiographie, in: Ders.: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Frankfurt a. M., 21-32.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1986): Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Hg. v. Klaus-Detlef Müller, Sämtliche Werke in 40 Bdn., Bd. I/14, Frankfurt a. M.

- Goldmann, Stefan (1994): *Topos und Erinnerung. Rahmenbedingungen der Autobiographie*, in: Hans-Jürgen Schings (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar, 660-675.
- Grass, Günter (1971): *örtlich betäubt*. Stuttgart.
- Ders. (2006): *Beim Häuten der Zwiebel*. Göttingen.
- Kant, Immanuel (1983): *Kritik der reinen Vernunft. Erster Teil*, in: Ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt, Band 3.
- Köppe, Tilmann/Winko, Simone (2008): *Empirische Literaturwissenschaft*, in: Dies.: *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar, 293-312.
- Lauer, Gerhard (2007): *Spiegelneuronen. Über den Grund des Wohlgefallens an der Nachahmung*, in: Karl Eibl, Katja Mellmann und Rüdiger Zymner (Hg.): *Im Rücken der Kulturen*. Paderborn, 137-163.
- Lejeune, Philippe (1995): *Der autobiographische Pakt*, in: Ders.: *Der autobiographische Pakt. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer/Dieter Horning*. Frankfurt a. M., 13-51.
- Markowitsch, Hans J. (2002): *Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 187-201.
- Matura, Silke (2002): *Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses auf Hirnebene*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 202-211.
- Nelson, Katherine (1993): *The Psychological and Social Origins of Autobiographical Memory*, in: *Psychological Science* 4/1, 7-15.
- Dies. (2002): *Erzählung und Selbst, Mythos und Erinnerung. Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses und des kulturellen Selbst*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 241-263.
- Quintilianus, Marcus Fabius (³1995), *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Hg. und übersetzt von Helmut Rahn, 2 Bde., Darmstadt.
- Rousseau, Jean-Jacques (1978): *Die Bekenntnisse. Die Träumereien des einsamen Spaziergängers*, München.
- Vico, Giovanni Battista (1990): *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker. Teilbd. II. Übers. v. Vittorio Hösle und Christoph Jermann und mit Textverweisen von Christoph Jermann. Mit einer Einleitung (in Teilbd. I) von Vittorio Hösle*, Hamburg.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (1997): *Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration*, Stuttgart/Weimar.
- Dies. (²2005): *Autobiographie*, Stuttgart/Weimar.
- Zipfel, Frank (2006): *Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität?*, in: Simone Winko u.a. (Hg.): *Grenzen der Literatur*, Berlin/New York, 285-414.

Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie

Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung

Carsten Heinze

1. Einleitung¹

Der Mensch braucht immer zwei Bilder gleichzeitig: ein ‚wirkliches‘ und ein ‚imaginäres‘. Doch warum diese Anführungszeichen? Weil weder das eine ganz wirklich noch das andere ganz imaginär ist. (aus dem Galeerentagebuch: Kertész 1993, 114)

Lebensgeschichtliches Erzählen und Darstellen in Form veröffentlichter autobiographischer Schriften sind ein elementarer Bestandteil im sozialkommunikativen Haushalt von Gesellschaften. Sie stellen damit nicht nur aus Sicht von Verlagen einen wichtigen Anreiz- und Verkaufsfaktor auf dem Buchmarkt dar, sondern erfüllen eine Reihe weiterer Aufgaben in der literarischen Kommunikation von Gesellschaften.² Autobiographien bilden einen zentralen Bestandteil öffentlicher Auseinandersetzungen und Diskurse über gesellschaftliche Wirklichkeiten. Sie werden nicht selten aufgrund ihrer lebens- und zeitgeschichtlich umstrittenen Beschreibungen kontrovers diskutiert. Innerhalb der Autobiographieforschung werden vor allem die Aspekte Autorschaft, Selbstheit („selfhood“), Repräsentation und die Trennung von Fakten und Fiktionen diskutiert (Anderson 2004, 1 f.). Als eigenmotivierte, an eine Öffentlichkeit adressierte Kommunikationsform sind sie daher in folgenden Perspektiven von soziologischem Interesse: als sozialkommunikatives Gattungsformat (autobiographische Gattungsformen – Kommunikationssoziologie), als medialisierte Selbstpräsentation (Schrift, Bild, Film – Mediensoziologie), als autobiographische Lebenskonstruktion (narrative Identitätsbildung und Erfahrungsrekonstruktion – soziologische Biographieforschung), als Teil von Erinnerungskulturen und Zeitgeschichtsforschung (Erinnerungs- und Gedächtniskulturforschung).

Autobiographien geben Auskunft über persönliche Lebenswege und individuelle Schicksale in verschiedenen zeitlichen Perspektiven und Generationenzusammenhängen: Nicht nur weisen sie eine innere zeitliche Erzählstruktur auf, sondern sie sind in ihrem Zustandekommen historisch, gesellschaftlich und generational relationiert.

1 In den folgenden Ausführungen wird aufgrund einer besseren Lesbarkeit auf geschlechtsspezifische Unterscheidungen verzichtet. Die folgenden, weniger empirisch als theoretisch ausgerichteten Überlegungen beziehen sich somit auf weibliche wie männliche Autoren.

2 Zur gegenwärtigen Ausbreitung autobiographischer Schriften tragen sicherlich auch die veränderten Möglichkeiten in der verlegerischen Veröffentlichungspraxis bei.

Autobiographische Lebensrückblicke liefern exemplarische Lebensansichten. Sie bilden kollektiv nachvollziehbare oder anschlussfähige Sinnhorizonte und Projektionsflächen in historischen und gesellschaftlichen Kontexten, die in diskursive Formationen eingelassen sind, ohne sich jedoch darin gänzlich aufzulösen. Bei Autobiographien handelt es sich um schriftsprachliche, durch autobiographische Paratexte und teils durch umfangreiches Bildmaterial gestützte und ausgewiesene Medialisierungen individueller Selbstreflexionen zu einem bestimmten Zeitpunkt. Daneben ist die Schreibgegenwart oder die Spanne der sozialen Erzählzeit maßgeblich verantwortlich für Inhalt und Form der autobiographischen Erzählung, da sich durch sie die Art und Weise des Sprechens über die Vergangenheit zu einem bestimmten Zeitpunkt ausdrückt. Während autobiographisches Schreiben und Erzählen sozialgeschichtlich lange Zeit lediglich „herausragenden Männern“ der Geschichte vorbehalten war, ist gegenwärtig ein Anstieg autobiographischer Schriften aller Geschlechter, Klassen und Schichten zu beobachten, der das angrenzende Gattungsformat Biographie³ auf Verkaufslisten weit überholt (vgl. Porombka 210, 444). Die Erzählung und Darstellung eines Selbst und seiner Geschichte vor einem breiteren Leserkreis erweist sich so gerade vor dem Hintergrund seiner sozialkommunikativen Elemente und Adressierungen als soziologisch hoch interessant. Autobiographien arbeiten maßgeblich, so die hier vertretene These, an der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit mit, so dass ein implizites Gattungswissen und Gattungserkennen beim Leser vorausgesetzt werden muss; denn bekannte öffentliche Kontroversen um autobiographische Erzählungen in den letzten Jahren, wie etwa bei Martin Walser und Günter Grass, waren stets inhaltlich und weniger an deren komplexen formalen Erzählgestaltungen orientiert.

Die öffentliche Thematisierung einer Lebensgeschichte erfüllt in modernen Gesellschaften eine Reihe sozialkommunikativer Funktionen, die soziologisch bisher kaum reflektiert worden sind. Neben kulturhistorisch einschlägig bekannten Darstellungsmotiven wie Beichte, Bekenntnis, Rechtfertigung, Zeugenschaft, Selbstpräsentation und nicht zuletzt der Befriedigung eines eiteln Geltungsbedürfnisses finden sich auf Seiten des Lesers Motive wie Neugier an authentischen Lebensgeschichten, exemplarische Identifikation mit zeitgenössisch oder historisch real existierenden Menschen, Aufklärungs- und Informationsbedürfnisse sowie vermutlich eine tiefere empathische Verbundenheit mit existentiellen Belangen und Schicksalsgeschichten.⁴ Autobiographischen Erzählungen wird von Seiten ihrer Leser ein hoher Authentizitätsgrad zugesprochen. Umgekehrt wird an autobiographischen Darstellungen aus wissenschaftlichen Ansätzen, die die Autobiographie als Quelle verwenden, die Personalisierung und subjektive Perspektivierung kollektiver Erfahrungskontexte kriti-

3 Die Biographie als eine durch Dritte verfasste, meist wissenschaftlich oder journalistisch motivierte Form der Lebensrekonstruktion eines (bekannten) Menschen ist von der Autobiographie als selbstverfasste, auf Erinnerungen und subjektiven Assoziationen basierende Selbsterzählung gattungsbegrifflich scharf zu differenzieren.

4 Das heutige Interesse an Autoren von Autobiographien speist sich meiner Auffassung nach zum einen an dem Interesse öffentlicher bekannter Personen wie Politiker, Kulturschaffender, Literaten etc. (personales Interesse), zum anderen an einem lebensthematischen Interesse, das sich aus der Geschichte eines Menschen in seiner Zeit speist (so etwa an Zeitzeugen wie „Opfer“ oder „Täter des Holocaust“, an „Lebensgeschichten aus der DDR“ etc.; thematisches Interesse). Darüber hinaus wird durch (Auto-)Biographien möglicherweise die Teilnahme an menschlichen Grundthematiken des Lebens und damit anthropologische Interessen befriedigt (vgl. von Zimmermann 2010, 61-70).

siert, wodurch die dahinter liegenden strukturellen gesellschaftlichen und historischen Bedingungen nicht angemessen reflektiert werden können und somit der Quellenwert fragwürdig ist. Ebenso wenig jedoch, wie die Autobiographie aus Sicht ihrer Leser als Gattung oder Label an ihr Ende gekommen ist (vgl. Finck 1999), verschwindet die geschichtliche Perspektive, wie aus den Literaturwissenschaften behauptet wird. Ein Blick in die gegenwärtige autobiographische Erzählpraxis zeigt, dass populäre Erinnerungsliteraturen mit zeitgeschichtlichem Bezug nach wie vor einen hohen Stellenwert in der Gunst des Lesers einnehmen. Diese autobiographischen Schreibformen werden in den Literaturwissenschaften allerdings weitgehend zugunsten ästhetisch „anspruchsvoller“ Texte von Schriftstellern ignoriert. Trotz gattungsspezifischer Grenzverwischungen werden Autobiographien offensichtlich noch als solche gelesen.

Autobiographisches Schreiben ist als sozialkommunikative Handlung Teil ritueller Erinnerungs- und zeitgeschichtlicher Verarbeitungspraktiken von Einzelnen und Kollektiven, die aufgrund ihres authentischen Zeitzeugenanspruchs hohe Glaubwürdigkeit beanspruchen können (vgl. Misch 2001). Damit greifen Autobiographien in erinnerungskulturelle Generations- und kollektive Gemeinschaftsbildungen bis hin zu nationalen Selbstverständnisdiskursen ein und üben somit integrative und normative Wirkungen aus. Hinsichtlich der Darstellbarkeit und der damit zusammenhängenden sozialkommunikativen Vermittlung von Lebens- und personalisierten Zeitgeschichtszusammenhängen ergeben sich eine Reihe von Erkenntnisproblemen, die vor allem bezüglich Fragen der Referentialität von Erzähltext und Erfahrungsrekonstruktion in den Sozial- und Geschichtswissenschaften intensiv diskutiert werden, wohingegen sich die Literaturwissenschaften vor allem auf autobiographische Schreibexperimente von Schriftstellern und die Rhetorik bzw. Topik des Autobiographischen konzentrieren, bei denen der Blick für die nach wie vor beobachtbare, klassische Ich-Erzählung von Autobiographien in den Hintergrund zu treten scheint (vgl. Schabacher 2007). Die angedeuteten Gattungsfragen, die für Soziologie und Geschichtswissenschaften als Perspektive interessant erscheinen, spielen allerdings in den Literaturwissenschaften nach den poststrukturalistischen Kontroversen der 1970er/80er Jahre nur noch eine nachgeordnete Rolle.

Bereits Ende der 1980er Jahre sprachen die Biographieforscher Brose und Hildenbrand vor dem Hintergrund ausgreifender Individualisierungsprozesse vom „Biographisieren von Erleben und Handeln“ als Teil alltagsweltlicher Kommunikation (vgl. Brose/Hildenbrand 1988, 11 ff.). Dieser Trend der gesellschaftlichen Kommunikation über Biographien hat in den letzten Jahren eher zugenommen, um die Jahrtausendwende spricht man in Anlehnung an die modische „turn“-Terminologie der Kulturwissenschaften gar von einem „biographical turn“ (vgl. Chamberlayne/Bornat/Wengraf 2000, 1ff.). Während lange Zeit unter dem Stichwort Biographie sämtliche lebensgeschichtliche Thematisierungen medien- und gattungsindifferent subsumiert worden sind, geraten in jüngster Zeit die medialen Rahmungen bzw. der konstitutive Aufbau autobiographischer Formate in Relation zu ihren Darstellungsinhalten sowie deren kommunikative Kontexte in den Blick (vgl. dazu die entsprechenden Artikel in den Handbüchern von Klein 2010 und Fetz 2009), was auch hinsichtlich der Art und Weise zeitgeschichtlicher Darstellungsformen für die Geschichtswissenschaften von einiger Bedeutung ist (vgl. Jarausch/Sabrow 2002, 7). Eine differenzierte und systematische Ausarbeitung verschiedener (auto-)biographischer Gattungsformate, ihre medienspezifischen Besonderheiten und Kommunikationskontexte jenseits literatur-

wissenschaftlicher Bestimmungen steht jedoch noch aus. „Automedialität“ bzw. „AutoBioFiktion“ wird gegenwärtig zum geflügelten Begriff einer an die Literaturwissenschaften angrenzenden Debatte um Medialisierungsformen des Subjektiven jenseits literaturwissenschaftlich bekannter Pfade (vgl. Moser/Nelles 2006; Dünne/Moser 2008). Diese Begriffsentwicklung zeigt, dass einer rein inhaltlichen oder formalästhetischen Analyse (auto-)biographischer Selbst-/Fremdthematisierungen, die nicht nur auf mündlich generierten Texten beruht, sondern schriftliche, visuelle und audiovisuelle Formate einbezieht, eine mediale Rahmenanalyse vorauszugehen hat, die auch die Frage nach dem potentiellen Adressatenkreis und den Rezeptionskontexten des (Auto-)Biographischen schärfer in den Blick nimmt, der nicht zuletzt über kontextuelle und paratextuelle Inszenierungsstrategien hergestellt wird (vgl. Klein 2010, 200–203). In diesem Sinne versucht der folgende Beitrag eine eingrenzende phänomenologisch-soziologische Beschreibung des schriftsprachlichen Gattungs- bzw. Kommunikationsformats Autobiographie vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher und erinnerungskultureller Kontexte vorzunehmen (vgl. dazu Heinze 2010).

Obwohl auf dem Buchmarkt mittlerweile verstärkt Lebensgeschichten „einfacher“, „gewöhnlicher“ und „kleiner“ Leute nachgefragt werden (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 1), die weniger über den allgemeinen Bekanntheitsgrad ihres Autors als vielmehr über gesellschaftlich relevante Themen und Erfahrungshorizonte ihrer Lebensgeschichte breiteres Interesse hervorrufen, bleiben die autobiographischen Schriften gesellschaftlicher (Deutungs-/Diskurs-)Eliten auch heute noch ein wichtiger Bestandteil auf dem autobiographischen Buchmarkt: Politiker, Medienpersönlichkeiten, Kulturschaffende, Wissenschaftler, Journalisten und andere fühlen sich immer wieder dazu motiviert, unter Berufung auf die lebensgeschichtliche Authentizität und ihren Status als Zeitzeugen Auskunft über sich und ihre Zeit zu geben. Der belehrende, bornierte, teils überpointiert individualistische Wesenszug mancher autobiographischer Erzeugnisse ist dabei kaum zu übersehen. Aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung erheben gesellschaftliche Deutungseliten nicht selten den Anspruch, vermittelt autobiographischer Authentifizierungen nicht nur individuelle Lebensmuster, sondern auch kollektive Geschichtserfahrungen in ihrem Sinne und häufig gegen allgemein vorhandenes Wissen auszulegen – dadurch lassen sich diese auch als Versuch verstehen, Einfluss auf das öffentliche Geschichtsbewusstsein auszuüben. Autobiographische Schriften wirken somit im Horizont kontroverser erinnerungskultureller Debatten mit unterschiedlicher Intensität auf das kommunikative und kollektive Gedächtnis ein.

Die Autobiographie wird in der soziologischen Biographieforschung seit jeher als empirische Quelle biographischer Forschungen genutzt, soziologisch ist sie jedoch bislang weder theoretisch noch methodologisch mit wenigen Ausnahmen genauer untersucht worden (vgl. Alheit/Brandt 2006; Heinritz 2000); darauf wurde bereits mehrfach aus der Disziplin selbst hingewiesen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 10; Baacke/Schulze 1993, 128 f.).⁵ So deutet auch Nikola Herweg an, dass große Teile der

5 Baacke/Schulze führen hierfür einen Grund an, der in den Kultur-/Literatur- und den Geschichtswissenschaften ein zentrales Problem darstellt: „Sie [die Autobiographien, C.H.] werden bald als Dokumente, bald als Fiktionen aufgefaßt, und als Dokumente erscheinen sie dann unzuverlässig und lückenhaft, zu subjektiv – als Fiktionen wiederum zu langweilig und uninteressant, zu sehr dem Objektiven verhaftet“ (Baacke/Schulze 1993, 128 f.). Eine der wenigen explikativen soziologischen Untersuchungen zur Autobiographie stellt die Analyse von Peter Alheit und Morten Brandt (2006) zum Zusammenhang von autobiographischem Schreiben und ästhetischer Erfahrung in Bezug auf die Konstituierung des Selbst in

Soziologie die Autobiographie bislang nicht als eigene literarische Gattung verstehen, sondern der biographische Text als schriftlicher Text aufgefasst wird, der jedoch nicht vom untersuchten Biographieträger selbst, sondern erst von einem Biographieforscher durch einen wissenschaftlichen Transformationsprozess, dessen Erhebungsgrundlage ein narratives Interview bildet, erzeugt wird (vgl. Herweg 2003, 197). Ebenso wenig diskutiert die soziologische Biographieforschung Fragen der Autorschaft; die ästhetischen Qualitäten (als eigener Aussagewert) einer autobiographischen Erzählung rücken zugunsten der Frage nach dem Quellenwert in den Hintergrund. Daraus ergeben sich eine Reihe wesentlicher konstitutiver wie motivationaler Unterschiede im Zustandekommen eines autobiographischen Textes und seines Autors, Erzählers und Protagonisten, aber auch erzählpragmatische Gestaltungsdifferenzen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit (vgl. dazu die klassische Studie von Ong 2004). Der Befund einer bislang mangelnden Differenzierung (auto-)biographischer Kommunikationsformate in der soziologischen Biographieforschung resultiert aus deren einseitiger Konzentration auf das Erhebungsinstrument des narrativen Interviews (vgl. Corsten 2010, 102).⁶

Die folgenden, kommunikations- und mediensoziologisch motivierten Überlegungen zu zeitgeschichtlichen bzw. erinnerungskulturellen Dimensionen autobiographischen Schreibens und Darstellens gehen auf die soziologischen Kommunikationskonzepte der Sozialphänomenologie von Alfred Schütz und Thomas Luckmann zurück. Auf der Grundlage dieser beiden klassischen Autoren, so der hier zur Diskussion gestellte Ansatz, lassen sich autobiographische Schriften in Abgrenzung zu rein literaturwissenschaftlichen Modellen, in deren Mittelpunkt gegenwärtig weniger die äußeren Kommunikationskontexte als vielmehr die immanente Ästhetik und die Gestaltungsprinzipien autobiographischer Texte stehen, biographiewissenschaftlich und sozialkommunikativ problematisieren. Überschneidungen zwischen literaturwissenschaftlichen und soziologischen Ansätzen finden sich bei allen Unterschieden ihrer Forschungsperspektiven in Fragen der Gattungsbestimmung, auch wenn diese literaturwissenschaftlich hinreichend geklärt zu sein scheinen.

2. Autobiographie und autobiographisches Schreiben: ein kurzer Abriss

Geistes- und Sozialwissenschaften haben ein originäres Interesse an autobiographischen Schriften. Vor allem Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften, aber auch Soziologie und Philosophie bedienen sich ihrer mit unterschiedlichen Erkenntnisinteressen. Die Gattung Autobiographie verweist auf eine jahrhundertealte Praxis der öffentlichen Selbstpräsentation, die sich vor allem aus ihrer Wirkung nach außen – möglicherweise über den Tod hinaus als Zukunftsprojektion des Erzählers – ergibt. Auch wenn autobiographisches Schreiben in Form von Erinnerungen, Tagebüchern, Briefen o.ä. zunächst als individuelle Vergegenwärtigung eines Lebens bzw. Lebens-

der Moderne dar. Jedoch kommen die Autoren mit ihren Ausführungen gerade in Bezug auf den Wandel autobiographischer Formate nicht über eine allgemeine Beschreibung hinaus. Die Formate Biographie und Autobiographie werden kaum systematisch trennscharf voneinander untersucht, noch weniger wird die Autobiographie einer eigenen soziologischen Betrachtung unterzogen.

6 Dies beweist auch das „Prinzip der Kommunikation“ in der biographieorientierten interpretativen Sozialforschung, das allerdings nur als „Orientierung am Regelsystem der Alltagskommunikation“ ausgerichtet ist und den biographischen Erzählprozess auf den Alltagserzählprozess eng führt (vgl. Rosenthal 2005, 39 und 44 ff.).

abschnitten zu einem bestimmten Zeitpunkt verstanden wird, so ist dem Prozess des autobiographischen Schreiben ein mitgedachtes Gegenüber in Form eines angesprochenen, potentiellen Lesers oder im weitesten Sinne der interessierten Öffentlichkeit eingeschrieben (vgl. Derrida 2004, 79). Der projektierte Leser findet sich als Kommunikationspartner latent oder offen in autobiographischen Erzählungen. Dies lässt sich überdies anhand von Vor- oder Nachworten zeigen, in denen der Erzähler seine Leserschaft adressiert. Autobiographien haben somit einen kommunikativen Ausgangspunkt, der die Zeithorizonte Gegenwart (des Schreibens), Vergangenheit (der Erzählung) und Zukunft (der Selbstpräsentation) umfasst. Autobiographisches Schreiben kann soziologisch als eine sozialkommunikative Handlungspraxis verstanden werden.

In Abhängigkeit der disziplinären Perspektive ergeben sich verschiedene Zugänge zu autobiographischen Schriften, die von hermeneutisch inspirierten geistes-, sozial- und ideengeschichtlichen Betrachtungen über dekonstruktivistische Lesarten bis hin zu Fragen nach verschiedenen Medialisierungsformaten in Schrift, Abbildung und Film reichen. Die gegebene Materialität des Autobiographischen zieht zwingend rezeptionsorientierte Konsequenzen hinsichtlich der Frage nach sich, was wir in und über Autobiographien über einen Menschen und seine Geschichte zu einem bestimmten Zeitpunkt erfahren können. Aus rezeptionsorientierter Perspektive lassen sich soziologische Einsichten in den sozialkommunikativen und diskursiven Zusammenhang von intersubjektiv vermittelten Wirklichkeitskonstruktionen gewinnen: Die kommunikativ ausgerichtete Konstruktion von Wirklichkeit, eingebettet in einen weiteren Diskurszusammenhang, ist ein wesentliches Element autobiographischen Schreibens.

Vor dem Hintergrund von Historismus und Lebensphilosophie im ausgehenden 19. Jahrhundert erkannte Wilhelm Dilthey in der Selbstbiographie *die* Form des menschlichen Selbsterlebens. Selbstbiographien seien danach als eine Verdichtung von Lebenszusammenhängen zu verstehen, die nicht zwangsläufig einer chronologischen Struktur folgen, sondern von dem Standpunkt der Gegenwart aus eine thematische Auswahl bedeutsamer Geschehnisse in Bezug zum gegenwärtigen *Sein* vergegenwärtigen. Diese Geschehnisse können zeitlich weit auseinander liegen, sie sind jedoch in ihrer verdichteten Form ein Extrakt des Lebens selbst, das auf tiefere existentielle Zusammenhänge verweise:

Sie [die Selbstbiographie, C.H.] ist eine Deutung des Lebens in seiner geheimnisvollen Verbindung von Zufall, Schicksal und Charakter. Wohin wir blicken, arbeitet unser Bewußtsein, mit dem Leben fertig zu werden. (Dilthey [1906-1911/1927] 1998, 24)

Die Selbstbiographie⁷, so Dilthey in hermeneutischer Diktion, ist die „höchste und am meisten instruktive Form“, in der dem Leser das Verstehen des menschlichen Lebens gegenüber trete (vgl. ebd., 28). Die Identität des Gegenstandes, das Leben einer über sich selbst schreibenden Person, verleihe der Selbstbiographie ihre Intimität und Unmittelbarkeit; in ihr drücke sich wie nirgendwo sonst der unmittelbare Zusammen-

⁷ Biographie und Autobiographie werden als unterschiedliche Textgattungen erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts differenziert (vgl. Holdenried 2010, 37).

hang des Lebens aus, der erst durch die Selbstbiographie eine angemessene Ausdrucksgestalt gewinne. Die Selbstbiographie ist damit nach Dilthey die ausgezeichnetste Form des menschlichen Ausdrucks, in der sich die Bedeutsamkeit des Lebens und seine Zeitlichkeit mit der Bedeutung in und durch die Geschichte verbindet. Dadurch sind selbstbiographische Beschreibungen gleichzeitig Ausdruck eines reflektierten historischen Bewusstseins und damit geschichtsphilosophisch relevant (vgl. Jaeger 1995). Der Gegenstand von Selbstbiographien, das Leben als erkennbarer und sinnvoll strukturierter Gesamtzusammenhang, liegt nach Dilthey referentiell außerhalb des Textes, das Leben ist der schriftlichen Gestaltung vorgängig und in der retrospektiven autobiographischen Reflexion rekonstruierbar. Erzählung und Erleben sind identisch, die Sinnhaftigkeit des Lebens entfaltet sich in der Selbstbiographie.

Unter dem Eindruck dieser hermeneutischen Konzeption schrieb sein Schwiegersohn Georg Misch eine mehrbändige Geschichte der Autobiographie als Manifestation der menschlichen Bewusstseinsgeschichte. Individualität und Persönlichkeit bilden bei ihm den Ausgangspunkt geisteswissenschaftlicher Auseinandersetzungen (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 25 ff.). Wie bei Dilthey geht auch in Mischs Vorstellung die Geschichte des Menschen seinem schriftlichen Ausdruck voraus. Misch weist dabei auf die verschiedenen Formen des Selbstausdrucks hin und erkennt in ihnen bereits ihre latent hybride Gattungsform:

Die Selbstbiographie ist keine Literaturgattung wie die andern. Ihre Grenzen sind fließender und lassen sich nicht von außen festhalten und nach der Form bestimmen wie bei Lyrik, Epos oder Drama, die bei aller zeitlichen, nationalen und individuellen Vielgestaltigkeit der Schöpfungen doch in der Form einheitlich sich entfalten, nachdem ihr ‚Urphänomen‘ aus dem dunkeln Boden ungeschiedenen Werdens aufstieg. Sie gehört ihrem Wesen nach zu den Neubildungen höherer Kulturstufen und ruht doch auf dem natürlichsten Grunde, auf dem Bedürfnis nach Aussprache und dem entgegenkommenden Interesse der anderen Menschen, womit das Bedürfnis nach Selbstbehauptung der Menschen zusammengeht; sie ist selber eine Lebensäußerung, die an keine bestimmte Form gebunden ist. (Misch 1998 [1907], 36)

Misch definiert Autobiographie aus seinem etymologischen Wortstamm und legt so die bis heute umstrittenen Grenzen der Gattung fest: die materialisierte Beschreibung (graphia) des Lebens (bios) eines Einzelnen durch diesen selbst (auto) (vgl. ebd., 38). Misch fragt jedoch auch umgekehrt nach dem Erkenntnisinteresse des Lesers und findet dies in den „Geheimnissen der Persönlichkeit“ (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 27). Wie Dilthey denkt Misch bei seinen Beschreibungen aus der Perspektive des autobiographischen Lesers, worin sich die kommunikative Funktion der autobiographischen Selbstpräsentation auf eine ganz bestimmte Art und Weise als verbindendes Element (nachvollziehbarer Lebensausdruck, Interesse der anderen Menschen) zwischen Autor und Leser ausdrückt – das einführende Miterleben des Lesers wird zu einem wichtigen Aspekt autobiographischen Schreibens.

Seit den 1960er Jahren greifen zunehmend sozialgeschichtliche Beschreibungsmodelle in die autobiographietheoretischen Diskussionen ein, wobei diese zunächst in der hermeneutischen Tradition verankert bleiben (vgl. Niggel 1998, 10 f.). Die historisch individuelle Einzigartigkeit des autobiographisch Schreibenden, die bei Dilthey

noch ein entscheidendes Element der Autobiographiewürdigkeit darstellte, wird in der Folge dekonstruiert und zeitgeschichtlich verankert. Peter Sloterdijks Dissertation entschlackt die Autobiographie von ihrem metaphysischen und geschichtsphilosophischen Ballast und verortet sie in zeitgeschichtlichen bzw. politischen Kontexten der 1920er Jahre (vgl. Sloterdijk 1978). Er erkennt in ihr eine soziale Praxis, in der „individuelle Geschichten mit kollektiven Interessen, Werten, Phantasien und Leidenschaften zusammengewoben werden“ (vgl. ebd., 6). Autobiographisches Schreiben wird zum Ort sozialer und politischer Auseinandersetzungen auf dem Feld der Kultur – eine Perspektive, die heute in den *cultural studies* verfolgt wird.

Petra Frerichs sozialgeschichtliche Studie zur bürgerlichen und proletarischen Autobiographie untersucht die individuellen und kollektiven Wurzeln autobiographischen Schreibens und fokussiert dabei auf kulturhistorische Unterschiede, die sich aus der Entwicklung eines bürgerlichen bzw. proletarischen Selbstverständnisses heraus ergeben (vgl. Frerichs 1980). In der klassischen individuellen Autobiographie seit Goethe dominiert nach Frerichs ein aufgeklärtes, individualzentriertes Ich-Verständnis, das die Diskussionen um die Gattung Autobiographie bis heute charakterisiere; demgegenüber seien proletarische Autobiographien lange Zeit von der Literaturgeschichte vernachlässigt und damit ein wesentliches soziologisches Unterscheidungskriterium unterschlagen worden:

Im Unterschied zu dem allgemeinen Begriff ‚Autobiographie‘ geht in die Bezeichnung ‚proletarische Selbstdarstellung‘ oder ‚Arbeiterautobiographie‘ eine Vorentscheidung ein, nämlich die nach ihrem gesellschaftlich bestimmten Subjekt. Es ist nicht der Mensch, das Individuum, die Persönlichkeit, die hier lebensgeschichtliche Erfahrungen und Vermittlungsintentionen zur Darstellung bringt, sondern das Individuum, die Persönlichkeit in ihrer übergreifenden sozialen ‚Eigenschaft‘, Lohnarbeiter im kapitalistischen Produktionsprozeß zu sein. (ebd., VIII)

Ähnlich erkennt die ostdeutsche Literaturhistorikerin Ursula Münchow in frühen Arbeiterautobiographien ein „Mittel des Klassenkampfes“, mit dessen Hilfe sich ihre Autoren nicht nur ihres proletarischen Selbstbewusstseins vergegenwärtigen, sondern durch dokumentarische Sozialbeobachtungen ein kollektives Arbeiterbewusstsein schaffen (vgl. Münchow 1973, 33). Es gelte, das „Ganze im Einzelnen und das Einzelne im Ganzen“ zu zeigen. Für die DDR-Autobiographie sei die übergreifende historische Entwicklungsperspektive entscheidend, die nicht nur Einzelereignisse des antifaschistischen Kampfes, sondern „die Abfolge historischer Phasen als Prozeß“ darstelle (vgl. ebd., 62 f.). Während also die bürgerliche Autobiographie die Einzigartigkeit der Persönlichkeit herausstellt und damit eine Ideologisierung der Individualität betreibt, versteht sich die proletarische Selbstdarstellung als subjektive Einordnung in den kollektiven Kampf gegen Unterdrückung mit anderen Mitteln.

Bernd Neumann greift in seiner sozialpsychologisch ausgerichteten Bestimmung der Autobiographie unter Einbezug der Freud'schen Psychoanalyse auf das Identitäts-Konzept Erik H. Eriksons zurück (vgl. Neumann 1970). Danach unterscheide sich die Autobiographie von der angrenzenden autobiographischen Gattung Memoiren durch ihre thematische Eingrenzung auf Kindheit und Jugend, in denen im Wesentlichen die innere Identitätsarbeit stattfinde, während die Memoiren vor allem die Phase des

Erwachsenenalters umfasse und sich somit auf die außenorientierte soziale Rolle „als der Kanzler, der Revolutionär, der Intrigant oder der Krieger“ fokussiere (vgl. ebd., 11). Die Autobiographie beziehe sich so auf die schwierige Phase der Identitätsfindung, die Memoiren dagegen basieren bereits auf einer erfolgreichen gesellschaftlichen Integration in die soziale Rolle, so dass hier eher die Beschreibung und Darlegung sozialer Beziehungen stattfinde. In beiden Gattungsformen ist das autobiographische Subjekt autonom und unproblematisch, autobiographisches Schreiben erscheint als ein Medium zur lebensgeschichtlichen Selbstfindung und Identitätskonstruktion. Die Vergangenheit ist grundsätzlich als solche der menschlichen Einsicht zugänglich und rekonstruierbar. Die von Neumann vorgeschlagene Differenzierung ist bis heute in den Literaturwissenschaften notorisch, ohne die Unhaltbarkeit seiner sozialpsychologischen Konzeption zu diskutieren. Sie ist aus Sicht der gegenwärtigen Sozialisationstheorie wenig überzeugend, da die Rollentheorie differenzierter betrachtet, der Rollenspieler stärker problematisiert wird und die Sozialisation sowie die damit verbundene Identitätsausbildung nicht mehr als abgeschlossen gelten kann (vgl. etwa Hurrelmann 2006). Darüber hinaus ist eine analytische Trennung von außen- und innenorientierter Selbstdarstellung auch aus literaturwissenschaftlicher Perspektive zweifelhaft; beide Erzählmodi bedingen sich vielmehr und kommen in einer Erzählung vor.

Wesen und Wahrheit der Autobiographie sind auch in einem frühen Sammelband von James Olney Gegenstand der Betrachtung. Die Zugangsweisen zur Autobiographie scheinen multiperspektivisch:

(...) Where does this leave us? It leaves us at least with the perception that what is autobiography to one observer is history or philosophy, psychology or lyric poetry, sociology or metaphysics to another. (vgl. Olney 1980, 5)

Das autobiographische Subjekt scheint paradox: Einerseits substantiell als schreibendes/erzählendes im Akt des Erinnerns anwesend, andererseits aber lediglich als reflektierter Übersetzungs- und Erinnerungseffekt in der textuellen Transformation eines Lebens erscheinend (vgl. ebd., 6). Es führt, so Olney, eine direkte anthropologische Verbindung vom autobiographisch Schreibenden zum Leser einer Autobiographie, die als kommunikatives Band zwischen beiden zu wirken scheint (vgl. ebd., 10). Jedoch stehen diese angenommenen anthropologischen Verbindungen in einem Spannungsfeld zu den historischen Kontexten ihrer Realisierung: Das Wesen(tliche) des Menschen als Subjekt ist eine historische Variable, die sich in den jeweiligen Bezugskontexten auf verschiedene Weise manifestieren kann (vgl. von Zimmermann 2010, 66).⁸ Einer ähnlichen Argumentation wie Olney folgend, versucht Mandel die Autobiographie als nicht-fiktionale Gattung von angrenzenden fiktionalen Formen zu differenzieren, in dem er eine menschliche Verbundenheit und nachvollziehbare Glaubwürdigkeit autobiographischer Beschreibungen auf Seiten des Lesers als Kompetenz konstatiert (vgl. Mandel 1980). Die autobiographische ‚Wahrheit‘ erscheine so als nachvollziehbar und damit grundsätzlich auch für einen Leser erkennbare Wahrheit und fundiere die Autobiographie als aufrichtige Lebensdarstellung:

8 Für eine erweiterte Diskussion zur Theorie der Subjektivität, die als erzählte Subjektivität für die autobiographische Konstruktion von Wirklichkeit eine erhebliche Rolle spielt, vgl. Zima 2000.

The content of an autobiography is not alone sufficient to create truth. What actually transforms content into truth of life is the context that contains the content. By the context I mean the writer's intention to tell the truth; the ratification through the actual choices he makes word by word, as well as in his tone, style and organization; the assumptions that permeate the book, giving rise to content while overlapping the reader's own sense of lived experience in the world. I would argue that it is the reader's willingness to experience and cocreate this context that allows autobiography to speak the truth. (ebd., 72)

Der Leser spielt so als Kommunikationspartner in dieser Perspektive eine entscheidende Rolle. Die von Mandel vorgetragenen Überlegungen zur Funktion des Lesers finden ihre empirische Entsprechung in den narratologischen Forschungen zu ihrem Rezeptionsverhalten bei der Wahrnehmung von Erzählern: Bortolussi und Dixon fanden heraus, dass der Leser im Akt des Lesens den Erzähler als „realen“ Gesprächspartner im Akt des Lesens konkretisiere („readers treat narrators as if they were conversational participants“, vgl. Bortolussi/Nixon 2003, 73). Der Leser – und dies gilt insbesondere für die nicht-fiktionale Gattung Autobiographie – „realisiert“ den Autor, indem er ihn als solchen in einer außertextuellen Referenz erkennt, ihn an eigene „reale“ Erfahrungskontexte anschließt und dadurch als außertextuelle Person wahrnimmt bzw. vorstellt. Dieses Erkennen erfolgt (immer wieder aufs Neue im Akt des Lesens) nicht nur im Anschluss an persönliche Erfahrungskontexte, sondern auch vor dem Hintergrund eines „discourse“, der in die „story“ als strukturelles Element einfließt (vgl. ebd., 97 ff.).⁹ Im Rahmen filmischer Lesarten, die sich auch auf autobiographische Lesarten übertragen lassen, unterscheidet Odin zwischen fiktivisierender Lektüre und dokumentarisierender Lektüre: Es hängt somit vom Zuschauer (oder Leser) ab, wie Filme (Texte) rezipiert werden (vgl. Odin 2006 [1984], 259 ff.). Im autobiographischen Fall ist davon auszugehen, dass die dokumentarisierende gegenüber der fiktivisierenden Lektüre dominiert, nach der es zur „Konstruktion eines als real präsupponierten Enunziators durch den Leser“ kommt (vgl. ebd., 263). Das post-strukturalistische Bonmot von Foucault „Wen kümmert's, wer spricht?“ am Ende einer diskursanalytischen Dekonstruktion der Kategorie Autor geht somit aus sozial-kommunikativer Perspektive an der soziologisch relevanten Fragestellung vorbei (vgl. Foucault 1996, 247). Denn die autobiographische Kommunikation lebt vom Reiz ihrer Subjektivierung bzw. realen Personalisierung des Erzählenden als Person außerhalb des autobiographischen Textes in der Vorstellung des Lesers. Der Leser weist dem autobiographischen Erzähler reale Eigenschaften als konkrete Person zu und authentifiziert seine Erzählung über die Anbindung an eigene Erfahrungskontexte. Leerstellen des Textes werden im Leseprozess gefüllt. Kontingenzerfahrungen werden ausgeschaltet und im Bewusstsein des Lesers zu homogenen und plausiblen Sinneinheiten verdichtet (vgl. Iser 1994, 204 f.). Jedoch ist Vorsicht geboten. Die Plausibilisierung einer rezipierten Lebensgeschichte ist insofern eine Illusion des Lesers, da dieser es lediglich mit einem *Text* und seinem zeichenhaften Bedeutungs-

9 Peter Wenzel differenziert im Zweiebenenmodell der Erzählkommunikation die Ebene der „story“, in der innernarrative Strukturierungen hinsichtlich Handlungen, Raum und Protagonisten vorgenommen werden, sowie „discourse“ als Erzähldiskurs, der auf der einen Seite gekennzeichnet ist von der Struktur der Umsetzung als narrative Transformation der „story“ und auf der anderen Seite das Medium der Umsetzung wie Buch oder Film reflektiert. (vgl. Wenzel 2004, 15)

system zu tun hat, der Autor lediglich als Texteffekt in der Wahrnehmung des Lesers erscheint. Die gedachte Homologie und Einheitlichkeit, die vorgestellte Kohärenz einer autobiographischen Erzählung ist eine Illusion seitens des Lesers, da ein Text niemals als Ganzes erfasst werden kann (vgl. ebd., 203). Sozialkommunikativ tritt hier, wie Joachim Fischer medientheoretisch formuliert, das „Medium als Bote“, als vermittelnde und wahrnehmungskonstituierende Instanz zwischen die Kommunikation eines Autors und seines Lesers (vgl. Fischer 2006). Die kommunikative Beziehung zwischen einem Autor und seinem Leser ist eine durch ein komplexes Mediendispositiv hergestellte, asymmetrische Beziehung unter abwesenden Kommunikationspartnern. Dass die Erfahrungskontexte des Lesers jeweils historisch und gesellschaftlich variieren, abhängig von Zeit und Raum der Lesesituation, bedeutet überdies, dass der Autobiographie nicht *ein* offener oder latenter Sinn zugrunde liegt, sondern grundsätzlich verschiedene Lesarten denkbar sind. Mit anderen Worten: Die autobiographische Kommunikation funktioniert aufgrund einer Realitätsillusion, die durch narrative Texteffekte hergestellt wird. Jedoch bezieht aus Sicht des Lesers die autobiographische Erzählung gerade durch die vermeintliche Authentizität ihren Reiz. Einschätzung und Bedeutungsgenerierung kann dabei in Abhängigkeit von der zeitlichen und räumlichen Lesesituation variabel sein. Gleichwohl muss kommunikationssoziologisch festgehalten werden, dass diese erkenntnistheoretische Einsicht insofern kommunikationspragmatisch irrelevant zu sein scheint, da die Autobiographie in der gesellschaftlichen Kommunikation als authentisches und reales Medium aufgefasst wird, wie die kontroversen inhaltlichen Diskussionen um zeitgeschichtlich problematisierte Erinnerungsliteraturen der letzten Jahre zeigen. Obwohl Wahrheitsfragen, die Aufdeckung von „Lügen“ bzw. das Verschweigen bestimmter Aspekte eines Lebens immer wieder Aufregung provozieren, gilt für die Vielzahl rezipierter Lebensgeschichten wohl immer wieder das Gebot „im Zweifel für den Angeklagten“.

Der „autobiographische Pakt“ nach Philippe Lejeune (1994 [1975]) ist die weitreichendste sozialkommunikative und rezeptionstheoretische Konzeption zwischen einem Autor und seinem Leser.¹⁰ Dieser basiert auf der behaupteten Identität zwischen dem Autor, dem Erzähler und dem erzählten Protagonisten (vgl. ebd., 14 f.). Diese Identität schmiedet das Band zwischen Autor und Leser; letzterem wird durch verschiedene Elemente in und außerhalb des Textes signalisiert, dass es sich nicht um eine fiktionale, sondern um eine nicht-fiktionale, referentielle Erzählung handelt. Dabei gibt es für praktisch jede literarische Form einen „Lektürevertrag“, der sich im Fall der Autobiographie gattungsspezifisch besonders ausgestaltet und in literaturhistorischer Perspektive variiert (vgl. ebd., 49). Als Beispiel hierfür nennt Wulf Segebrecht die autobiographischen Aufzeichnungen Jung-Stillings, die lange Zeit aufgrund fehlender Gattungsbezeichnungen (Paratexte) sowie der Er-Erzählform nicht als Autobiographie gelesen wurden (vgl. Segebrecht 1998 [1969], 159).

Die drei Instanzen der autobiographischen Erzählung werden als personale Einheit über die narrativen Zeitstrukturen Gegenwart-Zukunft und Gegenwart-Vergangenheit

10 Es ist anzumerken, dass Lejeune diese Konzeption vor dem Hintergrund literarischer Werkanalysen entworfen hat. Insofern leitet sich das erste Problem hinsichtlich der Bestimmung einer Autobiographie daraus ab, welche(n) „Stellenwert und Funktion der autobiographischen Texte im Gesamtwerk eines Autors“ beizumessen sei (vgl. Lejeune 1994 [1975], 8f.). Inwieweit Autobiographien von Autoren ohne literarischen Hintergrund den autobiographischen Pakt stützen oder modifizieren, kann hier nicht diskutiert werden.

verstanden: Die autobiographisch schreibende Person steht als außertextueller Referent außerhalb der Erzählung in der Rolle des erinnernden und kommunizierenden Akteurs; der Erzähler selbst stellt die allgegenwärtige, körperlose Stimme und rückblickend kommentierende Reflexionsebene innerhalb des Erzähltextes dar; der erzählte Protagonist schließlich ist die dargestellte und lebensgeschichtlich beschriebene Figur in chronologischer oder lose assoziierter Entwicklungsperspektive. Alle drei Instanzen vereinigen sich in einer einzigen Person, die, anders als im Roman, durch die Namensidentität von Autor, Erzähler und Protagonist angezeigt wird (vgl. ebd., 23). Die Zeitlichkeit des Protagonisten entfaltet sich innerhalb der Erzählung als erzählte Zeit, die nicht lückenlos, sondern vielmehr thematisch ausgearbeitet wird. Die tatsächliche Erzählzeit als Schreibvorgang in der Gegenwart bleibt dagegen in der Regel unthematisiert, jedoch wird in Vorworten oftmals darauf Bezug genommen, womit die identitäre Einheit von schreibender Person, Erzähler und Autor unterstrichen wird. Das autobiographische Vertragsverhältnis wird zusätzlich gestützt durch das „Beiwerk des Buches“ (Genette), die autobiographischen Paratexte (vgl. Heinze 2007). Obwohl sich die autobiographisch schreibende Person, der Erzähler sowie der Protagonist in einer textuellen Referentialität verbinden, sind innerhalb der autobiographischen Erzählung Differenzen zwischen der Rekonstruktion der Zeitlichkeit des Protagonisten und des Erzählers bzw. der gegenwärtig schreibenden Person hervorzuheben. Während der Protagonist in seiner Lebensgeschichte möglichst erlebnisnah zu jedem Zeitpunkt seiner Geschichte dargestellt und das Erlebte als Ereignis in seiner authentischen Form wiederzugeben versucht¹¹, ist der Erzähler insofern allwissend, da dieser die bereits reflektierte Erfahrungsinstanz im Erzähltext markiert. Die Referentialität zwischen schreibender Person außerhalb des Erzähltextes und dem (kommentierenden) Erzähler innerhalb des Erzähltextes bleibt dagegen weitgehend unterreflektiert.

Der ‚autobiographische Pakt‘ ist vor allem von poststrukturalistischer Seite immer wieder kritisiert worden. Der prominenteste Einwand wurde von Paul de Man formuliert, der vor allem die autobiographische Identitätsentsprechung von schreibender Person, Erzähler und Protagonist sowie die prosaische Erzählform als Gattungsbedingungen der Autobiographie für zu eng gefasst hielt (vgl. de Man 1979). Folgeschwer sind die daraus resultierenden Konsequenzen in der Betrachtung autobiographischer Schriften. Denn nach de Man könne anhand eines autobiographischen Textes kaum entschieden werden, welche Anteile fiktional, welche Anteile real seien (vgl. Waldmann 2000, 19). Möglicherweise steckt sogar in der Fiktion als retrospektive Selbstprojektion mehr lebensgeschichtliche ‚Wahrheit‘ als im Versuch der dokumentarischen Rekonstruktion. Ebenso ist die pragmatische Dimension der ‚Wahrheit‘ in der Autobiographie zu berücksichtigen (vgl. Heinze 2009a, 70 ff.). Die fiktionalen Elemente autobiographischen Erzählens machen den Umgang mit ihnen jedoch gerade für die empirische Sozialforschung schwer, da allein auf Grundlage des Textes kaum über Fiktionalisierung oder Faktizität objektiv zu entscheiden ist.¹² Eine zusätzliche Schwierigkeit bereitet die permanente historische Bewegung und Verflüssigung der dichotomischen Trennung selbst, in der sich allgemeine Vorstellungen über die Diffe-

11 Nicht selten wird hierzu in der autobiographischen Erzählung die direkte Rede verwendet.

12 Ein instruktives Beispiel stellt hier die nachträglich als erfunden entlarvte Autobiographie von Wilkomirski/Dössecker dar (vgl. Assmann 2006, 144-149).

renz von Fakten und Fiktionen bewegen (vgl. Schabacher 2007, 40 f.). Hinzu kommt mittlerweile das Wissen um autobiographische Gedächtnis- und Erinnerungsprozesse, die eine homologe Entsprechung von Erzählung und Erleben zweifelhaft erscheinen lassen. Günter Waldmann differenziert eine Reihe von autobiographischen Erzählstilen, um die verschiedenen Selbst- und Weltverhältnisse in ihrer Vielfalt aufzuzeigen und damit zu unterstreichen, dass es *die* Autobiographie nicht gibt (vgl. ebd., 57 ff.). Gerade in den raffinierten autobiographischen Erzählstrategien, wie etwa bei Christa Wolf als bekanntem Beispiel, kommt das lebensgeschichtliche Selbstverhältnis deutlicher zur Geltung als in suggestiven Ich-Erzählungen. Die offenere Bestimmung des Autobiographischen führte in der Folge dazu, dass gegenwärtig von autobiographischem Schreiben gesprochen wird. Dadurch wird der Überzeugung Rechnung getragen, dass Grenzüberschreitungen zwischen fiktionalen und realen Anteilen möglich und beobachtbar sind. Ebenso werden Vorstellungen über vorausgehende Identitäten als homologe Entsprechungen von außertextueller Lebensgeschichte und autobiographischer Erzählung zugunsten einer loseren Entsprechung in Richtung „identitätskonstituierender Leistungen“ im Schreiben aufgehoben (vgl. Breuer/Sandberg 2006, 10). Damit bewegt sich die Perspektive weg von der Autobiographie „als Quelle“ hin zu ihrer narrativen Eigenlogik.

Ein Vorschlag zur medialen Differenzierung autobiographischer Selbstverhältnisse wird unter dem Begriff „Automedialität“ diskutiert (vgl. Dünne/Moser 2008). Mit dieser Neuperspektivierung versprechen sich die Autoren eine stärkere Fokussierung auf die medialen Konstitutionsbedingungen autobiographischer Subjektivität in Schrift, Bild und neuen Medien.¹³ Die Wahl des Mediums entscheidet dabei maßgeblich über die Art und Weise, die Möglichkeiten und Grenzen der vermittelten autobiographischen Subjektivität – mehr noch: Sie wird erst durch sie konstituiert.

Medien sind keine neutralen Träger von vorgängigen, gedächtnisrelevanten Informationen. Was sie zu enkodieren scheinen – Wirklichkeits- und Vergangenheitsversionen – Werte und Normen, Identitätskonzepte – erzeugen sie vielmehr erst. (Erll 2005, 124)

Nach Dünne und Moser muss das Subjekt zur autobiographischen Selbstpräsentation erst aus dem Zustand des „Bei-sich-Seins“ heraustreten und in die Exteriorität eines Mediums eintreten. Somit kommt es zu medialen Transformationen, die sich für Schrift, Bild und Film anders ausgestalten lassen und zu unterschiedlichen Selbstkonzeptualisierungen führen:

Es gibt kein Selbst ohne einen reflexiven Selbstbezug, es gibt keinen Selbstbezug ohne den Rekurs auf die Äußerlichkeit eines technischen Mediums, das dem Individuum einen Spielraum der ‚Selbstpraxis‘ eröffnet. In diesem Sinne postuliert das Konzept der Automedialität ein konstitutives Zusammenspiel von medialem Dispositiv, subjektiver Reflexion und praktischer Selbstbearbeitung. (Dünne/Moser 2008, 13)

¹³ Vgl. zur automedialen Differenzierung in Schrift, Bild und Film am Beispiel *Mein Leben* von Marcel Reich-Ranicki: Heinze 2009b.

Vor allem über das mediale Dispositiv wird der ‚autobiographische Pakt‘ erneut diskutiert, was für die „wahrnehmungsnahen Zeichen“ (Sachs-Hombach) des Bildes umso mehr gilt. Erste empirische Untersuchungen zur ‚visuellen Autobiographie‘ im Horizont automedialer Selbstkonstitutionen liegen bereits vor (vgl. Kittner 2009).

Während die theoretischen wie methodischen Debatten um den Status der Autobiographie hin zur Anerkennung offenerer Gattungsgrenzen geführt haben, kann von einem Ende der Autobiographie selbst keine Rede sein. Trotz aller berechtigten Einwände und erkenntnistheoretischen Anfragen bleibt Lejeunes autobiographischer Pakt insofern wirksam, als Autobiographien als solche nach wie vor beim Leser hoch im Kurs stehen und diese auch als solche gelesen werden. Auch wenn autobiographische Schreibexperimente zur Überzeugung geführt haben, dass autobiographisches Schreiben gerade erst die komplizierten Selbstverhältnisse als Prozess der Selbstannäherung aufzudecken in der Lage sei, so ist das Ergebnis als autobiographische Publikation doch etwas, das als solches vom Leser wahrgenommen wird. Daran können auch die offeneren autobiographischen Erzählstile nichts ändern, vielmehr weisen sie auf eine erhöhte Sensibilisierung im Umgang mit sich selbst hin – und dies wird offensichtlich auch vom Leser erkannt, ohne dadurch die Autobiographie zu verabschieden.

3. Die Autobiographie aus Sicht der soziologischen Biographieforschung

Eine Anmerkung Hans-Georg Soeffners aus dem Jahr 1979 scheint im Licht der gegenwärtigen Beschäftigung mit Autobiographien sowohl in Bezug zu den Literaturwissenschaften wie auch zur soziologischen Biographieforschung aktueller denn je:

(...) Wie die Sozialwissenschaften die Zeichen- und Sprachqualität sozialen Handelns so verloren die Literatur- und ‚Textwissenschaften‘ die Handlungsqualität und die interaktive Funktion der Sprache aus dem Blick. (Soeffner 1979, 328)

Soeffner spielt damit auf das in Teilen enge Verhältnis von Sozial- und Literaturwissenschaften an (Literatur-/Text- als Sozialwissenschaft, Sozialwissenschaft als Literatur-/Textwissenschaft), das in der gegenwärtigen soziologischen Biographieforschung theoretisch-methodologisch verloren gegangen bzw. ziemlich einseitig auf mündliche Quellen reduziert zu sein scheint. Durch die Konzentration auf mündliche Quellen entstehen, wie Kauppert bezüglich der Bestimmung des Gegenstandes der Biographieforschung treffend bemerkt, Unschärfen, die durch die Hintergrundannahmen der einzelnen Methodologien verdeckt werden (vgl. Kauppert 2010, 78 ff.). Die einseitige Konzentration auf mündliche Quellen in theoretischer Hinsicht verengt meiner Auffassung nach den Blick für die Problematiken der (medialen) Selbstpräsentation – und damit auch den erkenntnistheoretischen Blick für die Komplexität und Problematik des Zugangs zu sich und „seiner“ Vergangenheit selbst. Dabei war die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit schriftlichen autobiographischen Dokumenten ein wesentlicher Schritt bei der Herausbildung einer lebensgeschichtlichen Forschungsperspektive in der qualitativen Sozialforschung. Jedoch wurde die Autobiographie als eigene literarische Gattung und in ihren kommunikativen Konstitutionsbedingungen soziologisch nicht näher beleuchtet und gegen andere Quellen abgegrenzt. Die Geschichte der soziologischen Biographieforschung ist seit den 1980er Jahren zuneh-

mend eine Geschichte der Professionalisierung mündlich erzählter Lebensgeschichten, so dass die Beschäftigung mit Autobiographien als eigene öffentlichkeitsadressierte Kommunikationsform in den Hintergrund rückte. Dies ist bis heute der Fall.

Autobiographische Aufzeichnungen bildeten seit den 1920er Jahren einen zentralen Bestandteil sozialwissenschaftlicher Forschungen. Thomas' und Znanieckis frühe biographische Untersuchungen zu den Lebensbedingungen des polnischen Bauern in den USA und in Polen griffen auf schriftlich verfasste Lebensberichte zurück, von denen sie sich die Erhellung sozialer Prozesse aus subjektiver Perspektive erhofften (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 86 ff.). Selbstzeugnisse wurden als Abbilder der Wirklichkeit verstanden, aus denen sich unter Abzug des individuellen Faktors verallgemeinernde Rückschlüsse auf gesellschaftliche Prozesse ziehen ließen. Die Entstehungsbedingungen der Autobiographie *Wladeks*, die als Grundlage der Untersuchungen Thomas/Znanieckis diente, waren jedoch gänzlich anders motiviert, als dies bei der literarischen Gattung Autobiographie der Fall ist: *Wladek* erhielt für die Abfassung ein Geldversprechen, die spätere Publikation von Thomas/Znaniecki ist orthographisch verbessert worden. Der schriftliche Lebensbericht selbst wurde durch Informationen und Kommentare erweitert, Fußnoten machten auf Lücken, Anmerkungen auf ungewöhnliche Situationsdeutungen aufmerksam (vgl. ebd., 89). Das sozialkommunikative Beziehungsgeflecht sowie die Anschlusskommunikationen autobiographischer Erzählungen lassen sich bereits an diesem Fall deutlich erkennen.

Auch die Forschungen der Chicagoer Schule griffen, angeregt von den frühen biographischen Studien Thomas/Znanieckis, auf schriftliche Zeugnisse in Form von Leserbriefen, Auszügen aus Autobiographien, Briefen, Selbstzeugnissen u.ä. zurück (vgl. ebd., 93 ff.). Diese Zeugnisse wurden in Materialanalysen begleitet von teilnehmender Beobachtung und Befragungen. Die Befragten kamen meist aus sozial unterprivilegierten Bevölkerungsschichten. Die gegenüber diesen Schichten bestehenden Diskriminierungen und Vorurteile sollten durch Selbstauskunft der Betroffenen abgebaut werden. Auch hier diente das biographische Material als Grundlage und Spiegelbild zur Aufdeckung sozialer Prozesse, letztlich galten sowohl schriftliche wie mündliche Zeugnisse als gleichberechtigte Quellen.

Der Psychologe G. W. Allport verteidigte in den 1940er Jahren die Auswertung von *personal documents* gegen die „Objektivisten“ und Positivisten in der Sozialforschung, die die subjektive und einzelfallorientierte Perspektive biographischer Zeugnisanalysen kritisierten. Dabei bezog er sich vor allem auf die Psychologie des Lebenslaufs (Bühler) und die kulturpsychologischen Tagebuchforschungen von Siegfried Bernfeld (vgl. ebd., 99 ff.). Während bei Thomas/Znaniecki die methodologische Perspektive noch wenig ausgeprägt war, finden sich bei Allport bereits methodische Fundierungen der subjektiven Perspektive in Abgrenzung zu quantitativen Untersuchungsmethoden, die auf Gesetzmäßigkeiten und Regeln der statistisch großen Zahl unter Absehung der jeweiligen Individualität abhoben. Jedoch finde sich bereits bei Thomas/Znaniecki ein wichtiger Kerngedanke der modernen Soziologie. Die weitreichende Annahme, dass weniger Autorität, Gehorsam und die Einhaltung vorgegebener Werte und Normen kennzeichnend für moderne Gesellschaften seien, sondern vielmehr Multiperspektivität und Pluralität die Grundstruktur bildeten, ist hier bereits angelegt (vgl. ebd., 103). Diese Annahme ist im Rahmen öffentlichkeitsorientierter, autobiographischer Kommunikationen vor dem Hintergrund erinnerungskultureller Auseinandersetzungen umso zentraler, da über sie nicht nur einzelne Lebensge-

schichten in ihrem zeitgeschichtlichen Kontext verhandelt, sondern in diesen (kontroverse) Perspektivierungen bereits vorgenommen und zum Ausdruck gebracht werden.

Diese sozialkommunikative Funktion autobiographischen Schreibens lässt sich noch einmal exemplarisch am polnischen Beispiel nachvollziehen, da hier autobiographischen Schriften eine hohe Bedeutung in der öffentlichen Kommunikation beigemessen wurde. Jedoch ist das spezifische Zustandekommen der autobiographischen Zeugnisse zu berücksichtigen, die durch Aufruf aus wissenschaftlichen Kreisen und nicht aus eigenen Motiven produziert worden waren:

Charakteristisch für die polnische Traditionslinie der biographischen Forschung ist, wenigstens für die Jahre ab 1930, daß sie über die Diskussionskreise der wissenschaftlichen Fachgemeinschaften hinausgreift und Teil literarischer, kultureller und journalistischer Diskurse wird. Gedruckte Autobiographien von Bauern und Arbeitern werden fast zu Bestsellern, erhalten trotz ihrer oft mangelhaften schriftsprachlichen Korrektheit Lob und Anerkennung in führenden Kulturzeitschriften. In Polen entsteht eine Bereitschaft, die Probleme der Gesellschaft über das Medium von autobiographischen Dokumenten aus dem Volk zu diskutieren. [Hervorhebung C.H.] (Fuchs-Heinritz 2000, 105)

Der Grund dieses „Enthusiasmus‘ für die Autobiographie“ wird von Markiewicz-Lagneau dadurch erklärt, dass die unteren Sozialschichten nach jahrhundertelangen Unterdrückungen gesellschaftlich zu Wort kommen wollten (Fuchs-Heinritz 2000, 105).

In Deutschland wurden in den 1930er Jahren Einwände gegen die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Arbeiterautobiographien erhoben. Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Emmerich hat zu den schriftlich niedergelegten proletarischen Lebensläufen von der Frühzeit bis 1945 eine umfangreiche Anthologie vorgelegt. (Emmerich 1974/75) Autobiographisch schreibende Arbeiter wurden in der damaligen sozialwissenschaftlichen Diskussion als nicht repräsentative Einzelfälle abgetan und wenig beachtet. Autobiographisches Schreiben entspräche, so die damalige Kritik, nicht der Lebensauffassung von Arbeitern, es handle sich vielmehr um politische Memoiren ihrer Führer, die Texte seien politisch gefärbt und stellten Anklagen gegenüber ihrer Umwelt dar; schließlich seien sie zu verschiedenen Zeitpunkten entnommen, so dass sie kein konkretes Bild ihrer Klasse darzustellen vermögen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 106 f.). Sozialkommunikative Impulse zur breiteren gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit sozialen Fragen konnten Arbeiterautobiographien zu dieser Zeit offensichtlich anders als in Polen nicht geben.

In den Erziehungswissenschaften wurden autobiographische Dokumente dagegen zumeist für illustrative Zwecke verwendet, ohne weitergehende methodische Überlegungen anzustellen. In der Jugend- und Familiensoziologie dienten Auszüge aus Tagebüchern u.ä. der exemplarischen Darstellung von Lebensverläufen aus Sicht der Betroffenen. Seit Beginn der technischen Möglichkeiten zur Aufzeichnung mündlicher Interviews mittels Tonbandgeräte in der soziologischen Biographieforschung (was selbst einmal Wert wäre, medientheoretisch beleuchtet zu werden), sind die Analysen schriftlicher Zeugnisse und damit auch methodische und theoretische Erwägungen in Bezug auf autobiographische Erzählungen und deren Textualität in den

Hintergrund des Forschungsinteresses getreten. Die Textualität des (Auto-)Biographischen beruht seitdem allein auf den verschriftlichten Transkriptionsmanuskripten eines Biographieforschers, nicht auf der Niederschrift durch eine autobiographisch reflektierende und erzählende Person selber. Neben der schriftlichen Autobiographie werden auch auditive, visuelle und audiovisuelle Entwicklungen autobiographischer Kommunikationsformen bis heute soziologisch kaum in ihren methodischen und theoretischen Dimensionen reflektiert – was mittlerweile die Film- und Kulturwissenschaften übernommen haben. Die *personal documents* sind bis auf wenige Ausnahmen aus der theoretischen wie methodischen Diskussion verschwunden.¹⁴

Im Vergleich zu den älteren Arbeiten benutzt biographische Forschung heute vor allem das Interview zur Produktion des Datenmaterials. Mit dieser Wende im Erhebungsverfahren und im Charakter des Materials hat die frühere Konzentration auf personal documents, auf bereits geschriebene biographische Zeugnisse (Briefe, Tagebücher, Familiengeschichten, Autobiographien), an Bedeutung verloren. Der Begriff persönliche Dokumente wird in letzter Zeit kaum noch verwendet. (Fuchs-Heinritz 2000, 120)

Die stärkere Auseinandersetzung mit literarischen Autobiographien wird vermutlich auch deshalb umgangen, da narrative Strategien autobiographischer Erzählungen auf Gestaltungsformen beruhen, die einen Zugang mit den Methodologien mündlicher Auswertungsverfahren kaum zu leisten in der Lage sind. Ebenso wenig ergibt sich die Möglichkeit des Nachfragens. Ein weiteres Problem stellt der Umfang geschriebener Autobiographien dar. So treten Zugangsweisen und Verständnis des (Auto-)Biographischen im Vergleich zwischen Literaturwissenschaften und den biographisch orientierten Sozialwissenschaften spätestens seit den 1970er Jahren auseinander. Durch zusätzlichen Druck aus den quantitativen Sozialwissenschaften und in Konkurrenz zu diesen resultieren forschungspragmatische Verfahrensweisen, die relativ rigide an den eigenen Methodologien wie dem narrativen Interview festhalten lassen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 121), obwohl gerade in den Literaturwissenschaften differenzierte Interpretationsweisen und Theorien zu finden sind, die sich im Rahmen autobiographischer Forschungen herausgebildet und etabliert haben (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 20 ff). Vor allem die Auseinandersetzungen mit poststrukturalistischen Ansätzen, die seit Roland Barthes, Jacques Derrida, Paul de Man oder Michel Foucault in der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung intensiv diskutiert wurden, ist in der deutschsprachigen soziologischen Biographieforschung, als deren prominenteste Vertreter Fritz Schütze, Gabriele Rosenthal und Ulrich Oevermann gelten, bislang kaum erfolgt. In jüngster Zeit erfolgte jedoch eine Öffnung hin zu diskursanalytischen Verfahren sowie Auseinandersetzungen mit dem radikalen Konstruktivismus (vgl. Völter/Dausien/Lutz/Rosenthal 2009).

Literarische und auch dokumentarische Texte, zu denen Autobiographien und ihre Untergattungen wie Memoiren, Tagebücher, Briefe etc. zählen, spielen zwar als *empirische* Quelle soziologischer Biographieforschung eine gewisse Rolle, eine Verortung

14 Gerhard Riemann etwa hat sich mit dem Tagebuch *Suicide* von Ruth Shlone Cavan auseinander gesetzt, einem frühen autobiographischen Dokument, das im Rahmen der Chicagoer Schule entstanden ist. Die Analyse beruht auf Auswertungsverfahren des narrativen Interviews, auf Verfahren also, die zur Auswertung mündlich generierter Quellen entworfen wurden (vgl. Riemann 2007).

als biographisches Kommunikationsformat sowie die Frage nach der Subjektivität des Autors, Erzählers und Protagonisten fehlt indes. Vorwiegend wird in der soziologischen Biographieforschung stark gegenwartsorientiert gearbeitet, eine verallgemeinernde oder gar historische Kontextualisierung fehlt indes in vielen Arbeiten, wie Rosenthal bemerkt (vgl. Rosenthal 2009, 47). Das erzählende und erinnernde Subjekt gilt als autonomer Experte der eigenen Lebensgeschichte, ohne diesen in seinen historischen und gesellschaftlichen Selbstbezügen bzw. im Horizont autobiographischer Gedächtnisleistungen gerade über die Art und Weise des Erzählens genauer zu problematisieren.¹⁵

Aus mediensoziologischer Perspektive weist Ruth Ayaß darauf hin, dass mittlerweile fast 90% aller qualitativ orientierten Sozialforschungen auf der mündlichen Befragung bzw. dem narrativen Interview beruhen (vgl. Ayaß 2006, 63). Für die gegenwärtige soziologische Biographieforschung gilt, dass das narrative Interview das zentrale Erhebungsinstrument darstellt.¹⁶ Entsprechend fokussiert sind auch die theoretischen wie methodischen Lehrbücher zu dieser Form der mündlichen Generierung von Lebensgeschichten und deren Auswertung (vgl. exemplarisch Küsters 2009; Rosenthal 2005; aus Sicht der methodisch angrenzenden Oral History vgl. exemplarisch Charlton/Myers/Sharpless 2008). Dies hat zur Folge, dass biographische Kommunikationsformate weder in ihrem Zustandekommen noch in ihren medialen Entstehungsbedingungen, ihrem konstitutiven Aufbau ebenso wenig wie in ihren Adressierungen und Rezeptionsbedingungen, ihrem kommunikativen Umfeld theoretisch angemessen untersucht werden; ebenso wenig lassen sich die Auswertungsmethoden mündlicher Quellen problemlos auf andere biographische Kommunikationsformate übertragen bzw. bedürfen einer weitergehenden theoretischen Fundierung. Im Zusammenhang qualitativer biographischer Sozialforschung herrscht somit eine gewisse „Medienblindheit“ (vgl. dazu Bergmann 2006, 32), die im Rahmen soziologischer Biographieforschung zu Leerstellen hinsichtlich des Zustandekommens und des Kommunikationsumfelds schriftlicher, visueller und audiovisueller (Auto-)Biographieformate führt. Darüber hinaus wird dem unterschiedlichen Zeichencharakter autobiographischer Repräsentationsformen von abstrakter Schriftlichkeit zum wahrnehmungsnahen Bild kaum Rechnung getragen. Diese Leerstellen werden erst allmählich zu schließen versucht (vgl. Flick 2007, 279 ff.), ohne jedoch die ästhetische Qualität als aussagekräftigen Eigenwert von Schrift, Bild und Film zu berücksichtigen; vielmehr werden auch andere Medien als Quellen einer hinter der Repräsentation liegenden Wirklichkeit verstanden.

Die fehlenden methodisch-erkenntnistheoretischen Differenzierungen verschiedener (Auto-)Biographieformate werden bereits in der unscharfen Verwendung des Begriffs Autobiographie oder autobiographisch deutlich. Fuchs-Heinritz weist zu Recht darauf hin, dass dieser Begriff literaturwissenschaftlich besetzt sei und somit

15 Zu den Ergebnissen autobiographischer Gedächtnisforschung vgl. etwa Pohl 2007 und Markowitsch/Welzer 2006. Diese Ergebnisse sind gerade vor dem Hintergrund narrativer Selbstverhältnisse, wie sie sich in verschiedenen autobiographischen Erzählstilen äußern, eine fruchtbare Ergänzung.

16 In Gabriele Rosenthals Einführung zur interpretativen Sozialforschung findet sich kein Hinweis auf einen differenzierten Umgang mit schriftlichen autobiographischen Texten, die nicht auf einem Transkriptionsverfahren des narrativen Interviews beruhen. Vielmehr wird unterschiedslos behauptet, dass schriftliche wie mündliche Quellen einer sequentiellen Analyse unterworfen werden können (vgl. Rosenthal 2005, 71).

unzulässig auf die „autobiographische (Stegreif-)Erzählung“ (Schütze), deren Ausgangspunkt das narrative Interview bildet, übertragen werde (vgl. Fuchs-Heinritz 1999, 6 f.). Auch wenn sich gemeinhin der Begriff autobiographisch für sämtliche lebensgeschichtliche Selbsterzählungen durchgesetzt hat, kann einer autobiographischen Erzählung prinzipiell kein mündliches Interview zugrunde liegen, da ein wesentlicher Faktor in der folgenden etymologischen Bestimmung nicht erfüllt ist: „auto“ (seiner, ihrer selbst), „bios“ (Leben, Lebenszeit) und „graphein“ (ritzen, malen, schreiben) (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 8) – der mündlichen Erzählung fehlt das schreibend erzählende, kommunizierende, einen Leserkreis adressierende Autorsubjekt und dessen systematische Differenzierungen in Autor, Erzähler und Protagonist. Schon allein die intentionalen, präsupponalisierbaren Umstände, sich lebensgeschichtlich in der Öffentlichkeit zu äußern, sind in der Autobiographie andere als im narrativen Interview. *Autobiographie* als biographisches Kommunikationsformat bedeutet demnach, dass eine Person *selbst* über ihr Leben *schreibt* – ein sozialkommunikativer (Sprech-)Akt¹⁷, der dagegen im narrativen Interview bekanntlich vom Interviewer oder Biographieforscher aus einem völlig anderen Kommunikationskontext heraus generiert wird und nach bestimmten Transkriptionsregeln vorgenommen wird. In diesem Prozess der Transkription kommt es bekanntlich immer wieder zu Interpretations- und Transformationsschwierigkeiten des gesprochenen/gedachten Worts/Sinns des Interviewten in eine schriftliche Form (vgl. Küsters 2009, 73 ff.). Nicht der Befragte, sondern eine dritte Person fertigt demnach die schriftliche Transkription eines durch ein Diktiergerät o.ä. festgehaltenen Interviews an – mit allen „Übersetzungsschwierigkeiten“, die sich daraus ergeben (vgl. dazu Mazé 2008, 237 ff.). Ein auf mündlichen Aussagen beruhender lebensgeschichtlicher Text weist intern andere Merkmale auf als ein schriftlich verfasster. Während darüber hinaus im narrativen Interview das angesprochene Gegenüber durch den Interviewer im Interaktionsprozess anwesend ist (worüber im Zweifelsfall Protokoll geführt werden kann), ist das adressierte Gegenüber im Fall autobiographischen Schreibens eine mehr oder weniger unspezifizierte Öffentlichkeit in Form eines projektierten autobiographischen Lesers. Zudem ist der zeitliche Aspekt zentral: Während das biographische Interview in der Regel in einer zeitgleichen, nach außen hin geschlossenen Situation stattfindet – Interviewer und Interviewter befinden sich in einer direkten kommunikativen Interaktionssituation, in der Mimik, Gestik etc., d. h. auch die körperliche Präsenz, eine große Rolle spielen –, gilt dies für die autobiographische Kommunikationssituation keineswegs. Die imaginative Anwesenheit des Autors durch den autobiographischen Erzähltext, die durch den Bildkorpus gestützt wird, ist rein projektiver Wahrnehmungsakt. Sie wird zudem über die Paratexte des autobiographischen Buches verstärkt, und immer wieder neu durch den jeweiligen Rezeptionskontext gerahmt.

Die soziologischen Biographieforschungsmethoden scheinen noch aus einer Reihe weiterer Gründe schwer übertragbar auf die literarische Gattung Autobiographie zu sein. Fritz Schütze formuliert zur Methodologie der „autobiographischen Stegreifer-

17 Autobiographisches Schreiben ist eine sozialkommunikative, intentional gerichtete Handlung, die sowohl einen Autor wie auch einen Leser benötigt. Selbst posthum veröffentlichte autobiographische Schriften zeigen, dass der prospektierte Leser nicht nur implizit, sondern in der Regel offen angesprochen bzw. in den Erzählfluss integriert wird. Texte benötigen, so lässt sich rezeptionstheoretisch folgern, für ihre Realisierung immer ein angesprochenes Gegenüber: „Sprache richtet sich primär immer an den anderen und Sprache ist das, was ich mit den anderen teile“ (Raible 1999, 17).

zählung“, dass diese unvorbereitet zu erfolgen habe, um die „Wirksamkeit der Zugzwänge des Stegreiferzählens“ als narrative Verlaufsformen zu bewahren (vgl. Schütze 1984, 78 und Schütze 1982). Der Interviewte sollte „keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie“ entfalten (vgl. Schütze 1984, 78). Demgegenüber lässt sich für die Autobiographie gar nicht sagen, in welchen tatsächlichen Zeitfenstern und unter Zuhilfenahme welcher anderen Medien wie Tagebuch oder Fotografie diese entstanden ist¹⁸, ebenso fehlt die Spontanität des Erzählens, ganz zu schweigen von den Unterschieden gesprochener Sprache und schriftlicher (und vielfach redigierter) Texte. Die Zugzwänge des Erzählens kommen somit in der autobiographischen Erzählung nicht zum Tragen, die literarischen Kniffe in autobiographischen Erzählungen dienen oftmals nicht nur der inhaltlichen Darstellung, sondern auch der Frage nach dem „Wie“ der Erinnerung. Darüber hinaus ist das angesprochene Gegenüber, der Kommunikationspartner, in der Autobiographie ein gänzlich anderer als im narrativen Interview: Während autobiographisches Schreiben grundsätzlich an einen unspezifizierten Leserkreis in der Zukunft gerichtet ist, der gleichwohl als „implizierter Leser“ (Iser) bereits in der Erzählung zum prospektiven Bestandteil des produzierten Textes wird, erfolgt das narrative Interview klassischerweise in einer direkten face-to-face-Interaktionssituation, in der der Interviewer als Auslöser und Generator der lebensgeschichtlichen Erzählung fungiert. Die wenigsten Befragten der soziologischen Biographieforschung werden zu denjenigen zählen, die eine Autobiographie publizieren.

Aus dem Paradigma der Spontanität und Unmittelbarkeit „autobiographischer Stegreiferzählungen“ ergeben sich für die soziologische Biographieforschung methodische Auswertungsverfahren, die nicht nur in der Übertragung auf die Autobiographie angesichts deren literarischen Charakters problematisch erscheinen, sondern auch vor dem Hintergrund einer Quellen- als Subjektkritik hinsichtlich neuerer Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften kritisch zu hinterfragen wären. So vertritt Rosenthal im Anschluss an Schützes Textanalyse und Oevermanns „Objektiver Hermeneutik“ einen *fallrekonstruktiven* Zugang zur Auswertung biographischen Materials, der es erlaube, „erlebte und erzählte Lebensgeschichte“ sequentiell und feinanalytisch auszuwerten bzw. im transkribierten Text voneinander zu differenzieren (vgl. Rosenthal 2005, 173 f.; dazu auch Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, 133 ff.; Rosenthal 1995). Während Fritz Schützes Methodologie in einem homologen Entsprechungsverhältnis von Erfahrungsaufbau und Erzählung verharret, gerät Rosenthals Ansatz in einen methodologischen Dualismus, der allein auf der selbst erzeugten Textgrundlage eines Interviewtranskripts kaum zu lösen ist. Grundlage des Auswertungsverfahrens nach Schütze sind die Paradigmen des Stegreiferzählens. Rosenthal ergänzt diese für ihre Differenzierung in „erzählte und erlebte Lebensgeschichte“ um die „objektive Hermeneutik“ im Anschluss an Ulrich Oevermann (vgl. Kauppert 2010, 17 ff.). Dies bedeutet nichts anderes, als prinzipiell an einer referentiellen Entsprechung von gegenwärtiger Erzählung und vergangenen Erlebnissen festzuhalten, die sich im Zeitpunkt des Interviews narrativ realisieren, auch wenn auf die Möglich-

18 So weist beispielsweise der ehemalige Leiter des DDR-Aufbauverlags, Walter Janka, in seinem autobiographischen Vorwort darauf hin, dass an eine Veröffentlichung seiner Autobiographie erst nach 1989 zu denken war. Lange Zeit lagen seine autobiographischen Aufzeichnungen als Manuskript in seiner Schublade, bevor es nach dem Fall der Mauer zu einer erneuten Überarbeitung und schließlich zur Veröffentlichung kam (vgl. Janka 1991, 9).

keit der „Verformung von Erinnerungen“ und damit auf die zwingende Gegenwarts- und Kontextabhängigkeit des Erzählten hingewiesen wird (vgl. Rosenthal 1995, 84). Der Gegenwartsbezug der Erzählung wird in der sozialen Handlungsorientierung gesehen, die sich aus der biographischen Erfahrung ergibt. Die Gegenwart als Zeitpunkt des „Wie“ der autobiographischen Erzählung, die diskursive Rahmung als äußere Fassung, in die eine Erzählung eingebettet ist, wird dagegen nicht berücksichtigt.

Das sequentielle Auswertungsverfahren der autobiographischen Stegreiferzählung macht jedoch nur Sinn, wenn eine biographische Erzählsituation vorliegt, die sich zu *einem* Zeitpunkt realisiert, d.h. im Zeitpunkt des narrativen Interviews. Ist diese zeitliche Homogenität von Interviewsituation und Erzählung im Sinne des „Stegreifs“ nicht gegeben, wie es wohl für die meisten Produktionsprozesse von Autobiographien gilt, so ist eine sukzessiv-rekonstruktive Auswertung aufgrund des Fehlens eines grundsätzlichen Paradigmas nicht sinnvoll. Trotz vielfacher Kritik wird so aus biographiewissenschaftlicher Sicht nach wie vor am rekonstruktiven Nacherleben in der Erzählung, an dem „Verdacht der homologen Entsprechung“ von Gegenwart und Vergangenheit festgehalten (vgl. dazu die Ausführungen bei Küsters 2009, 32 f.). Die „Reproduktion von Erfahrungsaufschichtungen“ in der Erzählung scheint vor dem Hintergrund kultureller Gedächtnistheorien ebenso wenig Sinn zu machen (vgl. ebd., 33). Das Sprechen über die Vergangenheit ist kein autonomer Akt, sondern erfolgt immer zu ganz bestimmten Zeitpunkten unter ganz bestimmten soziokulturellen Bedingungen in bestimmten sozialen, kulturellen und politischen Kategorien, deren Rahmungen sich im Verlauf erinnerungskultureller Wandlungsprozesse verändern können – womit auch die individuelle Erinnerungsarbeit zu einem anderen Zeitpunkt eine andere Form und Bewertung annehmen kann. Wir rekonstruieren also niemals *die* Vergangenheit, wie sie gewesen ist, sondern lassen sie im Licht der Gegenwart erscheinen: Wir machen uns in sozialkommunikativen Austauschprozessen und erinnerungskulturellen Horizonten *ein Bild* von ihr (vgl. Jureit/Schneider 2010, 56). Individuelles wie kollektives Erinnern sind sich durchdringende Akte der Kommunikation, insofern müssen sie kontextualisiert werden. Aktuelle, entessentialisierte Gedächtnis- und Erinnerungstheorien fokussieren deshalb auch eher auf das *Wie* und die zeitspezifischen Kontexte des Erinnerns als auf das ontologische *Was* des Erinnerten. Das Problem biographischer Methodologien scheint darin zu liegen, dass diese sich allzu beharrlich gegen eine zu starke Kontextualisierung und Theoretisierung ihres Gegenstandes stellen, um dem methodologischen Paradigma der „Offenheit“ gerecht werden zu können (vgl. Rosenthal 2005, 48). Ein stärker gegenstandsorientierter Theorie- und Kontextansatz müsste keineswegs in deduktive Verfahren und damit in Überprüfungsversuche oder Falsifizierungen einer unumstößlichen Fragestellung münden, was im Offenheitsparadigma interpretativer Sozialforschung streng abgelehnt wird, sondern würde vielmehr das grundsätzliche Postulat nach Interdisziplinarität der soziologischen Biographieforschung tatsächlich einlösen und nicht einer methodologischen Engführung unterwerfen. Angrenzende Fachdisziplinen wie die Literatur- und Kulturwissenschaften und die Geschichtswissenschaften sowie innerdisziplinäre soziologische Ansätze wie etwa die Medien-, Kommunikations-, Kultur- oder Wissenssoziologie halten sowohl empirische wie theoretische Befunde bereit, die es für die soziologische Biographieforschung in der Zukunft fruchtbar zu machen gilt.

Es ließen sich weitere methodisch-erkenntnistheoretische Problematiken sozialwissenschaftlicher Biographieforschung bezüglich der soziologischen Betrachtung von Autobiographien anbringen. Die Professionalisierung soziologischer Biographieforschung, so muss kurz zusammenfassend geschlossen werden, ist bislang eng verbunden mit der Professionalisierung mündlicher Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Dies schließt auf der theoretisch-methodologischen Reflexionsebene sämtliche biographische Kommunikationsformate aus, die anderen kommunikativen Strukturen und ästhetischen Gestaltungsprinzipien folgen. Die kommunikativen Interaktionssituationen, wie sie für das narrative Interview detailliert untersucht worden sind, müssen für andere Formate noch ausbuchstabiert werden. Um autobiographische Kommunikationen soziologisch an öffentliche Diskurse – wie sie in diesem Heft am Beispiel öffentlicher Auseinandersetzungen über zeitgeschichtliche Erfahrungen und erinnerungskulturelle Diskurse diskutiert werden – anschlussfähig zu machen, bedarf es meiner Auffassung nach einer kommunikationssoziologischen Fundierung der Autobiographie als öffentlichkeitsorientierte Erzählformat.

4. Sozialphänomenologische Kommunikationstheorie – die Autobiographie als sozialkommunikative Gattung im Horizont erinnerungskultureller Vergangenheitsverarbeitungen

Lange haben diese Papiere unter Verschuß geruht; wohl ein Jahr lang hielten Unlust und Zweifel an der Ersprießlichkeit meiner Unternehmung mich ab, in treusinniger Folge Blatt auf Blatt schichtend, meine Bekenntnisse fortzuführen. Denn obgleich ich auf den vorstehenden Seiten mehrfach versichert habe, daß ich diese Denkwürdigkeiten hauptsächlich und in erster Linie zu meiner eigenen Unterhaltung und Beschäftigung aufzeichne, so will ich nur auch in diesem Betreff der Wahrheit die Ehre geben und freimütig eingestehen, daß ich insgeheim und gleichsam aus dem Augenwinkel beim Schreiben doch auch der lesenden Welt einige Rücksicht zuwende und ohne die stärkere Hoffnung auf ihre Teilnahme, ihren Beifall wahrscheinlich nicht einmal die Beharrlichkeit besessen haben würde, meine Arbeit nur bis zum gegenwärtigen Punkt zu fördern. (aus: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull: Mann 1954, 75)

Wenn ich mich heute selber, aus meinem eigenen Gesichtspunkt vorstellen soll, so kann sich die relative Eindeutigkeit der Perspektive für das, was man erstrebt hat, nur aus dem Fortgang der Zeit ergeben, im Rückblick auf die innere Folgerichtigkeit der zufälligen Begegnungen und der aufeinander folgenden Schritte, die man bei allen Um- und Abwegen einen Lebenslauf nennt. (Löwith 1989 [1959], 146)

Der Begriff „Sozialkommunikation“ ist zur soziologischen Charakterisierung autobiographischen Schreibens und Erzählens schon mehrfach gefallen. Sozialkommunikation bezieht sich auf die Art und Weise, wie Gesellschaften zur Findung sozialer Problemlösungen miteinander in der Öffentlichkeit kommunizieren (vgl. Luckmann 1980). Dazu bedienen sich die Gesellschaftsakteure bestimmter Genres und Gattungen. Diese umfassen insgesamt den kommunikativen Haushalt einer Gesellschaft in

schriftlicher und mündlicher Form, wobei beide Formen und ihre innerstrukturellen Kommunikationsbedingungen voneinander zu unterscheiden sind:

Genres are the 'conventions of discourse' which signal how the reader or listener should interpret the words. But there is a crucial difference in this respect between literary genres, where the author and reader do not have to have any social connection, and oral genres, in which the time, the place, the occasion, the accompaniments such as music, the audience and the status of the teller are all essential to genre. (Chamberlain/Thompson 2004, 10)

Autobiographische Erzählungen gehören elementar zu diesem kommunikativen Verständigungshaushalt dazu. Sie behandeln nicht nur die Bewältigung individueller Lebenserfahrungen und Darstellung von Lebensmustern, sondern sie erstrecken sich weiter auf Generationen und gesellschaftliche Kontexte hinsichtlich der Frage, wie zu einem gegebenen Zeitpunkt mit kollektiven Vergangenheiten umgegangen wird. Neben der Autobiographie finden sich weitere angrenzende Genres als Erinnerungs- und Erzählrahmen im Horizont kollektiver Vergangenheitsvergegenwärtigungen (vgl. ebd., 3). Dadurch treten sie in Konkurrenz zur wissenschaftlichen Zeitgeschichtsforschung, wobei diese mittlerweile den Eigenwert autobiographischen Schreibens erkennt (vgl. dazu die Beiträge in Jarausch/Sabrow 2002). Autobiographisches Schreiben beinhaltet so immer eine lebensgeschichtsbezogene wie auch gesellschaftbezogene Dimension:

Mag das autobiographische Schreiben zunächst oft individuell als Versuch motiviert sein, das eigene Leben retrospektiv zu gliedern und ihm womöglich einige Sinnmomente abzugewinnen, so wird es spätestens im Augenblick der Veröffentlichung sozial. Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Relevanz der Literatur, insbesondere des autobiographischen Schreibens, für ein Verständnis des Verhältnisses zwischen individueller und kollektiver Identität. (Parry/Platen 2007, 10)

Sozialphänomenologische Kommunikationstheorien und Literaturwissenschaften haben hinsichtlich der Gattungsfrage eine ähnliche Forschungsperspektive. Beide versuchen, im Rahmen gattungstheoretischer Bestimmungen strukturelle Merkmale mündlicher bzw. schriftlicher Gattungen zu differenzieren (vgl. für die Soziologie Günthner/Knoblach 1997, 281 ff.; vgl. für die Literaturwissenschaften Müller-Dies 2008, 323 ff.). Die Autobiographie als selbstverfasste, schriftliche Form einer primär auf gedächtnisbasierten Erinnerungsleistungen beruhenden, aber auch auf andere lebensdokumentierende Medien wie Foto oder Tagebuch sich stützende Selbstdarstellung in Gestalt einer in ihrer Form vielgestaltigen und multiperspektivischen Narration, stellt eine kommunikative Gattung dar, die es soziologisch in einem weiteren sozialkommunikativen Kontext zu verorten gilt, will man sie an erinnerungskulturelle Diskurse und zeitgeschichtliche Wissenshorizonte anbinden. Autobiographisches Schreiben, Erinnern, Erzählen und Reflektieren ist ein leseradressierter, sozialkommunikativer Akt, in dem *narrativ* zeitliche Kontingenzen in einer soziokulturell überformten Art und Weise, die durch einen Leser stilistisch als „autobiographisch“ iden-

tifizierbar ist, bewältigt werden.¹⁹ Autobiographien weisen sowohl lebens- als auch zeitgeschichtliche sowie über die Lebenszeit hinausgehende historische Zeitimplikationen auf. Darüber hinaus konturieren sich autobiographische Schriften über politische, soziale und kulturelle Bezugsrahmen. Diese „mannigfaltigen Wirklichkeiten“ (Schütz 2003 [1945]), die im Prozess autobiographischen Schreibens wirksam werden, werden als Sinnhorizonte lebensgeschichtlich je nach Standpunkt und Perspektive relationiert und ausgedeutet, wobei vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher und erinnerungskultureller Diskurse individuelle Ausdeutungen ein gesellschaftliches Konfliktpotential in sich bergen. Erinnerungskulturen im 20. Jahrhundert sind demnach keine „harmlosen“ Orte der zeitgeschichtlichen Vergegenwärtigung, sondern sie geben Aufschluss über prozessuale und hoch umkämpfte Diskurse, wie mit individuellen und kollektiven Vergangenheiten zu einem bestimmten Zeitpunkt unter bestimmten sozialen, kulturellen und politischen Umständen umgegangen wird. Autobiographisches Schreiben ist somit kein harmloser Ort sozialkommunikativen Handelns, sondern berührt aufgrund seines Öffentlichkeitscharakters immer auch geschichts- und gesellschaftspolitische Dimensionen.²⁰ Während die soziologische Biographieforschung von den aktiven Elementen eines lebensgeschichtlich reflektierenden Individuums ausgeht und dieses aktiv sich Erfahrung aneignende Individuum in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellt (vgl. Kauppert 2010, 82), muss aus einer sozialkommunikativen Perspektive nach den „Gedächtnisrahmungen“ (Halbwachs) gefragt werden, die den größeren Kontext einer autobiographischen Erzählung bilden. Auch wenn das autobiographische Schreiben selbst eine aktive sozialkommunikative Handlung darstellt, ist die Frage nach dem „Wie“ des Erinnerns nur aus seinen zeitgebundenen, diskursiv geprägten Kontexten heraus zu verstehen. In der Erinnerungskulturforschung wird in diesem Sinne von Entessentialisierungen des Erinnerten gesprochen. Dies bedeutet jedoch keine pauschale Absage an die Leistungen des Gedächtnisses, sondern vielmehr eine Differenzierung der verschiedenen Dimensionen des Gedächtnisses, das auch Fiktionalisierungen nicht ausschließt:

Auf den (subjektiven) Wahrheitsanspruch unserer Erinnerungen pauschal zu verzichten würde bedeuten, dass wir uns in eine Alzheimergesellschaft verwandeln, in der keine Versprechen mehr gemacht und keine Schulden mehr zurückgezahlt werden können. Die Unzuverlässigkeit unseres Gedächtnisses in Rechnung zu stellen, heißt also keineswegs, dass wir uns als Personen und Mitmenschen von Wahrheitsfragen, Pflichten und Verantwortung so einfach lösen könnten. Deshalb prüfen wir weiterhin unsere Erinnerungen und begleiten sie durch einen selbstreflexiven Diskurs (...). Dieser Diskurs, der zwischen Retention und Konstruktion, zwischen Authentizität und Erfindung oszilliert, ist notwendig, um eigene Erfahrungen zu bewerten und sich in der realen Welt zu verankern. (Assmann 2006, 136)

19 Die für westliche Gesellschaften klassische Form autobiographischen Schreibens ist sicherlich die mehr oder weniger stark chronologisch orientierte Ich-Form. Literarische autobiographische Erzählungen durchbrechen diese diachrone zeitliche Struktur jedoch oftmals und öffnen diese für ein freies Spiel der Assoziation. Die populäre Autobiographie ist aber nach wie vor an einer Chronologie des Lebens mit einem autonomen Ich-Erzähler ausgerichtet.

20 Zum Zusammenhang von Politik und Autobiographie, vgl. Heinze 2011 (im Veröffentlichungsprozess auf FQS, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs>).

Dies gilt in besonderem Maße auch für autobiographische Schriften.

Das soziologische Grundmodell der Kommunikation geht von einem kommunikativen Handeln aus, in dem eine kommunizierende und eine rezipierende Instanz komplementär aufeinander bezogen sind (Schützeichel 2004, 56). Es setzt voraus, dass etwas – das Mitgeteilte, die Information, die erzählte Geschichte etc. – von einer Seite kommuniziert, welches von der anderen Seite interpretiert und „verstanden“ wird. Grundvoraussetzung für die Produktion von Schrifterzeugnissen ist, dass Menschen überhaupt im Akt des Schreibens innerhalb einer bestimmten Gattung kognitive Prozesse zu durchlaufen in der Lage sind. Autobiographisches als selbstbezogenes Schreiben muss im Prozess der Sozialisation erlernt werden (vgl. Raible 1999). Auf der anderen Seite bedarf es eines hinlänglich kompetenten Lesers, der nicht nur Buchstaben zu Worte, Worte zu Sätzen, Sätze zu Abschnitten etc. gedanklich zusammenfügen, sondern der überdies Verstehensleistungen auf der Grundlage seines eigenen, lebensgeschichtlich verankerten Vorwissens vollziehen kann – wobei diese grundsätzlich aufgrund der Komplexität von Texten variieren und unterschiedlich fokussiert sein können (Heterogenität der rezeptiven Textaneignung). Der geschriebene Text realisiert sich in seinen Bedeutungspotentialen erst im „Akt des Lesens“, dessen zeitliche Kontexte und damit Interpretationsweisen unterschiedlich ausfallen können (Iser 1994, 195). Die Literaturinterpretation unterscheidet deshalb paradigmatisch zwischen einer Produktionsseite (Autor), einer Darstellungsform (literarische Gattung, Kommunikationsformat) und einer Rezeptionsseite (Leser). Diese drei Instanzen sind in komplexen und variablen Beziehungen wechselseitig aufeinander bezogen und kennzeichnen die sozialkommunikative Figuration des Lesens eines bestimmten Gattungsformats (vgl. Schutte 2005). Neuere rezeptionsorientierte Kommunikationsansätze gehen davon aus, dass nicht allein „ein Sinn“ dem Kommunizierten zugrunde liegt, den es zu rekonstruieren gilt, sondern dass die Rezeption von Kommunikationsinhalten in hohem Maße kontextuell – vor allem zeit- und kontextbedingt – abhängig ist und entsprechend sozial, kulturell, politisch, sprich: situational variieren kann. Von diesem Phänomen kann sich jeder überzeugen, der einmal die historische Wirkungsgeschichte einzelner Werke studiert hat. Literaturwissenschaftlich ist seit den 1960er Jahren eine Abkehr von der hermeneutischen „Interpretationsnorm“ und einer gültigen Bedeutungsrekonstruktion hin zu einer kontextuell abhängigen, verschiedenen Lesarten zugänglichen Analyse zu beobachten (vgl. Simon 2003, 16). Der *Rekonstruktion* eines (latenten) Sinns (durch professionalisierte Forscher), somit als lediglich ein – fachspezifischer – Zugang verstanden, wird zugunsten einer kontextuell gebundenen, denkbar offeneren Aneignungssituation eine Absage erteilt. Es macht einen Unterschied, ob eine Autobiographie mit wissenschaftlichen Methoden dekonstruiert wird (und von wem), oder aber ob man die Wirkungsweisen des Autobiographischen aus Sicht durchschnittlicher Leser zu untersuchen versucht – eine Perspektive, die in der Rezeptionsforschung der *cultural studies* seit längerer Zeit verfolgt wird, in der empirischen Umsetzung jedoch sicherlich einige Probleme aufwirft.²¹ Dies ist für den sozialkommunikativen Zusammenhang autobiographischen Schreibens insofern ein wichtiger Gesichtspunkt, da Autobiographien an einen Leser gerich-

21 Eine Wirkungsforschung von Autobiographien, die über diskursanalytische Betrachtungen hinaus geht und empirisch verankert ist, ist mir nicht bekannt.

tet sind, der wohl weniger dem wissenschaftlichen Kontext als vielmehr der allgemein interessierten Öffentlichkeit zuzurechnen ist. Die Frage nach dem Adressaten stellt somit einen elementaren Bestandteil rezeptionstheoretischer Ansätze dar. Die Heterogenität des rezipierenden Leserkreises resultiert mindestens aus folgenden Aspekten: (1.) den jeweils rezipierenden Generationen, (2.) dem jeweils rezipierenden Geschlecht, (3.) dem jeweiligen Vorwissen, (4.) der jeweiligen persönlichen Betroffenheit, (5.) den jeweiligen gruppenspezifischen, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und (6.) den jeweiligen Diskurszusammenhängen.

Der Soziologe Thomas Luckmann versteht unter Kommunikation eine sozial orientierte und gesellschaftlich konventionalisierte Form der Problembewältigung des Menschen. Schon allein deshalb ist sie rezeptionsorientiert und kontextuell ausgerichtet. Dies gilt insbesondere für autobiographisches Schreiben. Kommunikation ist implementiert in eine Beziehungsstruktur zwischen subjektivem Bewusstsein, Intersubjektivität, Gesellschaft und ihrem Zeichen und Symbolhaushalt (vgl. Luckmann 1980, 98; dazu auch Schütz 2003 [1954], 119 ff.). Beschreibt man autobiographisches Schreiben als sozialkommunikative Handlung, so geschieht dies – in der Terminologie Alfred Schütz im Modus des *modo futuri exacti*: als Realisierung eines Handlungsentwurfs auf ein alter ego, hier: dem projektierten Leser (Schütz 1993 [1932], 208). Autobiographisches Schreiben bedeutet somit, eine intersubjektive, sozialkommunikative Beziehung zu einem imaginierten und in die Zukunft projektierten Leser, im weitesten Sinne einer unspezifischen Öffentlichkeit, narrativ aufzubauen; die wiederum fußt auf einem gemeinsamen Zeichen- und Symbolhaushalt, der einen kommunikativen Austausch in einem spezifischen Gattungsformat überhaupt erst ermöglicht. Es bedarf im weitesten Sinne eines allgemein verständlichen, erinnerungskulturellen, zeitgeschichtlichen und historischen Horizonts, vor dessen Hintergrund eine lebensgeschichtliche Erzählung erst in ihren Ausprägungen hinlänglich verstanden und beurteilt werden kann – fehlt dieser gemeinsame Bezugsrahmen, können sich spezifische biographische und zeitgeschichtliche Kommunikationen gar nicht erst auf der Leserseite als solche realisieren. Der Reiz des Lesens autobiographischer Schriften ist sicherlich auch durch ein öffentlich anhaltendes Interesse an zeitgeschichtlichen Entwicklungen und Umschwüngen des 20. Jahrhunderts hervorgerufen.

Es gibt eine sozialkommunikative Beziehung zwischen der individuellen Erfahrungsweitergabe durch Erzählung und dem weiteren kollektiven Kommunikationshaushalt von Gesellschaften:

Individuelle und kollektive Erfahrungen und Lösungen von Handlungs- und Orientierungsproblemen werden erzählt und berichtet, verdichtet und mythisiert. Damit werden sie intersubjektiv erinnerungsträchtig und für Mitmenschen verfügbar gemacht. Diese ‚primären‘ Erfahrungsrekonstruktionen werden in kommunikativen Vorgängen gesellschaftlich weiterverarbeitet (...). Diese ‚sekundären‘ kommunikativen Vorgänge sind, noch unmittelbarer als die ‚primären‘, von den Gegebenheiten und Erfordernissen der Sozialstruktur bestimmt. (Luckmann 2002a, 157)²²

²² Im Rahmen des Lüdenscheider Gesprächs im Anschluss an die Tagung Autobiographie und Zeitgeschichte berichtete der geladene ostdeutsche Journalist und Autor Hans-Dieter Schütt (*Glücklich beschädigt: Republikflucht nach dem Ende der DDR*, 2009), dass er eine Reihe von Leserzuschriften erhalten habe, die sich weniger auf seine, als vielmehr auf die jeweils eigenen lebensgeschichtlichen Er-

Übertragen auf die Autobiographie bedeutet dies, dass diese nicht allein in einem autonomen Sinne beschrieben werden kann, in dem sich ein Individuum erinnernd und reflektierend der Gesellschaft gegenüberstellt; autobiographisches Schreiben ist immer in einen größeren Erinnerungs- und Erfahrungskontext eingebunden, und auf gesellschaftliche Diskurse bezogen, durch den bzw. durch die der Prozess des Schreibens gerahmt wird. Man könnte auch sagen, dass Autobiographien trotz ihres individuellen und selbstreflexiven Zustandekommens wie andere Schriftzeugnisse eine mittelbare „Antwort“ erwarten (vgl. Luckmann 2002a, 162). Mündliche wie schriftliche Kommunikationsformen benötigen per se ein Gegenüber, das zuhört, liest, interpretiert und im weitesten Sinne reagiert (vgl. Luckmann 2002b, 188). Diese Reaktionen lassen sich nicht nur als Formulierung verschiedener Lesarten durch einen Forscherkreis, sondern möglicherweise auch durch empirische Leserforschung fundieren, um das Verständnis für den kommunikativen Aufbau der sozialen und historischen Welt stärker zu fokussieren. Damit wäre ein Schritt hin zu einer soziologischen Verbindung mit kontextuellen Analyseformen autobiographischer Schriften im Horizont erinnerungskultureller Forschungen denkbar; eine Analyseform, die nicht allein auf der unvoreingenommenen und theorieleeren Offenheit gegenüber einem Forschungsgegenstand beruht – die bei versierten und langjährig erfahrenen Biographieforschern ohnehin als forschungspraktisches Postulat zweifelhaft ist. Einen theoretischen Schritt in diese Richtung ist unlängst Mathias Berek (2009) gegangen, der Wissenssoziologie und Erinnerungskulturen zusammen bringt. Empirische Forschungsprojekte zu Rezeptionsformen autobiographischer Kommunikationsformate stehen allerdings noch aus.

5. Ausblick

Autobiographien als (auto-)biographisches Kommunikationsformat und literaturwissenschaftliche Gattung bilden in vielfacher Hinsicht einen reizvollen Gegenstand soziologischer Forschungen, den es sich sowohl methodologisch, theoretisch und auch empirisch neben seinem bloßen „Quellenwert“ weiter zu erschließen gilt. Hierfür liegen aus den angrenzenden Fachdisziplinen mittlerweile umfangreiche und erhellende Untersuchungen vor, die es systematisch und den Forschungsinteressen der soziologischen Biographieforschung entsprechend auszuwerten gälte. Um aus der blickverengenden, methodologischen Falle der empirisch-interpretativen Sozialforschung zu gelangen, die sich aus der Professionalisierung des narrativen Interviews ergeben hat, bedarf es einer kritischen Würdigung der bisherigen Forschungsziele und Forschungsparadigmen innerhalb der soziologischen Biographieforschung und gegebenenfalls einer Diskussion, Reformulierung und Neuinterpretation einzelner methodologischer Ansätze. Eine soziologische Theoretisierung des Gegenstands „Biographie“ vor dem Hintergrund medialer Repräsentationsproblematiken wäre angezeigt und anschlussfähig an angrenzende Wissenschaftsdiskurse.

Verortet man die (auto-)biographischen Darstellungsmöglichkeiten in einem medial breiter gefächerten Spektrum, treten zur schriftlichen Autobiographie noch das Bild/die Fotografie, der Film (in Form des so genannten Biopic auf der einen, und des

fahrungen bezogen haben. Diese „sekundären Kommunikationsvorgänge“ unterstreichen die sozial-kommunikative Ausrichtung und Funktion autobiographischen Schreibens und deren Wirkungen bzw. kommunikativen Folgehandlungen seitens des Lesers.

biographischen Dokumentarfilms auf der anderen Seite), aber auch andere künstlerische Darbietungsformen wie (Populär-)Musik, Tanz, Theater oder Oper hinzu. In all diesen Formen ist der sozialkommunikative Aspekt kaum zu übersehen. Die Untersuchung von lebensgeschichtlichen Übersetzungen und Transformationen in diese Bereiche des Künstlerischen stehen biographiewissenschaftlich noch ganz am Anfang. Neben den zeitgeschichtlichen und erinnerungskulturellen Wert autobiographischer Darstellungen treten somit weitere Aspekte einer „Ästhetisierung der Existenz“ (Foucault) hinzu.

LITERATUR

- Alheit, Peter und Morton Brandt (2006): *Autobiographie und ästhetische Erfahrung – Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne*, Frankfurt a. M. und New York.
- Anderson, Linda (2004): *Autobiography*, London/New York.
- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München.
- Ayaß, Ruth (2006): Zur Geschichte der qualitativen Methoden in der Medienforschung: Spuren und Klassiker, in: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*, rowohlt's enzyklopädie, Reinbek bei Hamburg, 42-71.
- Baacke, Dieter und Theodor Schulze (1993): *Aus Geschichten lernen: Zur Einübung pädagogischen Verstehens*, Weinheim/Basel.
- Berek, Mathias (2009): Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit: Eine Theorie der Erinnerungskulturen, Wiesbaden.
- Bortolussi, Marisa und Peter Dixon (2003): *Psychonarratology: foundations for the empirical study of literary response*, Cambridge.
- Breuer, Ulrich und Beatrice Sandberg (2006): Einleitung, in: Ulrich Breuer und Beatrice Sandberg (Hg.): *Grenzen der Identität und der Fiktionalität*, München, 9-18.
- Brose, Hanns-Georg und Bruno Hildenbrand (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualisierung ohne Ende*, Opladen, 11-32.
- Chamberlain, Mary und Paul Thompson (2004): Introduction, in: Mary Chamberlain and Paul Thompson (Ed.): *Narrative & Genre: Contexts and Types of Communication*, New Brunswick/London.
- Chamberlayne, Prue, Joanna Bornat und Tom Wengraf (2000): Introduction: the biographical turn, in: Chamberlayne, Prue/Bornat, Joanna/Wengraf, Tom (Ed.): *The Turn to Biographical Methods in Social Sciences*, London, 1-30.
- Charlton, Thomas L., Lois E. Myers and Rebecca Sharpless (Ed.) (2008): *Handbook Of Oral History*, Lanham/New York/Toronto/Plymouth.
- Corsten, Michael (2010): Biographie zwischen sozialer Funktion und sozialer Praxis, in: Christian Klein (Hg.): *Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart/Weimar, 95-102.
- Derrida, Jacques (2004): Signatur Ereignis Kontext, in: Jacques Derrida: *Die différance: Ausgewählte Texte*, Stuttgart, 68-109.
- de Man, Paul (1979): Autobiographie als Maskenspiel, in: de Paul Man: *Die Ideologie des Ästhetischen* (hrsg. von Christoph Menke), Frankfurt a. M., 131-146.
- Dilthey, Wilhelm (1998 [1906-1911/1927]): Das Erleben und die Selbstbiographie, in: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Trier, 21-32.
- Dünne, Jörg und Christian Moser (2008): Allgemeine Einleitung. Automedialität, in: Jörg Dünne und Christian Moser (Hg.): *Automedialität: Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien*, München, 7-18.

- Emmerich, Wolfgang (Hg.) (1974): Proletarische Lebensläufe: Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, Band 1: Anfänge bis 1914, Reinbek bei Hamburg.
- Emmerich, Wolfgang (Hg.) (1975): Proletarische Lebensläufe: Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, Band 2: 1914 bis 1945, Reinbek bei Hamburg.
- Erl, Astrid (2005): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen: Eine Einführung, Stuttgart/Weimar.
- Fetz, Bernhard (Hrsg.) (2009): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin/New York.
- Finck, Almut (1999): Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie, Berlin.
- Fischer, Joachim (2006): Das Medium ist der Bote. Zur Soziologie der Massenmedien aus der Perspektive einer Sozialtheorie des Dritten, in: Andreas Ziemann (Hg.): Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien, Konstanz, 21-42.
- Flick, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung, Reinbek bei Hamburg.
- Frerichs, Petra (1980): Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung: Eine vergleichende Darstellung unter besonderer Berücksichtigung persönlichkeits-theoretischer und literaturwissenschaftlich-didaktischer Fragestellungen, Frankfurt a. M.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): Biographische Forschung – Eine Einführung in Praxis und Methoden, Wiesbaden
- Güthner, Susanne und Hubert Knoblauch (1997): Gattungsanalyse, in: Ronald Hitzler und Anne Honer, (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen, 281-308.
- Heinritz, Charlotte (2000): Auf ungebahnten Wegen: Frauenautobiographien um 1900, Königstein im Taunus.
- Heinze, Carsten (2011): „Das Private wird politisch“ – interdisziplinäre Perspektiven auf autobiographisches Schreiben im Horizont von Erinnerungskulturen und Zeitgeschichte (erscheint demnächst auf FQS, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs>).
- Heinze, Carsten (2010): Autobiographie und zeitgeschichtliche Erfahrung, in: Geschichte und Gesellschaft, Heft 2010/36 (1), 93-126.
- Heinze, Carsten (2009a): Identität und Geschichte in autobiographischen Lebenskonstruktionen – Jüdische und nicht-jüdische Vergangenheitsbearbeitungen in Ost- und Westdeutschland, Wiesbaden.
- Heinze, Carsten (2009b): Autobiographische Darstellung und mediale Repräsentationen in Schrift, Bild und Film – am Beispiel Marcel Reich-Ranickis *Mein Leben*, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 22. Jg., 165-196.
- Heinze, Carsten (2007): Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 20. Jg., 19-37.
- Herweg, Nikola (2003): Die Biographie als paradigmatische Gedächtnisgattung, in: Astrid Erl, Marion Gymnich und Ansgar Nünning, (Hg.): Literatur – Erinnerung – Identität: Theoriekonzeptionen und Fallstudien, Trier, 197-210.
- Holdenried, Michaela (2010): Biographie vs. Autobiographie, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar, 37-44.
- Hurrelmann, Klaus (2006): Einführung in die Sozialisationstheorie, Weinheim.
- Iser, Wolfgang (1994) Der Akt des Lesens, München.
- Jaeger, Michael (1995): Autobiographie und Geschichte: Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin, Stuttgart/Weimar.
- Jarausch, Konrad H. und Martin Sabrow (Hg.) (2002): Verletztes Gedächtnis: Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt a. M./New York.

- Jaraus, Konrad H. (2002): Vorwort, in: Konrad H. Jaraus und Martin Sabrow (Hg.): *Verletztes Gedächtnis: Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt a. M./New York, 7-8.
- Jureit, Ulrike und Christian Schneider (2010): *Gefühlte Opfer: Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart.
- Kaupert, Michael (2010): *Erfahrung und Erzählung: Zur Topologie des Wissens*, Wiesbaden.
- Kertész, Imre (1993): *Galeerentagebuch*, Berlin.
- Kittner, Alma-Elias (2009): *Visuelle Autobiographien: Sammeln als Selbstentwurf bei Hannah Höch, Sophie Calle und Annette Messager*, transcript, Bielefeld.
- Klein, Christian (Hg.) (2010): *Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart/Weimar.
- Klein, Christian (2010): Kontext, in: Christian Klein (Hg.): *Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien*, J. B. Metzler, 200-203.
- Knoblauch, Hubert (2005): *Wissenssoziologie*, Konstanz.
- Küsters, Ivonne (2009): *Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen*, Wiesbaden.
- Lejeune, Philippe (1994 [1975]): *Der autobiographische Pakt*, Aesthetica, Frankfurt a. M.
- Löwith, Karl (1989 [1959]): *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933: Ein Bericht*, Frankfurt a. M.
- Luckmann, Thomas (2002a): Der kommunikative Aufbau der sozialen Welt und der Sozialwissenschaften, in: Thomas Luckmann (Hg.): *Wissen und Gesellschaft: Ausgewählte Aufsätze 1981-2002*, Konstanz, 157-182.
- Luckmann, Thomas (2002b): Zur Methodologie (mündlicher) kommunikativer Gattungen, in: Thomas Luckmann (Hg.): *Wissen und Gesellschaft: Ausgewählte Aufsätze 1981-2002*, Konstanz, 183-200.
- Luckmann, Thomas (1980): *Lebenswelt und Gesellschaft: Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen*, Paderborn u. a.
- Mann Thomas (1954): *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*, Stuttgart.
- Markowitsch, Hans J. und Harald Welzer (2006): *Das autobiographische Gedächtnis: Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, Stuttgart.
- Mazé, Elinor A. (2008): The Uneasy Page: Transcribing and Editing Oral History, in: Thomas L. Charlton, Lois E. Myers and Rebecca Sharpless (Ed.): *Handbook Of Oral History*, Lanham/New York/Toronto/Plymouth, 237-274.
- Misch, Georg (1998 [1907/1949]): Begriff und Ursprung der Autobiographie, in: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Trier, 33-54.
- Misch, Manfred (Hg.) (2001): *Autobiographien als Zeitzeugen*, Tübingen.
- Moser, Christian und Jürgen Nelles (Hg.) (2006): *AutoBioFiktion: Konstruierte Identitäten in Kunst, Literatur und Philosophie*, Bielefeld.
- Müller-Dyes, Klaus (2008): Gattungsfragen, in: Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, München, 323-348.
- Neumann, Bernd (1970): *Identität und Rollenzwang: Zur Theorie der Autobiographie*, Frankfurt a. M.
- Odin, Roger (2006) [1984]: Dokumentarischer Film – dokumentarisierende Lektüre, in: Eva Hohenberger (Hg.): *Bilder des Wirklichen: Texte zur Theorie des Dokumentarfilms*, Berlin, 259-275.
- Olney, James (1980): Autobiography and the Cultural Moment: A Thematic, Historical, and Bibliographical Introduction, in: James Olney (Ed.): *Autobiography: Essays Theoretical and Critical*, Princeton/New Jersey, 3-27.
- Ong, Walter J. (2004): *Orality and Literacy: the Technologizing of the Word*, London.
- Parry, Christoph und Edgar Platen (2007): Einleitung, in: Christoph Parry und Edgar Platen (Hg.): *Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung*, München, 9-13.

- Pohl, Rüdiger (2007): *Das autobiographische Gedächtnis: Die Psychologie unserer Lebensgeschichte*, Stuttgart.
- Porombka, Stephan (2010): Biographie und Buchmarkt, in: Christian Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart/Weimar, 444-450.
- Raible, Wolfgang (1999): *Kognitive Aspekte des Schreibens*, Heidelberg.
- Riemann, Gerhard (2007): Suizidalität als Prozess – Eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker in Ruth Shlone Cavans „Suicide“, in: *ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 8. Jg., 2/2007, 287-328.
- Rosenthal, Gabriele (2009): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte, in: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden, 46-64.
- Rosenthal, Gabriele (2005): *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*, Weinheim/München.
- Schabacher, Gabriele (2007): *Topik der Referenz: Theorie der Autobiographie, die Funktion ‚Gattung‘ und Roland Barthes‘ Über mich selbst*, Würzburg.
- Schutte, Jürgen (2005): *Einführung in die Literaturinterpretation*, Stuttgart/Weimar.
- Schütt, Hans-Peter (2009): *Glücklich beschädigt: Republikflucht nach dem Ende der DDR*, Berlin.
- Schütz, Alfred (2003 [1945]): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten, in: Schütz, Alfred, (herausgegeben von Martin Endreß und Ilja Srubar): *Theorie der Lebenswelt 1: Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt*, Konstanz, 181-239.
- Schütz, Alfred (2003 [1954]): Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft, in: Schütz, Alfred, (herausgegeben von Hubert Knoblauch, Ronald Kurt und Hans-Georg Soeffner): *Theorie der Lebenswelt 2: Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt*, Konstanz, 119-198.
- Schütz, Alfred (1993 [1932]): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Frankfurt a. M.
- Schützeichel, Rainer (2004): *Soziologische Kommunikationstheorie*, Konstanz.
- Segebrecht, Wulf (1998 [1969]): Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser, in: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Trier, 158-169.
- Simon, Tina (2003): *Rezeptionstheorie: Einführung und Arbeitsbuch*, Frankfurt a. M.
- Sloterdijk, Peter (1976): *Literatur und Lebenserfahrung: Autobiographien der Zwanziger Jahre*, München.
- Soeffner, Hans-Georg (1979): Interaktion und Interpretation. Überlegungen zu Prämissen des Interpretierens in der Sozial- und Literaturwissenschaft, in: ders. (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart, 328-351.
- Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.) (2009): *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden.
- von Zimmermann, Christian (2010): Biographie und Anthropologie, in: Christian Klein (Hg.): *Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart/Weimar, 61-70.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): *Autobiographie*, Stuttgart/Weimar.
- Waldmann, Günter (2000): *Autobiografisches als literarisches Schreiben*, Hohengehren.
- Wenzel, Peter (2004): Zu den übergreifenden Modellen des Erzähltextes, in: Peter Wenzel (Hg.): *Einführung in die Erzähltextanalyse: Kategorien, Modelle, Probleme*, Trier, 5-21.
- Zima, Peter (2000): *Theorie des Subjekts: Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne*, Tübingen.

„Ein Leben voll unerhörter Wandlungen und Katastrophen“

Die „Erinnerungen“ von Hans Herzfeld als Quelle biographischer Forschung¹

Edgar Liebmann

1. Einleitung

Sie werden es verstehen, daß ich mich vorläufig noch dagegen sträube, auf der ganzen Linie zu einem Objekt persönlicher Studien zu werden.²

Mit diesen Worten reagierte Anfang April 1978, wenige Wochen vor seinem 86. Geburtstag, der Berliner Zeithistoriker Hans Herzfeld³ auf einen Ratschlag seines Heidelberger Kollegen Werner Conze.⁴ Der bekannte Sozial- und Wirtschaftshistoriker hatte sich in einem recht knapp gehaltenen Schreiben wenige Tage zuvor zu Herzfelds autobiographischen Aufzeichnungen aus den Jahren 1943 bis 1945 geäußert. Nach ihrer Lektüre war Conze der Meinung, „daß es sich lohnen würde, mindestens Teile gekürzt herauszubringen.“⁵

Die Korrespondenz belegt, dass sich Herzfeld zu seinem Lebensende hin offensichtlich mit der Frage beschäftigte, wie er mit seinen mehr als drei Jahrzehnte zuvor entstandenen fragmentarischen Lebenserinnerungen umgehen sollte, und dazu auch im Kollegenkreis Rat suchte. Vielleicht kam für ihn sogar – möglicherweise nach entsprechender Überarbeitung und Ergänzung der schon niedergeschriebenen Teile – eine Veröffentlichung noch zu Lebzeiten in Betracht. Der wissenschaftliche Nachlass von Hans Herzfeld im Bundesarchiv Koblenz enthält dazu allerdings keine weiteren Hinweise, und mit Herzfelds Tod am 16. Mai 1982 enden sämtliche Spekulationen um mögliche Intentionen des Autobiographen.

Aus Anlass von Herzfelds 100. Geburtstag leitete dann 1992 sein ehemaliger Schüler Willy Real⁶ im Auftrag der Berliner Historischen Kommission die Veröffentlichung von Teilen des autobiographischen Materials in die Wege. Unter dem Titel „Aus den Lebenserinnerungen“ (Herzfeld 1992) wurde so das Leben eines der „füh-

1 Für kritische Lektüre und wichtige inhaltliche Hinweise danke ich Robert Brandt (Frankfurt a. M.) und Ewald Grothe (Wuppertal).

2 Bundesarchiv Koblenz (BAK) N 1354/15, Brief von Hans Herzfeld an Werner Conze, 6.4.1978.

3 Hans Herzfeld, * 22.6.1892 Halle a.d. Saale, † 16.5.1982 Berlin. Zur ersten Orientierung über Herzfeld vgl. Büsch 1983 und Faulenbach 2002.

4 Zu Conze (1910-1986) jetzt die biographische Studie von Dunkhase 2010.

5 BAK N 1354/15, Brief von Werner Conze an Hans Herzfeld, 30.3.1978.

6 Der Historiker Willy Real (1911-2004) hat ebenfalls seine Lebenserinnerungen in Teilen niedergeschrieben und dabei mehrfach in den Berichten über seine Studienzeit in Halle zu Beginn der 1930er Jahre seinen akademischen Lehrer Herzfeld erwähnt, vgl. Real 2000.

renden Historiker und Wissenschaftsorganisatoren in der Bundesrepublik während der 1950er und 1960er Jahre“ (Faulenbach 2002, 147) in das Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit zurückgerufen.⁷

Im fachinternen Diskurs wurden die Lebenserinnerungen von Hans Herzfeld (in ihrer veröffentlichten Form) überwiegend positiv gewürdigt. In den insgesamt sieben bekannt gewordenen Besprechungen (Adunka 1995; Heinen 1994; Meineke 1995; Prowe 1994; Seier 1996; Strnad 1994; vom Bruch 1995) hieß es beispielsweise, dass es sich dabei um ein „atmosphärisch spannendes Dokument“ (vom Bruch 1995, 254) handele. Ein anderer Rezensent (Heinen 1994, 264) war der Meinung, dass das Buch „besser als viele theoriegesättigte Darstellungen den Geist der Zeit aus der Perspektive eines hochbegabten und im besten Sinne gebildeten Menschen vor Augen führt.“⁸ Am intensivsten setzte sich der US-amerikanische Historiker und ehemalige Herzfeld-Schüler Diethelm Prowe mit den Lebenserinnerungen seines akademischen Lehrers auseinander:

These memoir fragments by one of Germany's great historians of the "long generation" [...] are an extraordinary historical testimony. [...] Herzfeld had, in fact, begun to use his personal life experiences as a canvas for his reflections on the major epochs of twentieth-century German history. [...] The memoirs offer a wonderfully differentiating inside perspective that finds the author a fully engaged participant in each era, combined with a critical perspective of the reflective observer. (Prowe 1994, 203-205)

Insgesamt fällt allerdings auch auf, dass im überwiegenden Teil der Besprechungen die Lebenserinnerungen zwar knapp inhaltlich referiert werden, deren spezifischer Quellencharakter und wissenschaftliche Aussagekraft – wenn überhaupt – aber meistens nur in geringem Maße kritisch reflektiert werden.

In diesem Zusammenhang stellen sich mehrere grundsätzliche Fragen, denen im Rahmen einer wissenschaftlichen Herzfeld-Biographie besondere Bedeutung zukommt: Wie lassen sich die Lebenserinnerungen für die historische Forschung nutzen und überdies sinnvoll in eine biographische Erzählstruktur einfügen? Welche Besonderheiten bringt der Umstand mit sich, dass der Autobiograph selbst professioneller Zeithistoriker war, mithin Zeitzeugenschaft und wissenschaftliche Auseinanderset-

7 Herzfeld selbst bezeichnet seine Ausführungen schon im ersten Satz noch kürzer als „Erinnerungen“; der Herausgeber Willy Real hat dann offensichtlich anlässlich der partiellen Edition den Titel „Aus den Lebenserinnerungen“ gewählt, vgl. die einleitenden Bemerkungen Reals (Herzfeld 1992, 13). Auf das Etikett „Lebenserinnerungen“ als zu Beginn des 20. Jahrhunderts häufig verwendete Genre-Bezeichnung (als „dritter Weg“ zwischen den „Memoiren“ und „Selbstbiographien“) weist Günther 2001, 28 hin. Der Publikation vorangestellt ist ein zweiseitiges Geleitwort (V-VI) des wohl bedeutendsten Herzfeld-Schülers, Gerhard A. Ritter (*1929), und, im Anschluss an ein kurzes Vorwort (VII), eine ausführliche Einleitung von Willy Real (1-13). Diese die Rezeption beeinflussenden sogenannten „Paratexte“ werden im Folgenden nur dann berücksichtigt, wenn sie in direktem Bezug zu den nachfolgend vorgestellten Passagen der Lebenserinnerungen stehen. Zum Typus des „Paratextes“ in (Auto-)Biographien vgl. Heinze 2007 und Genette 1992.

8 Ähnlich schon das Geleitwort von Gerhard A. Ritter zu den Lebenserinnerungen: „Insbesondere in der Darstellung seiner Jugend und Studentenzeit erfährt man mehr über das Leben eines Sohnes aus gebildetem Bürgerhaus vor dem Ersten Weltkrieg als in manchem historischen Werk.“ (Herzfeld 1992, V).

zung mit der Zeitgeschichte⁹ in einer Person zusammenfallen?¹⁰ Gibt es Besonderheiten beim Umgang mit den autobiographischen Erinnerungen, sind Historiker möglicherweise „kraft Amt und Ausbildung [...] die besseren Zeitzeugen?“ (Sabrow 2002, 128). Schreiben sie gar die „besseren“ Autobiographien?

Zur Beantwortung dieser Fragen wird zunächst kurz auf den grundsätzlichen Charakter der Autobiographie eingegangen. Im Anschluss an Überlegungen zur Nutzung von Autobiographien in der historischen Forschung werden in einem weiteren Schritt die Lebenserinnerungen von Hans Herzfeld anhand ausgewählter Textpassagen untersucht. Auf Basis dieser Erkenntnisse können dann abschließend die Möglichkeiten wie Grenzen beschrieben werden, die sich durch die Einbeziehung der Lebenserinnerungen für eine biographische Studie ergeben.

2. Autobiographie und Geschichtswissenschaft

Nach Theodor Schulze (Schulze 1979, 51) versteht man unter Autobiographie „alle zusammenhängenden schriftlichen Äußerungen, in denen sich Personen aus eigenem Antrieb mit ihrer eigenen Lebens- und Lerngeschichte oder mit Ausschnitten davon befassen.“¹¹ Eng verwandt mit der Autobiographie sind die Memoiren, die sich allerdings in der Regel stärker auf gesamtgesellschaftliche und soziale Bezugspunkte des individuellen Lebensweges beziehen, wie z. B. politische Aktivitäten, Kriegserlebnisse oder berufliche Erfahrungen. Ferner ist die Autobiographie von anderen Selbstzeugnissen¹² mit fragmentarischem (Reisebericht) oder situativem bzw. nicht-retrospektivem Charakter (Brief, Tagebuch) zu unterscheiden.

9 Die Etablierung der „Zeitgeschichte“ als geschichtswissenschaftlicher Teildisziplin wird üblicherweise erst für die Zeit nach 1945 angenommen, dazu und zum Begriff der Zeitgeschichte vgl. Schildt 2007 und Metzler 2004, 21. Nach 1918 hingegen sei die wissenschaftliche Beschäftigung mit der jüngsten Vergangenheit häufig unter legitimatorischen bzw. apologetischen Vorzeichen erfolgt, so z.B. anlässlich der politisch initiierten Widerlegung von der Kriegsschuld des kaiserlichen Deutschland am Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Dem kann zumindest im Falle Herzfelds entgegen gehalten werden, dass seine Forschungen während der Weimarer Republik zweifellos zeitgenössischen wissenschaftlichen Standards genügten. Auch wenn er sich mit seiner grundsätzlich rechtskonservativen bzw. deutschnationalen Haltung in den Mainstream der „Zunft“ jener Jahre einfügte, so dürfen seine Arbeiten keineswegs als dumpe politisch motivierte Schriften missverstanden werden. Bereits seit den 1920er Jahren hatte sich Herzfeld mehrfach mit zeitgeschichtlichen Themen beschäftigt, die meist im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg standen. Seine Ausführungen erfuhren wegen der offensichtlichen Bezüge zum zeitgenössischen politisch-gesellschaftlichen Diskurs der 1920er Jahre eine deutliche Wahrnehmung über die Fachgrenzen hinaus, etwa im Rahmen der Debatten um die Kriegsschuldfrage sowie um die sogenannte Dolchstoßlegende. Ähnlich zu dieser Einschätzung Ritter 1999: „Herzfeld hat immer auch zeitgeschichtlich gearbeitet.“

10 Zum Sonderfall des autobiographisch tätig werdenden Historikers Sabrow 2002. Das Spannungsverhältnis, dem der Zeithistoriker zwischen wissenschaftlicher Interpretation und eigener Erinnerung bzw. persönlicher Erfahrung unterliegt, beschreibt Jessen 2002. Plato 2000, Hockerts 2001, 19-21 und Jarasch 2002 gehen noch allgemeiner auf die Beziehungen zwischen Zeitzeugenschaft und Zeithistorie ein.

11 Zur begrifflichen Eingrenzung außerdem Wagner-Egelhaaf 2005, 5-10 und Holdenried 2000, 19-24.

12 Von den „Selbstzeugnissen“ sind die „Ego-Dokumente“ zu trennen. Bei Selbstzeugnissen „[tritt] die Person des Verfassers bzw. der Verfasserin [...] in ihrem Text selbst handelnd oder leidend in Erscheinung oder nimmt darin explizit auf sich selbst Bezug“ (Krusenstjern 2004, 463). Insbesondere steht dabei der Aspekt des freiwilligen, intendierten Zustandekommens im Vordergrund. Dagegen umfasst der Begriff der „Ego-Dokumente“ zumindest in Teilen der neueren Forschung auch nicht intendierte und unfreiwillig zustande gekommene Selbstbeschreibungen des Individuums (z.B. in Form von Verhörprotokollen, Prozess- und Steuerakten usw.). Zum Forschungskontext vgl. Elit/Kraft/Rutz 2002.

Dabei wenden sich verschiedene Wissenschaftsdisziplinen aus unterschiedlichen Perspektiven und fachwissenschaftlichen Traditionen der Autobiographieforschung zu: Neben zumeist literaturwissenschaftlich inspirierten Überlegungen zur narrativen Struktur autobiographischer Texte hat sich seit etwa einer Dekade auch die Geschichtswissenschaft wieder intensiver mit Fragen der Autobiographietheorie beschäftigt. (Günther 2001, Günther 2005, Depkat 2007, Heinze 2010) Hinzu kamen neue Herausforderungen durch die seit einigen Jahren boomende neurobiologische Erinnerungs- und Gedächtnisforschung. Diese rückte aufgrund neuer Erkenntnisse über den Aufbau und die Funktionsweise des menschlichen Gehirns die Mechanismen und Formen von individueller Erinnerung in das Zentrum des Interesses, beginnend bereits im Moment der Verarbeitung unmittelbar „erlebter“ Wirklichkeit. Von diesen Forschungsimpulsen und den damit verbundenen möglichen Schlussfolgerungen, etwa hinsichtlich der Willensfreiheit und des Grades der Selbstbestimmung des Individuums, blieben die Geistes- und Sozialwissenschaften nicht unberührt. Der Frankfurter Mediävist Johannes Fried plädierte sogar für eine „neurokulturelle Wende“ der Geschichtswissenschaft (Fried 2004a und Fried 2004b), die sich allem Anschein nach aber zumindest bisher nicht in signifikanter Weise durchgesetzt hat. Den neurowissenschaftlichen Forschern wird entgegen, dass sie in zum Teil bewusst deterministischer und apodiktischer Absicht ausschließlich biochemische Reaktionen im Gehirn als handlungsleitend für das Verhalten eines Individuums ansehen. (Geyer 2004, 13; Fuchs 2008) Aus geschichtswissenschaftlicher Sicht wurde zudem der Einwand erhoben, dass die Transformation von neuronalen Prozessen zu historischen Ereignissen letztlich keiner empirischen Überprüfung zugänglich sei. (Völkel 2004, 141)

Trotz dieser grundsätzlich berechtigten Kritik können einige Erkenntnisse moderner Hirnforschung in Verbindung mit schon etablierten soziokulturellen und literaturwissenschaftlichen Forschungsansätzen für die Analysen von Autobiographien durchaus nutzbringend sein.¹³ Zu erwähnen sind dabei Forschungen zum „autobiographischen Gedächtnis“ (Markowitsch/ Welzer 2006), über das die Verkopplung von (Schreib-)Gegenwart und erlebter bzw. erinnelter Vergangenheit erfolgt. Autobiographische Erinnerung unterliegt dabei mit fortschreitendem Lebensalter des Individuums¹⁴ ständigen Veränderungen, Überlagerungen, Umdeutungen und Verzerrungen. Diese laufen zum Teil völlig unbewusst ab, etwa in Form der *false memories* (Kühnel/ Markowitsch 2009), und sind von Erfahrungen und Emotionen abhängig.

Eingebunden ist die im autobiographischen Gedächtnis sich vollziehende individuelle Erinnerung in einen äußeren, soziokulturellen Rahmen. Dabei spielen Aspekte des kommunikativen, kollektiven und kulturellen Gedächtnisses eine wichtige Rolle (Tondera 2008, 161-163), wobei beispielsweise spezifische generationelle (Jureit/ Wildt 2005; Jureit 2006) oder milieutypische (Lepsius 1973) Prägungen und Erfahrungen die Gedächtnisbildung beeinflussen. (Welzer 2008).

Unabhängig von der jeweiligen individuellen Disposition wie den soziokulturellen Rahmenbedingungen bleibt dabei die Erkenntnis, dass die Erinnerung des Einzelnen

13 Moser 2009, 5-11, verweist diesbezüglich darauf, dass die neuere neurobiologische Forschung zum Teil zu ganz ähnlichen Ergebnissen komme wie schon ältere literaturwissenschaftliche Arbeiten.

14 Markowitsch/Welzer 2006, 19 f., erwähnen als Beispiel zum Teil erst mit der Pubertät bzw. Abschluss der Adoleszenz beendete hirnhysiologische Entwicklungsprozesse, die „offenbar notwendig [sind] für die Persönlichkeitsentwicklung, die Ausformung sicherer Selbst- und Fremddifferenzierungen und für die Entwicklung eines autobiographischen Gedächtnisses.“

sich in ihrem vermeintlichen Authentizitätscharakter¹⁵ nur sehr eingeschränkt mit einer möglicherweise vom Verfasser intendierten oder vom Adressaten erwarteten historischen „Wahrheit“ verbinden lässt. Denn letztlich können autobiographische Selbstzeugnisse mit ihrem nachträglichen Versuch einer (Re-)Konstruktion der Vergangenheit immer nur kleine Ausschnitte einer deutlich komplexeren historischen Gesamtsituation bieten.

Trotz dieser grundsätzlichen Kritik an der Autobiographie als Quelle historischer Erkenntnis gibt es allerdings auch Versuche, die Potentiale autobiographischer Selbstzeugnisse für die historische Forschung zugänglich zu machen. Dies hat zuletzt Volker Depkat unter Berücksichtigung entsprechender methodischer Prämissen gezeigt. (Depkat 2007) Als retrospektiv konstruierte Identitätsbildungen auf Basis von Zeit und Zeiterfahrung sind Autobiographien „gleichermaßen individuelle wie kollektive Selbsthistorisierungsleistungen“ (Depkat 2007, 23). Der Autobiograph versucht, die erzählten Ereignisse im Nachhinein auf der Basis lebensgeschichtlicher und zeitgeschichtlicher Erfahrungen zu verstehen. Im narrativen Verarbeitungsprozess nimmt er dabei Strukturierungen und Selektionen bestimmter Lebens- und Zeitereignisse vor. (Heinze 2010, 117, ebenso Fried 2004b) Durch die Orientierung an bestimmten historischen „Fixpunkten“ (z.B. Kriegsausbruch 1914, Fall der Mauer 1989) werden überdies persönliche Erfahrungen mit größeren geschichtlichen Zusammenhängen verknüpft und synchronisiert. Dabei sind bei der Analyse von Autobiographien verschiedene Zeitebenen zu beachten: Die des einst erlebenden Subjekts, die des jetzt (d.h. in der Schreibgegenwart) erzählenden Ich und schließlich den Vergangenheit und Gegenwart verbindenden Prozess der Selbstdeutung und Identitätsbildung.¹⁶

Inwieweit sich Autobiographien somit tatsächlich als Quelle nutzen lassen und damit „als Material, das den Durchgriff auf eine dahinterstehende historische Realität erlaubt“ (Depkat 2007, 22), soll im Folgenden anhand der Lebenserinnerungen von Hans Herzfeld exemplarisch veranschaulicht werden.¹⁷

3. Hans Herzfeld – Aus den Lebenserinnerungen

Im Gegensatz zu vielen anderen Autobiographien sind die Lebenserinnerungen¹⁸ Hans Herzfelds kein „Alterswerk“, das zudem noch durch eine durchgängige chrono-

15 Während im postmodernen Diskurs der Authentizitätsbegriff durchaus kritisch verstanden wurde, erlebt er in jüngster Zeit wieder eine höhere Wertschätzung, gerade auch vor dem Hintergrund einer zunehmend digitalisierten, reproduzier- und manipulierbaren, „virtuellen“ Welt. Das Authentische verspricht demgegenüber „Wahrhaftigkeit, Originalität, Einmaligkeit und Echtheit“, und entspricht damit durchaus einer „Sehnsucht nach unmittelbaren und einzigartigen Erfahrungen“. (Daur 2010)

16 Günther 2001, 36-39 unterscheidet ebenfalls drei „Lesarten“ von Autobiographien als (1.) Fakten- und Informationsquelle über die in der Autobiographie behandelten historischen Zeitabschnitte, (2.) Informationsquelle über die Biographie bzw. die individuell-gesellschaftliche Entwicklung des Autobiographen und schließlich (3.) narrative Verarbeitung von „gelebter Erfahrung“ und Identitätsbildung des Autobiographen (zum Zeitpunkt der Niederschrift).

17 Unter Quellen sollen in Anlehnung an Schulze 2002, 44 f. ganz allgemein alle Texte und Gegenstände verstanden werden, die Auskunft über die Vergangenheit geben können; weitere begriffliche Abgrenzungen (zum Beispiel zwischen „Tradition“ und „Überresten“, „willkürlicher“ und „unwillkürlicher“ Überlieferung usw.) werden an dieser Stelle nicht weiter diskutiert.

18 Ein Abgleich zwischen dem Original, das heute im wissenschaftlichen Nachlass von Hans Herzfeld im Bundesarchiv Koblenz liegt (BAK N 1354), und der Publikation zeigt, dass es zwischen beiden Texten so gut wie keine Abweichungen vor allem inhaltlicher Art gibt. Zu den editorischen Prinzipien vgl. die Erläuterungen von Willy Real (Herzfeld 1992, 13): „Die von Herzfeld gewählten Kapitelüberschriften

logische Struktur gekennzeichnet wäre. In den Jahren 1943-45 entstanden, geben sie vielmehr eine Rückschau auf einzelne Lebensabschnitte, die dem am Anfang seines fünften Lebensjahrzehnts stehenden Verfasser offenbar besonders wichtig waren. So beschreibt Herzfeld seine Jugend- und Studienjahre im Kaiserreich, die Teilnahme am Ersten Weltkrieg (bis ca. Mitte 1915) sowie vergleichsweise kurz zurückliegende Erlebnisse der Jahre 1943 bis 1945.¹⁹ Die Lebenserinnerungen umfassen somit also weder den Zeitraum zwischen Mitte 1915 und Anfang 1943²⁰ noch Herzfelds erfolgreichste berufliche Schaffensperiode nach dem Zweiten Weltkrieg.

Zeitpunkt und Ort der Entstehung

Nicht selten sind es einschneidende persönliche Erlebnisse, die zu dem Entschluss führen, den eigenen bisher „erlebten“ Lebensweg zu reflektieren und autobiographisch zu verarbeiten. So verhält es sich auch im Falle Hans Herzfelds, der im Mai 1943²¹ mit der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen im Anschluss an eine gerade wenige Wochen zurückliegende, sechswöchige politische Haft in Berlin begann. Gleich zu Beginn reflektiert Herzfeld dabei die Umstände seiner autobiographischen Tätigkeit:

Wenn mir der Gedanke, solche Erinnerungen zu schreiben, im Untersuchungsgefängnis der Lehrter Straße gekommen ist, so geschah das in einem doppelten Sinne: es sollte eine Rechenschaft über das eigene Leben werden, dessen Grundlagen mit einem Schlage durch die Haft fragwürdig geworden schienen; es sollte zugleich den Versuch wagen, das geschichtliche Element im eigenen Leben zu entdecken und festzuhalten. (Herzfeld 1992, 6)

Die Einbettung des eigenen Lebens in größere geschichtliche Zusammenhänge – ganz im Sinne einer Selbsthistorisierung – geht für Herzfeld einher mit der Hervorhebung autobiographischer Selbstzeugnisse als besondere historische Quellen mit einer betont persönlichen, authentischen Note:

Aber wie in jeder Epoche von stärkerem geschichtlichem Inhalt widersetzt sich das Schauspiel des Lebens auch heute dem Versuch, es festzuhalten. Erst einige Besinnung, wie sie mir in den Wochen des Frühjahrs 1943 gegeben war, macht uns selbst klar, was alles sich an Geschehen in den wenigen Jahrzeh-

wurden beibehalten, desgleichen auch, sofern erkennbar, die Angaben über die Zeiten der Niederschrift. Flüchtigkeitsirrtümer in der Orthographie und der Interpunktion wurden korrigiert. An wenigen Stellen erschienen stilistische Glättungen wünschenswert. Sie wurden ohne sinnverändernde Wirkung vorgenommen.“

19 Die in autobiographischen Selbstzeugnissen häufig anzutreffende, auffällige Präsenz der Kindheits- und Jugenderzählungen kann somit auch im Falle Herzfelds bestätigt werden. Günther 2001, 48 weist für die bürgerliche Autobiographik des 19. Jahrhunderts auf mögliche Erklärungen hin, etwa Kindheit und Jugend als prägende Übergangszeiten, in denen sich die Eingliederung des Individuums in die Gesellschaft vollzieht, aber auch als „unschuldige“ und „unbeschwerte“ Jugend im Kontrast zur Welt der Erwachsenen.

20 Zu den möglichen Gründen für die autobiographische „Leerstelle“ vgl. die Überlegungen von Willy Real (Herzfeld 1992, 10-12), der auf Herzfelds starke berufliche Beanspruchung nach 1945 hinweist.

21 Zum Zeitpunkt der Niederschrift vgl. die Bemerkungen von Real (Herzfeld 1992, 9 und 173).

ten unseres Lebens als Erwachsene zusammendrängt, welche tief bedeutsamen Elemente geschichtlicher Wandlung jeder der Mitlebenden, der fähig war zu sehen und zu beobachten, notgedrungen mit hat durchleben müssen. Der Historiker, der immer wieder um die Vergangenheit ringt, hat vielleicht auch das Recht, seinen kleinen Beitrag an dem Versuch zu wagen, die lebendige Atmosphäre der selbst erlebten Zeit mit festzuhalten, dasjenige im Wort einfangen zu wollen, was in späteren Generationen niemand aus Büchern und schriftlichen Quellen, es sei denn der allerpersönlichsten Art, erfahren kann. (Herzfeld 1992, 15 f.)

Zum unmittelbaren Kontext

Im Februar 1943 war Herzfeld, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres in Potsdam, wegen angeblich regimiekritischer Äußerungen angesichts der Niederlage der deutschen Truppen bei Stalingrad (31. Januar 1943) in das Visier der Gestapo geraten.²² Seit dem 15. Februar 1943 in Untersuchungshaft, konnten ihm die zur Last gelegten Beschuldigungen allerdings nicht nachgewiesen werden, so dass er am 30. März 1943 wieder frei kam. Nach kurzzeitiger Wiederaufnahme seiner Tätigkeit in Potsdam wurde Herzfeld im Juli 1943 auf Druck der Gestapo entlassen und siedelte nach Freiburg i. Br. über, wo sich seine damals schon schwer kranke Frau und sein seinerzeit knapp 12-jähriger Sohn seit mehreren Jahren aufhielten.

Materiell nur notdürftig durch einen Verlagsvertrag abgesichert (Ritter 1983, 43-45), verbrachte Herzfeld als freiberuflicher Historiker in Freiburg die letzten Kriegsjahre, in die auch die Niederschrift weiterer Kapitel der „Lebenserinnerungen“ fallen: Nach dem anfänglichen Kapitel über die Berliner Untersuchungshaft (unter den Titeln „Geschichte der politischen Haft“ bzw. „Ausgang der Berliner Zeit 1942-1943“, auf 57 Seiten²³) folgten noch 1943 das Kapitel „Jugend und Schulzeit“ (81 Seiten) sowie im April 1944 das Kapitel über die Studienjahre vor 1914 (79 Seiten). Das Entstehungsdatum des nur in geringen Auszügen veröffentlichten Kapitels über die Teilnahme am Ersten Weltkrieg (in den zwei niedergeschriebenen Unterabschnitten mit den Titeln „1914-1915 Kriegsfreiwilliger“ auf 109 Seiten und „Leutnant im Kaiser Franzregiment 1915-1917“ auf 22 Seiten) ist nicht exakt bekannt, dürfte aber in der zweiten Jahreshälfte 1944 anzusiedeln sein.²⁴ Auffällig ist, dass die Ausführungen

²² Vgl. die Einleitung von Real (Herzfeld 1992, 1-13).

²³ Hier und im Folgenden beziehen sich alle Seitenzahlangaben auf das maschinenschriftliche Original, dem auch die (allerdings nur teilweise vermerkten) Angaben Herzfelds über den Zeitpunkt der Niederschrift entnommen worden sind.

²⁴ Im Originalmanuskript findet sich an einer Stelle ein konkreter Hinweis, als Herzfeld den Vormarsch seiner Truppeneinheit in Russland im Sommer 1915 beschreibt und das Bild der in Brand geratenen größeren Ortschaften mit den „tragischen“ Ereignissen in „diesen Wochen“ vergleicht, „als Freiburg nach dem Terrorangriff des 27. November 1944 in Brand aufging“, BAK N 1354/3, 90.

Mit Blick auf den sehr deutlichen Unterschied zwischen dem im Original vorliegenden Quellenmaterial (121 Seiten) und dem dann veröffentlichten Teil (neun Seiten) weist Stefan Meineke auf die mit der radikalen Kürzung verbundenen Probleme hin: So werden etwa die Tiefe und Intensität des persönlichen Lebenschnitts in Form der Weltkriegsteilnahme zumindest in diesem Teil der veröffentlichten Lebenserinnerungen nur unzureichend deutlich, vgl. dazu Meineke 1995, 167. Warum die Erinnerungen Herzfelds letztlich nur in Teilen veröffentlicht wurden, war bisher nicht näher in Erfahrung zu bringen. Denkbar wären beispielsweise inhaltliche Erwägungen, um die ausgewählten Lebensabschnitte Herzfelds im Spiegel seiner Erinnerungen in der Außenwirkung vor einer größeren Öffentlichkeit stärker

Herzfelds zu diesem Lebensabschnitt entgegen dem Titel des Unterkapitels sowie dem konzeptionell weiter angelegten Obertitel („Weltkrieg und Kriegsgefangenschaft 1914-1920“) ohne weitere Begründung im Sommer 1915 abbrechen. Das 1992 überhaupt nicht publizierte Schlusskapitel über die von Herzfeld ereignisnah niedergeschriebene Endphase des Zweiten Weltkriegs („Freiburger Jahre und Kriegsende“, mit den beiden Unterkapiteln; „Schanzarbeit in den Vogesen und der Untergang des alten Freiburg“ [56 Seiten] sowie dem mit Abstand umfangreichsten Kapitel „Volkssturm und Zusammenbruch“ [243 Seiten]) fällt in die Zeit vom 2. Dezember 1944 bis zum Kriegsende bzw. bis zu den ersten Friedenstagen im Mai/ Juni 1945.

Die Lebenserinnerungen umfassen somit im Original 647²⁵ maschinenschriftliche Seiten, von denen sich über die Hälfte (356 Seiten) auf vergleichsweise kurz zurückliegende Ereignisse (wie die Gestapo-Haft und die Schilderungen über die letzten Kriegsmonate 1944/45) beziehen. Insgesamt wird man von einem detaillierten Gesamtkonzept nicht auszugehen haben. Vielmehr scheint es so zu sein, dass Herzfeld erst sukzessive die einzelnen Kapitel entwickelt hat, die in ihrer jeweiligen Binnenstruktur weitgehend chronologisch angelegt sind. Weitere, allerdings recht spärliche handschriftliche Aufzeichnungen lassen zudem darauf schließen, dass Herzfeld sich vor der Niederschrift konzeptionelle Notizen gemacht hat. Dabei dürfte er sich bei der Schilderung weiter zurückliegender Lebensphasen, wie etwa der Zeit des Ersten Weltkriegs, auf eigene Tagebucheinträge gestützt haben, wie sich im Nachlass anhand einiger tagebuchähnlicher Seiten mit handschriftlichen Vermerken belegen lässt. Anzunehmen ist überdies, dass gerade ein professioneller Zeithistoriker wie Herzfeld die Stimmigkeit etwaiger Orts- und Zeitangaben, beispielsweise im Kontext der persönlichen Teilnahme an verschiedenen militärischen Operationen an der Ost- und Westfront während des Ersten Weltkriegs, eingehend verifiziert hat, zumal er dazu die entsprechenden Möglichkeiten hatte.²⁶ Ob es literarische Vorbilder für Herzfeld bei der Anfertigung seiner Lebenserinnerungen gab oder ob er sich in den Monaten von deren Niederschrift mit Dritten (z. B. Familienangehörigen oder Kollegen) austauschte, ist nicht bekannt und lässt sich anhand des Textes nicht nachweisen.

hervortreten zu lassen. Außerdem könnten ökonomische Restriktionen der für die Finanzierung der Edition verantwortlichen Historischen Kommission zu Berlin in Frage kommen.

25 Gemäß der Paginierung Herzfelds. Vereinzelt hat Herzfeld aber Seiten (irrtümlich) mehrfach mit der gleichen Seitennummer (und dann nachgestellten römischen Ziffern zwecks Unterscheidung und Ordnung) versehen, so dass die tatsächliche Zahl an maschinenschriftlichen Seiten im Nachlass etwas höher ist.

26 Sicherlich am intensivsten kam Herzfeld mit den militärischen Ereignissen und Entwicklungen des Ersten Weltkriegs während seiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres in Potsdam (ab November 1938 bis zur Entlassung Mitte 1943) in Berührung. Doch auch wenn zu diesem Zeitpunkt noch keinerlei Pläne für die Niederschrift der Lebenserinnerungen vorgelegen haben sollten, so hatte Herzfeld während der Freiburger Kriegsjahre 1943-1945 (in die ja die Niederschrift gemäß eigener Angabe fällt) durch Fürsprache des Freiburger Neuzeithistorikers Gerhard Ritter (nicht zu verwechseln mit dem späteren Herzfeld-Schüler Gerhard A. Ritter) die Möglichkeit, seine wissenschaftlichen Arbeiten mit Hilfe des Freiburger historischen Seminars fortzusetzen. So gestattete Gerhard Ritter Herzfeld die Benutzung der Bibliothek, vgl. Universitätsarchiv Freiburg i. Br., Bestand B 3, Nr. 533, Blatt-Nr. 34, Brief Gerhard Ritter an den Dekan der phil. Fak., 2.11.1945. Die Neigung zur empirischen Absicherung als auffälliges Merkmal von Historikerautobiographien erwähnt auch Sabrow 2002, 149.

Adressaten

Gleich zu Beginn des Kapitels „Jugend und Schulzeit“ stellt Herzfeld mit Blick auf den Adressaten seiner Lebenserinnerungen fest:

*Die folgenden Erinnerungen sind in erster Linie für meinen Jungen bestimmt.
(Herzfeld 1992, 15)*

Im Gegensatz zu vielen anderen Autobiographien, die a priori zur Veröffentlichung bestimmt und damit an ein breiteres Lesepublikum gerichtet sind, wendet sich Herzfeld also zunächst ganz konkret an sein einziges Kind, den 1931 geborenen Sohn Frank Herzfeld. Mit Blick auf den Entstehungszeitraum ist es durchaus nachvollziehbar, dass die Lebenserinnerungen primär als Versuch der Selbstvergewisserung und Selbstfindung zu verstehen sind, ohne dass damit eine weitere Öffentlichkeit einbezogen sein sollte. (Rieder 2008, 82-93).

Möglich scheint allerdings auch, dass Herzfeld frühzeitig eine spätere Publikation seiner Lebenserinnerungen nicht gänzlich ausgeschlossen hat.²⁷ Wie sich der einleitend erwähnten Korrespondenz zwischen Conze und Herzfeld entnehmen lässt, waren die autobiographischen Fragmente einer kleinen Gruppe von Freunden und Kollegen bereits längere Zeit vor Herzfelds Tod bekannt. Schon 1967 standen seinem akademischen Nachfolger Walter Bußmann bei der Ausarbeitung einer Rede zum 75. Geburtstag Herzfelds die Lebenserinnerungen zur Verfügung, aus denen sich Bußmann dann auch reichlich bediente, zum Teil mit längeren wortwörtlichen Übernahmen (Bußmann 1968). Bei der Lektüre der Lebenserinnerungen verstärkt sich zudem schnell der Eindruck, dass diese eben nicht ausschließlich für eine Person bestimmt sind. Direkte Äußerungen dem Sohn gegenüber fehlen völlig. Stattdessen bezieht ihn der Vater aus der weniger persönlichen Perspektive des „Jungen“ in die Narration ein, etwa bei der Beschreibung des Todes von Hans Herzfelds (leiblicher) Mutter 1901.

Ich erinnere mich nur noch an den Trauergottesdienst, den Weg hinter dem Sarge und wie wir drei Jungen am offenen Grabe standen. [...] Damit begann die erste große Krisis meines Lebens. Sie machte so tiefen Eindruck auf mich, dass ich später für meinen eigenen Jungen nichts mehr gefürchtet habe, als daß er vom gleichen Schicksal betroffen werden könnte. Ich habe meiner Frau mehr als einmal von diesen schrecklichen Ereignissen erzählt, um ihren Lebenswillen in schweren Zeiten zu seinem Besten dadurch zu stärken. (Herzfeld 1992, 36)

Zu der sprachlich distanzierteren Form gegenüber dem Sohn passt, dass Herzfeld von „meiner Frau“ spricht und nicht etwa in ihrer Eigenschaft als Mutter des gemeinsamen Sohnes. Diese wenigen textanalytischen Überlegungen in Verbindung mit weiteren inhaltlichen Anspielungen (etwa zum Verhältnis der Generationen) lassen es jedenfalls möglich erscheinen, dass Herzfeld auch ein über den engen Familienrahmen hinausreichendes Lesepublikum erreichen wollte.

²⁷ So auch die Vermutung von Gerhard A. Ritter. (Herzfeld 1992, S. V)

Telos und Narrativ

Gleich zu Beginn des Kapitels „Kindheit und Jugend“ verknüpft Herzfeld das „Jetzt“ mit dem (vergangenen) „Einst“, und legt damit zugleich Telos und Narrativ seiner Lebenserinnerungen frei, mit deutlichem Rekurs auf den Generationenbegriff als Erfahrungs- bzw. Erlebnisraum:

Die Erlebnisse, die meine Generation durchgemacht hat und heute – 1943 – weiter durchmachen muß, sind so ungeheuer, daß seit der Epoche der französischen Revolution vielleicht niemals der Abstand eines halben Jahrhunderts so tiefe Veränderungen bewirkt hat. Unsere Kinder, die nach dem Weltkriege geboren sind, ja selbst schon jüngere Menschen, die die Zeit des Weltkrieges noch im zarten Alter erlebten, stehen außer jeder inneren Berührung mit der Zeit, die wir Älteren vor 1914 erlebt haben. Wenn uns das Wort Talleyrands tief berührt, daß niemand die Süßigkeit des Lebens kenne, der nicht vor dem Epocheneinschnitt – damals 1789, heute 1914 – gelebt hat, so stellt dies für den jüngeren Menschen der Gegenwartsgeneration eine romantische Illusion oder eine Inhaltlosigkeit dar. Nur durch bewußte Pflege der Erinnerung wird heute verhütet werden können, daß der seit langem deutliche Bruch zwischen den Generationen sich schicksalsvoll weiter vertieft. Die folgenden Seiten sollen dies im engeren Rahmen versuchen. (Herzfeld 1992, 15)

Markant tritt dabei jene Zäsur zu Tage, die 1943 konstitutiv für Herzfelds Deutung der Vergangenheit sowohl in der persönlichen als auch der allgemeingeschichtlichen Dimension ist, und – so Herzfeld mit dem analytisch-vergleichenden Blick des professionellen Historikers – nur mit dem Epocheneinschnitt der französischen Revolution von 1789 vergleichbar erscheint. Mit dem Kriegeausbruch 1914 endet nicht nur für den damals 22-jährigen Studenten Hans Herzfeld seine Jugend-, Schul- und Studenzenzeit „unter dem Schutze der scheinbar restlos gesicherten Existenz des Reiches“ (Herzfeld 1992, 72), sondern eben auch jene über vierzigjährige Friedensperiode seit der Reichsgründung von 1870/71. Dieser vermeintlich stabile und sichere Ordnungsrahmen der spätwillhelminischen Zeit dient Herzfeld als Kontrast für die Deutung der Geschichte seit 1914. Die einleitende Passage fast wortwörtlich aufnehmend, resümiert er am Ende des Kapitels „Jugend und Schulzeit“:

Im tieferen Bewußtsein hatten wir kaum eine Ahnung, welches Leben voll unerhörter Wandlungen und Katastrophen uns bevorstand. Im Augenblick konnten wir uns fühlen wie jene Generation unmittelbar vor 1789, die ein Dasein von ungekannter Süßigkeit führte, ehe die Dämmerung großer Katastrophen hereinbrach. (Herzfeld 1992, 75)

Die weitere Entwicklung des Deutschen Reiches nach 1914 bis in die unmittelbare Gegenwart des Jahres 1943 begreift Herzfeld – mit kurzen Unterbrechungen in den späten 1920er Jahren – als Phase krisenhafter Zuspitzung. Die Zukunft ist für ihn Mitte bis Ende 1943 offener denn je, wobei er schon deutlich den Untergang des NS-Staates vor Augen hat:

Die Zukunft erscheint heute nach dem kurzen Traum einer tausendjährigen, alles infrage stellenden Herrschaft problematischer denn je, die Unsicherheit des gesamten Daseins für Deutschland von einer aufrührenden Tiefe und Schärfe, die notwendig das ganze Leben wieder auftauchen läßt. (Herzfeld 1992, 16)²⁸

Mit dieser Feststellung zeigt Herzfeld anschaulich, dass autobiographisches Schreiben nicht nur eine vergangenheits- und gegenwartsbezogene Komponente enthält, sondern überdies auch zukünftige Erwartungen, Hoffnungen wie Ängste Eingang in die autobiographische Narration finden. In der Konstruktion der Vergangenheit ist der Generationsbegriff für Herzfeld, den Angehörigen der „Frontgeneration“²⁹ des Ersten Weltkriegs, die zentrale Bezugsgröße. Mit dieser lässt sich in Abgrenzung zu der nachfolgenden „Kriegsjugendgeneration“ die eigene Vita ordnen und mit den markanten zeitgeschichtlichen Entwicklungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland verbinden. Den Jugend- und Studienjahren in einem bildungsbürgerlichen Umfeld vor 1914 folgen die dreijährige Kriegsteilnahme an der Ost- und Westfront mit ebenso langer anschließender französischer Gefangenschaft. Die Rückkehr in die (auch in den Folgejahren) krisengeschüttelte mitteldeutsche Heimat bildet den Ausgangspunkt für eine akademische Karriere als Neuzeithistoriker an der Universität Halle, allerdings bis zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 ohne den erstrebten Höhepunkt einer ordentlichen Professur. Während seit Ende der 1920er Jahre im Privatleben Heirat (1929) bzw. Familiengründung (1931) erfolgen, verschlechtert sich Herzfelds berufliche Situation nach 1933 sukzessive. Da er wegen eines jüdischen Großvaters nicht den von den Nationalsozialisten geforderten „Nachweis arischer Abstammung“ erbringen konnte, wurden ihm zum Ende des Sommer-

28 Die – allerdings nur sehr selten und dann auch nur indirekt auftauchenden – Äußerungen über ein Ende des NS-Regimes lassen möglicherweise Bedenken aufkommen hinsichtlich des Entstehungszeitpunktes der Lebenserinnerungen. Dazu kann festgestellt werden, dass Herzfeld als Historiker mit hohem Interesse an politisch-militärischen Themen sicherlich den Beginn des deutschen Machtzerfalls ab Anfang 1943 deutlich wahrgenommen hat, der im Übrigen auch in größeren erfahrungsgeschichtlichen Zusammenhängen eine markante Rolle spielt, vgl. Herbert/Schildt 1998. In jedem Fall musste Herzfeld davon ausgehen, auch nach der Haftentlassung am 30. März 1943 im Visier der Gestapo zu stehen (vgl. den Hinweis bei Ritter 1983, 44 und im späteren Interview, Ritter 1999), so dass die eventuelle Entdeckung seiner Niederschriften ihn womöglich (erneut) in eine höchst problematische Lage gebracht hätte. Gerhard A. Ritter weist in diesem Zusammenhang zwar auch auf den „frühen“ Zeitpunkt der ersten Niederschriften und spätere Korrekturen hin, geht aber nicht von einer grundlegenden, späteren (d.h. nach Kriegsende 1945) Überarbeitung aus. Die handschriftlichen Korrekturen bzw. Ergänzungen, die Herzfeld am Schreibmaschinenmanuskript vorgenommen hat, betreffen ganz ausnahmslos sprachlich-stilistische Veränderungen, führen jedenfalls an keiner Stelle zu nachträglichen grundlegenden inhaltlichen Änderungen.

29 Der Begriff z.B. bei Cornelißen 2001, 3. Ebd., 8, der Hinweis auf den von Siegfried A. Kaehler (1885-1963) verwendeten Begriff von der „geistigen Marschkameradschaft“ für den Generationszusammenhang. Bisweilen findet sich in Anlehnung an die britische bzw. US-amerikanische Generationsbeschreibung von der „Lost Generation“ (als Sammelbegriff für die Geburtsjahrgänge 1883-1900) die deutsche Entlehnung von der „Verlorenen Generation“ (so verwendet von Erich Maria Remarque). Die Generation der 1900-1912 Geborenen bildet im Kontrast dazu die „Kriegsjugendgeneration“ bzw. „Generation der Sachlichkeit“, die den Krieg und die deutsche Niederlage zwar bewusst miterlebten, jedoch nicht mehr an der Front zu kämpfen hatten. Vgl. hierzu Kruse 2005. Mit einem anderen zeitlichen Bezugspunkt jetzt auch die instruktive Studie von Barbara Stambolis über „Deutsche Historiker Jahrgang 1943“ u.a. mit einer ausführlichen Einleitung zu der „Selbsthistorisierung von Historikern in generationellen Kontexten“. (Stambolis 2010, 25)

semesters 1938 Professorentitel und Lehrbefugnis an der Universität Halle entzogen.³⁰ Trotz dieses tiefen lebensgeschichtlichen Einschnittes gelang es Herzfeld, aufgrund von Kontakten zu ehemaligen Kriegskameraden schon wenige Wochen später eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Angestellter an der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres in Potsdam zu finden. Mit der Gestapo-Haft Anfang 1943 spitzt sich dann seine Lage erneut krisenhaft zu, zusätzlich noch belastet von schweren, über Jahre anhaltenden gesundheitlichen Problemen seiner Frau.³¹ Nahezu bruchlos fügt sich somit die persönliche Lebenssituation des Verfassers ab Mitte 1943 an die „Unsicherheit des gesamten Daseins für Deutschland“ (s.o. Herzfeld 1992, 16) an, womit nachdrücklich der Vergangenheit und (Schreib-)Gegenwart verbindende Prozess der Selbstdeutung und Identitätsbildung sichtbar wird. Zwar sollte man nicht so weit gehen, die Haftzeit als Konversions- oder Erweckungserlebnis zu verstehen, da weder die Lebenserinnerungen Herzfelds selbst noch seine weitere Vita nach 1943 eine derart weitreichende Deutung unterstützen würden. Gleichwohl setzte sich Herzfeld im Kapitel über die sprachlich präzise und im Ablauf minutiös beschriebene Haftzeit³² kritisch mit seiner bisherigen deutschnationalen bzw. nationalkonservativen Positionierung³³ auseinander. So berichtet er von einem Gespräch mit einem politisch gänzlich anders orientierten Mithäftling:

30 Die Fakultät, Teile der Studentenschaft und sogar lokale NS-Stellen hatten sich zwischen 1933 und 1938 mehrfach für Herzfeld eingesetzt u.a. mit Verweis auf seine nationale Einstellung und seine Erfolge in der Lehre. Letztlich blieben aber sämtliche wohlwollenden Stellungnahmen gegenüber höheren Partei- und Verwaltungsstellen erfolglos. Zu Herzfelds Verhalten während der NS-Zeit, insbesondere den Versuchen, seine zunehmend bedrohte berufliche Existenz an der Universität Halle mittels mehrerer Gesuche zu „retten“, vgl. exemplarisch Rupieper 2002 und Universitätsarchiv Halle, PA 7804, Gesuch von Hans Herzfelds vom 19.03.1936.

31 Herzfelds (erste) Ehefrau Irmela, geb. Minck, hatte seit 1937 Tuberkulose und verstarb am 11. März 1947 im Alter von 44 Jahren, vgl. die Anmerkung von Real. (Herzfeld 1992, 152 Anm. 4)

32 Im Interview mit dem Verfasser am 14. November 2007 in Berlin hat Gerhard A. Ritter darauf hingewiesen, dass Herzfeld vermutlich insbesondere die Haftzeit sehr detailliert niedergeschrieben hat, um seine eigene Position (etwa in Verhören) zu dokumentieren und sich damit beispielsweise bei späteren Vernehmungen nicht in Widersprüche zu verwickeln.

33 Wenige Monate später führt Herzfeld im Kapitel „Studienjahre 1911-1914“ diesbezüglich zu seiner ursprünglichen politischen Prägung und Orientierung aus:

„Mein Elternhaus stand [...] im Zeichen eines gemäßigten, aber eher nach der demokratischen Seite hinneigenden Liberalismus. Ich hatte mich aus dem Gegensatz der Generationen heraus dazu schon früher in einem ersten leisen Widerspruch befunden. Durch Meinecke bot sich mir die Möglichkeit, diesen Antrieb gedanklich zu unterbauen, so dass ich nun zu einer ersten bewußten Festlegung politischer Anschauungen gelangte, die dann durch den Eindruck von Krieg und Nachkriegslage sowie die Einwirkung Festers weiter bestärkt wurde. Ich wurde konservativ, weil mich der Bismarcksche Standpunkt der Staatsautorität gegenüber dem Individuum übermächtig anzog, und fing an, gegen den Liberalismus meines Elternhauses [...] in immer bewußteren und schärferen Gegensatz zu geraten. Das hat nach 1918 für meine ganze Entwicklung grundlegende Bedeutung gewonnen.“ (Herzfeld 1992, 102)

Herzfeld war bereits 1920 der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) beigetreten und zudem seit 1933 Mitglied im Stahlhelm, der als „Ersatzreserve I“ 1934 organisatorisch in die SA eingegliedert und 1935 ganz aufgelöst wurde. Auf diese Weise war Herzfeld bis zu seinem „ehrenvollen Abschied“ am 18. Januar 1936 (aufgrund des fehlenden Nachweises „arischer Abstammung“) formal SA-Mitglied (zu allem Universitätsarchiv Halle, PA 7804, Gesuch vom 19.03.1936). Auch Herzfelds geschichtswissenschaftliche Publikationen der 1920er und 30er Jahre zeigen an vielen Stellen eine hohe Affinität zu national- bzw. rechtskonservativen Positionen, am deutlichsten in einem 1928 erschienenen Buch (Herzfeld 1928), in dem er versuchte, die „Dolchstoßlegende“ (geschichts-)wissenschaftlich zu untermauern. Dazu ausführlich Rupieper 2002, zur konservativen Grundorientierung außerdem Ritter 1999.

Persönlich war es höchst merkwürdig, wie ich als ehemaliger Deutschnationaler und der radikale pazifistische Demokrat sich in Gesprächen über die Kriegslage fanden. Menschlich war es ein Erlebnis, das mir vielleicht am schärfsten die Wendung klarmachte, die in mir selbst durch die Entwicklung der letzten Jahre bewirkt worden war. (Herzfeld 1992, 181)

Die Frage nach der Bedeutung der Gestapo-Haft als „Wendung“ spielt – gerade im Kontext einer Herzfeld-Biographie – eine entscheidende Rolle.³⁴ Die Lebenserinnerungen geben dazu wichtige Hinweise, wobei man aus quellenkritischer Sicht allerdings auf die letztlich nicht zweifelsfrei zu klärende Frage nach dem Zeitpunkt der Niederschrift hinweisen muss.

In diesem Zusammenhang wenig überzeugend ist eine Aussage des Rezensenten Alfred A. Strnad, die er in expliziter Anlehnung an den früheren DDR-Historiker Hans Schleier formuliert. Strnad hegt den Verdacht, dass Herzfeld mit dem Kapitel über die Untersuchungshaft „zu einer Art von Widerstandskämpfer gegen den Faschismus“ erhoben werden solle. (Strnad 1994, 495) Schleier hatte versucht, diese Feststellung in seiner im Duktus der marxistischen-leninistischen Geschichtswissenschaft geschriebenen, gleichwohl kenntnis- und materialreichen Studie angesichts der Würdigung von Herzfelds Vita durch westdeutsche Historiker nach 1945 zu belegen (Schleier 1975, 109 mit Anm. 286). Strnad bezieht sich unter quellenkritischen Aspekten auf die im Geleitwort zu den Lebenserinnerungen von Gerhard A. Ritter erwähnten „späteren Korrekturen“ (Herzfeld 1992, V). Doch sowohl Schleiers Vorwurf als auch Strnads Vermutung entbehren bei genauerer Betrachtung jeglicher Grundlage.

Bei der letztlich ideologischen Zwängen geschuldeten Bemerkung von Hans Schleier ist festzustellen, dass diese durch die angeführten Belege keine Bestätigung findet. Weder in der Laudatio zu Herzfelds 65. Geburtstag (Hinrichs 1964) noch in der zu seinem 75. Geburtstag (Bußmann 1968) wird Herzfeld als eine Art von „Widerstandskämpfer“ beschrieben. Und auch Strnads Verdacht lässt sich aus den Lebenserinnerungen Herzfelds gerade nicht ableiten. So enthält insbesondere das Kapitel über die Gestapo-Haft im Vergleich zu den übrigen Kapiteln nur ganz wenige (und zudem unbedeutende) handschriftliche Eingriffe, die auf nachträgliche Änderungen schließen lassen könnten. Ungeachtet dieses quellenkritischen Hinweises ist aber vor allem festzuhalten, dass Herzfelds Beschreibungen der Haftzeit in keiner Weise Anknüpfungspunkte für eine Selbstkonstruktion als „Widerstandskämpfer“ bieten. Dies gilt ebenfalls für die entsprechenden Passagen in den Paratexten. Allerdings muss man dem Herausgeber der Lebenserinnerungen, Willy Real, den Vorwurf machen, dass er mit Herzfelds politischer Grundorientierung vor 1945 allzu unkritisch umgeht, im Gegensatz übrigens zu Herzfelds eigener selbstkritischer Reflexion nach 1945.³⁵

34 Zu dieser Frage Ritter 1983, 30-34 und 43, u.a. mit Hinweis auf eine Bemerkung von Herzfelds Nachfolger als Ordinarius für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin, Walter Bußmann, anlässlich des 75. Geburtstags von Hans Herzfeld. Nach Bußmann bedeutete die Haft für Herzfeld den endgültigen Durchbruch „zu einer neuen Auffassung von Politik und Geschichte“, vgl. Bußmann 1968, 115.

35 Dies hebt besonders Stefan Meineke mit der treffenden Feststellung hervor, dass Herzfeld im Gegensatz zu vielen seiner Historikerkollegen „nie einen Hohl aus seiner vormals antidemokratischen Gesinnung gemacht und sich auch öffentlich von seinen in der Weimarer Zeit erschienenen Schriften distanziert [hat].“ (Meineke 1995, 168; in der Tendenz ähnlich auch Ritter 1999)

Auch die von der Rezensentin Evelyn Adunka vorgetragene Skepsis gegenüber Herzfelds (fehlender) Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus bedarf einer kritischen Prüfung. Zum Schluss ihrer Sammelrezension hatte die Wiener Historikern konstatiert:

Ob jedoch mit der Veröffentlichung dieser autobiographischen Schrift, die er [d.h. Hans Herzfeld, EL] noch während des Krieges in einer heute ziemlich antiquiert wirkenden Sprache verfaßt hatte und die keinerlei Reflexionen über die außergewöhnlichen historischen Umstände bzw. den Nationalsozialismus in Deutschland enthalten, dem Historiker Herzfeld ein besonders guter Dienst erwiesen wurde, muß dem Urteil des Lesers überlassen werden. (Adunka 1995, 237)

Dieser Hinweis erkennt zum einen die besonderen Entstehungsbedingungen der Lebenserinnerungen, die von einem Verfasser niedergeschrieben wurden, der gerade erst „den Kopf aus der Schlinge“ (Ritter 1999) gezogen hatte und jederzeit mit neuerlicher Überwachung durch die Gestapo rechnen musste. Zum anderen übersieht Adunka die Zeitgebundenheit und damit auch Begrenztheit des autobiographischen Selbstentwurfs. Dieser Aspekt gilt auch für den Fall, dass man Herzfelds fragmentarische Lebenserinnerungen, die mit Ausnahme der Gestapo-Haft tatsächlich zu den Jahren 1933-43 und der eigenen Beziehung zum NS-Regime schweigen, im Kontext typischer biographischer Nachkriegszeugnisse (!) nicht emigrierter Historiker sehen würde. (Sabrow 2002, 133).

Fokussieren die Überlegungen zu Herzfelds Umgang mit der Gestapo-Haft einen wichtigen (Wende-)Punkt in seiner Vita, so bieten andere Passagen seiner Lebenserinnerungen die Möglichkeit, diese – auch mit Hilfe neuerer Forschungen – auf Herzfelds Identitäts- und Geschichtskonstruktion im Spiegel der autobiographischen Verarbeitung zu untersuchen. Dabei soll nicht die simple und letztlich sinnlose Zerstörung des autobiographischen Selbstentwurfes mit dem Wissensstand eines späteren Betrachters im Vordergrund stehen, sondern vielmehr die Autobiographie in ihrer Funktion als Quelle ernstgenommen werden. (Depkat 2007, 22) .

Halle a. d. Saale

Gut lassen sich Herzfelds Beschreibungen seiner Heimatstadt Halle mit stadtgeschichtlichen Forschungen verknüpfen. Nach Herzfeld war Halle ausgangs des 19. Jahrhunderts „kein Ort mehr, an dem Museen und Grazien geweiht hätten wie zum Jahrhundertbeginn, als die Romantik noch ihren Sitz auf den Felsen am Saaleufer unterhalb der träumenden Universitätskleinstadt aufschlug“ (Herzfeld 1992, 18), sondern hatte auch seine „Schattenseiten als hässliche Fabrikstadt“. (Herzfeld 1992, 39) In der Tat harmonisieren diese Wahrnehmungen Herzfelds mit neueren Forschungsergebnissen, die einen massiven Wandel Halles in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem Einsetzen der Industrialisierung und einhergehender Urbanisierung betonen. (Freitag/ Minner 2006).

Das architektonische „Gesicht der Stadt“ veränderte sich genauso wie die wirtschaftliche und soziale Struktur (mit der Ausdifferenzierung bürgerlicher wie proletar-

rischer Milieus) binnen weniger Jahrzehnte erheblich.³⁶ Die heutige Stadtgeschichte Halles hebt dabei vor allem die scharfen Abgrenzungen zwischen dem bürgerlich-liberalen und dem proletarisch-sozialdemokratischen Lager hervor. Dieser Befund lässt sich gut mit Herzfelds Schilderungen seiner offensichtlich gegenüber anderen sozialen Klassen weitgehend hermetisch abgeschlossenen „bürgerlichen“ Jugend verbinden, die sich wiederum bruchlos mit einer dezidiert bildungsbürgerlichen Lebensauffassung – auch im schwierigen Lebensumfeld der Jahre 1943-1945 – in Einklang bringen lässt.

Der Wandervogel

Demgegenüber rückt in Herzfelds Lebenserinnerungen der „Wandervogel“ als wirkungsmächtige Jugendbewegung erkennbar in den Vordergrund.³⁷ Über mehrere Seiten reflektiert Herzfeld, der wie sein jüngerer Bruder Eberhard „mitten im Gymnasium von der Jugendbewegung des beginnenden 20. Jahrhunderts erfasst worden“ (Herzfeld 1992, 60) war, die Bedeutung des Wandervogels:

Schritt für Schritt wurde der Wandervogel für mich und meinen nächstältesten Bruder fast wichtiger als die Schule. Gerade und kaum daß zu manchen Zeiten das Elternhaus sich noch neben ihm behaupten konnte. Nach dem Übergang vom AWV zum sogenannten EV setzte immer schneller jene Vertiefung der Bewegung ein, in der wir Jungen vor dem Weltkrieg hoffnungsvoll nicht weniger als den Beginn einer eigenen Jugendkultur zu finden glaubten. Das war eine harmlose Übertreibung, auch als neben den Problemen des gemeinsamen Wanderns von Jungen und Mädchen, der Koedukation, der Kampf gegen den Alkohol begann und sich später Siedlungsfragen und Fragen der Lebensreform überhaupt anschlossen. [...] Wir Wandervögel stellten nur eine bescheidene Minderheit der damaligen Jugend dar, und wir fühlten uns dadurch in Schulklasse und Schülervereinen als eine Art aristokratischer Kulturauslese. (Herzfeld 1992, 68f.).³⁸

Mit diesen Sätzen berührt Herzfeld viele Aspekte, die den Forschungsdiskurs über den Wandervogel bis heute prägen, etwa den Genuss von Alkohol, das Verhältnis der Geschlechter zu- bzw. untereinander³⁹ und das Aufkommen einer neuartigen Jugend-

36 Plastisch dazu schon aus zeitgenössischer Sicht ein Artikel in der Morgenausgabe der „Vossischen Zeitung“ vom 10. April 1900, die mit Blick auf Halle als Versammlungsort des seinerzeitigen Histortages feststellte, dass die „moderne Industrie- und Handelsstadt dem Historiker mit ihren kahlen Mietskasernen und Fabrikschlotten in kunstfeindlicher Nüchternheit die Gegenwart recht handgreiflich vor Augen“ führe. (Vossische Zeitung 1900)

37 Zum Wandervogel jetzt Herrmann 2006 und Linse 2001. Als präziser Überblick generell Nipperdey 1998, 112-124.

38 Aus dem ab 1901 sogenannten „Ur-Wandervogel“ gingen in den Folgejahren verschiedene Abspaltungen hervor, so u.a. der AWV (Alt-Wandervogel) und der Steglitzer Wandervogel e.V. (kurz auch „EV“). Die Zersplitterung der Wandervogelbewegung sollte ein 1912 als Bund Wandervogel e.V. gegründeter Dachverband überwinden. Ihm traten allerdings nicht alle – zum Teil untereinander konkurrierenden – Vereine der Wandervogelbewegung bei.

39 Grundlegend dazu Geuter 1994. Zu den auch von Herzfeld erwähnten „Blüherschen Schriften“ und der „Frage der Knabenliebe“ (Herzfeld 1992, 65) Herrmann 2006a, 20.

kultur um 1900 in Abgrenzung zur Generation der Eltern.⁴⁰ Seine Deutung des Wandervogels als „eine Art aristokratischer Kulturauslese“ wird von den Beurteilungen in der heutigen Forschung gestützt.⁴¹ Dabei ist jüngst von Ulrich Herrmann allerdings auch auf die Gefahren in Form einer nachträglichen Selbstmythologisierung durch die Wandervögel hingewiesen worden.⁴² Dieser Einwand weist gleichzeitig auch auf die Schwierigkeiten beim Umgang mit autobiographischen Quellen im Spannungsfeld zwischen intendierter und nicht-intendierter Verformung von Erinnerung hin.

Der Erste Weltkrieg

Während rückblickend der Wandervogel für Herzfeld einen wichtigen identitätsstiftenden Schritt auf dem Weg vom Jugendlichen zum Erwachsenen bildete, so prägte ihn die Erfahrung des Ersten Weltkriegs zeitlebens wie kein anderer Lebensabschnitt. (Ritter 1983, 20 f.)

In der autobiographischen Perspektive verknüpft Herzfeld zunächst die weltgeschichtliche Dimension der drohenden Kriegsgefahr mit dem subjektiven Beziehungsnetz der eigenen Lebenswelt:

Vorbereitet durch immer neue politische Krisen Europas, die einen abschließenden Zusammenstoß befürchten ließen, und doch ungeahnt in der Plötzlichkeit seines Hereinbrechens, trat der Erste Weltkrieg im Sommer 1914 in unser aller Dasein. Ich erinnere mich noch, daß ich, vom Baden kommend, mit meinen Brüdern zuerst in einer halleschen Vorstadtstraße nahe am Hettstedter Bahnhof auf einem Extrablatt die Nachricht von der Ermordung des österrei-

40 Den Konflikt mit den Eltern im Zusammenhang mit seinen Aktivitäten im Wandervogel beschreibt Herzfeld sehr anschaulich (Herzfeld 1992, 61-66), womit die idyllische und harmoniegesättigte Darstellung seiner Jugendzeit in der erinnernden Rückschau eine leichte Relativierung erfährt. Weitere in den Lebenserinnerungen zu Tage tretenden Spannungen im familiären Umfeld betreffen insbesondere das vor allem anfänglich schwierige Verhältnis zur Stiefmutter. Herzfelds leibliche Mutter war 1901 gestorben; vgl. Herzfeld 1992, 36-41.

41 Bias-Engels 1988, 78 f. und vor allem Klönne 2006, 157: „[...] entwickelten schon die frühen Wandervögel ein übersteigertes Selbstbild, das weit über die Autoritätsbrüche hinausreichte, die sie mit den selbstorganisierten Wanderungen riskierten. Sie fühlten sich berufen, Träger eines ‚neuen Lebens‘ und einer ‚neuen Gesellschaft‘ zu sein und sahen sich als Avantgarde, gegen das Statusdenken von Eltern und Lehrerschaft ebenso gerichtet wie gegen die ‚entfremdete Massengesellschaft‘ der wachsenden Industriestädte.“

42 So Herrmann 2006b, 37: „Zu warnen ist dabei davor, ihrer (d.h. der jungen Leute und ihrer Führer, E.L.) Selbstmythologisierung aufzusitzen: vielleicht nutzten sie nur Spielräume und Trends, die ihnen zugefallen waren und die sie *nachträglich* (Hervorhebung im Original, E.L.) mit einem biographischen, geistesgeschichtlichen und gesellschaftskritischen ‚Überbau‘ versehen haben.“ Generell zur Verarbeitung der bürgerlichen Jugendbewegung im Spiegel von Autobiographien Freudenstein 2007. Dementsprechend wird man den Wandervogel heute noch erheblich vielschichtiger zu sehen haben als Hans Herzfeld aus seiner eigenen rückblickenden Wahrnehmung 1943. Dies betrifft beispielsweise die Frage nach dem politischen Charakter der Wandervogelbewegung. Ullmann 1995, 202, versteht Reformbewegungen wie den Wandervogel als durchweg unpolitisch. Nipperdey 1998, 121, urteilt differenzierter, wenn er feststellt: „Eigentlich war die Jugendbewegung unpolitisch, frei von Parteien und Verbänden, aber auch von Staat und fern von allen konkreten Streitfragen. Aber was die Jugend wollte und dachte, hatte doch politische Bedeutung. Ich will das Metapolitik nennen.“ Eine weitere – sozial- und geschlechtergeschichtlich inspirierte – Deutung versteht den Wandervogel angesichts zunehmender Unsicherheiten um 1900 als Stabilitätsanker für eine bürgerliche männliche Jugend, z.B. gegenüber der aufsteigenden Arbeiterschicht oder Mädchen bzw. Frauen, die zunehmend als „Konkurrenz“ auf dem Bildungs- und Arbeitsmarkt begriffen wurden, so Klönne 2006, 157.

chischen Thronfolgers las. Ich war immerhin genügend historisch geschult, um sofort ein fatales Gefühl zu haben. (Herzfeld 1992, 141).

Knapp 30 Jahre nach den Ereignissen vom Sommer 1914 zeichnet Herzfeld in den folgenden Ausführungen über die Situation in Halle im August 1914 dann ein Bild, das sich im kulturellen Gedächtnis bis heute wirkungsmächtig festgesetzt hat – die Begeisterung angesichts der Meldungen vom Kriegsausbruch.

Was wir in der Geschichte so oft berauschend gelesen hatten, stand jetzt in aller Größe und Härte vor den Toren. Was Wunder, daß diese stillen Stunden der Rechenschaft für alle sensitiveren Gemüter unserer Generation als Ausgang einer Friedenszeit von unvorstellbarer Sicherheit der Existenz eine schwere innere Krise, vielleicht eine der schwersten unseres ganzen Lebens bedeutet haben. Das aber ging dann, je weiter sich die Lage entwickelte, doch zum Teil unter in jenem Rausch allgemeiner Begeisterung, der die Mehrheit dieser kriegsentsöhnten Generation erfaßte. Wie in den Hauptstädten Europas wogten auch in dem bescheidenen Halle, das dazu kaum Veranlassung gab, Studenten und junge Leute in begeistertem Zuge durch die Straßen. [...] Bei dem Rausch edelster Begeisterung, der die ganze deutsche Jugend erfüllte, war es selbstverständlich, daß niemand zurückbleiben wollte und konnte. (Herzfeld 1992, 143)

Auch wenn man von einem klassenübergreifenden, die spätwilhelminische Gesellschaft integrierenden „Volksgemeinschaftsgefühl“ (Bruendel 2004) ausgeht, so darf doch nicht übersehen werden, dass im Wesentlichen nur das Bildungsbürgertum – zu dem sich auch Herzfeld zählen lässt – von einer Kriegseuphorie erfasst wurde, die den Geist bzw. die Ideen von 1914 hervorbrachte. Weitere Forschungen verweisen demgegenüber je nach Region und Bevölkerungsgruppe auf ganz unterschiedliche Reaktionen auf den Kriegsausbruch, die keineswegs auf Euphorie und Begeisterung schließen lassen, sondern, ganz im Gegenteil, von Ängsten und Verzweiflung gekennzeichnet sind, in städtischen Arbeiterquartieren genauso wie auf dem Lande. (Wehler 2003, 16; schon früher Kruse 1997; Kruse 1994, 54-61, 158-164)

Interessanterweise klingt diese kritische Beurteilung der Stimmungslage bei Kriegsausbruch ansatzweise schon in Herzfelds Lebenserinnerungen an, der von den ersten Wochen militärischer Ausbildung im Lager Altengrabow (bei Magdeburg) im September 1914 berichtet:

Die Truppe bestand aus ganz wenigen Aktiven, einer wesentlich größeren Anzahl von alten Landwehrleuten – sächsisches Material aus Halle, Altenburg, Leipzig -, meist Industriearbeiter mit einer selbst 1914 nur geringen Begeisterung, die sich von Anfang an auf den Standpunkt stellten, als Familienväter den gefährlichen Teil des Krieges möglichst uns „Kriegsfreiwilligen“ überlassen zu müssen. Damit ruinierten sie natürlich zum Teil auch die bei uns anfangs ehrlich hochgehende Begeisterung. (Herzfeld 1992, 148)

Dieses abschließende Beispiel zeigt besonders eindrücklich die vielschichtigen und komplexen Herausforderungen, denen sich eine Analyse autobiographischer Quellen

stellen muss: Einerseits beschreibt der von den Erlebnissen des Ersten Weltkriegs für sein gesamtes – gerade auch sein wissenschaftliches – Leben⁴³ geprägte ehemalige Frontoffizier Herzfeld die Kriegsbegeisterung im August 1914, und damit ein bis heute gängiges Bild kollektiver Erinnerung. Auf der anderen Seite aber – und hier scheint der professionelle und um differenzierte Urteilsbildung bemühte Zeithistoriker durchzuschimmern – registrierte Herzfeld durchaus, dass der „Rausch allgemeiner Begeisterung“ in erster Linie „Studenten und junge Leute“ erfasste, weite Teile der älteren und dem Arbeitermilieu entstammenden Soldaten dem Krieg hingegen von Beginn an skeptisch gegenüberstanden.

4. Fazit

Wie sich dem schon eingangs erwähnten Briefwechsel aus dem Frühjahr 1978 zwischen Werner Conze und Hans Herzfeld entnehmen lässt, waren sich der Autobiograph Herzfeld und der seine Lebenserinnerungen kommentierende Fachkollege Conze der Möglichkeiten wie Grenzen bewusst, die mit autobiographischem Schreiben einhergehen. Conze sandte Herzfeld dessen Lebenserinnerungen unter Bezugnahme auf ein persönliches Gespräch mit den Worten zurück:

Lieber Herr Herzfeld!

*Anliegend schicke ich Ihnen [...] Ihr großes Manuskript zurück. Wir sprachen kürzlich darüber in München. Sie sagten, daß Sie vieles noch einmal und anders schreiben würden. Das ist wohl die Erfahrung des Historikers, daß die Perspektive sich fortgesetzt ändert.*⁴⁴

Deutlich klingt dabei die Zeitgebundenheit nicht nur historischer Forschung im Allgemeinen, sondern insbesondere auch individueller Erinnerung und Identitätsbildung im Spiegel autobiographischen Schreibens an. Sicherlich wäre es höchst interessant gewesen zu erfahren, wie Herzfeld gegen Ende seines Lebens dieses rückblickend

43 So widmete sich Herzfeld in einem seiner bedeutendsten und populärsten Spätwerke (Herzfeld 1968) mit betont persönlicher Note der Kriegserfahrung und deren Wirkung auf die wissenschaftliche Verarbeitung. Dies geschah in deutlicher generationeller Abgrenzung zu jüngeren Historikern, die nicht mehr aktiv am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatten. (Vgl. Herzfeld 1968, 7-11) In diesem Prolog kann man – das allerdings von Herzfeld durchaus selbstbewusst – vorgetragene „Eingeständnis der eigenen Erfahrungsbedingtheit zeithistorischer Forschung“ (Jarausch 2002, 34) erkennen, ohne dass Herzfeld damit ein Problem im Spannungsfeld zwischen „außerwissenschaftlichem oder lebensweltlichem Impuls und innerwissenschaftlicher Objektivierung“ (Schulze 2000, 380) verbunden hätte. An anderer Stelle, anlässlich der Besprechung einer US-amerikanischen Studie zu den Freikorps in der Frühphase der Weimarer Republik (Herzfeld 1956, 580 f.), formulierte Herzfeld seine Einwände noch deutlicher mit dem Hinweis auf die „ganze Schwierigkeit, die diese komplizierte Sturmzeit der Nachkriegsjahre dem Historiker bereiten muß, der nicht ganz unmittelbaren Zugang zum Chaos der damaligen deutschen Lage besitzt.“ Herzfelds Kritik entzündete sich insbesondere an dem seiner Meinung nach stark vereinfachenden ideengeschichtlichen Kontinuitätsstrang, den der Verfasser des von ihm besprochenen Werkes zwischen der „Jugendbewegung vor 1914 über das Weltkriegserlebnis zu dem anarchischen Einschlag der Freikorpsperiode“ gezogen hätte. Herzfeld stellte demgegenüber fest, dass „in der Wirklichkeit [...] die Dinge wesentlich anders [stehen], und „die Entwicklungsfäden unendlich viel breiter gefächert“ auseinanderliefen (Herzfeld 1956, 581). Angesichts Herzfelds eigener Erfahrungen in der Jugend- bzw. Wandervogelbewegung und dem Engagement seines ein Jahr jüngeren Bruders Eberhard im Freikorps Rieckhoff (seit April 1919 bis zum Tod bei Kämpfen im Baltikum am 14.11.1919) fußen diese Bemerkungen zweifellos auf lebensgeschichtlichen Hintergründen.

44 BAK N 1354/15, Werner Conze an Hans Herzfeld, 30.3.1978.

verarbeitet hätte. Herzfelds Äußerung Conze gegenüber, dass er „vieles noch einmal und anders schreiben würde“, lässt jedenfalls eine erhebliche narrative Um- bzw. Neustrukturierung des eigenen Lebensentwurfes unter Einfluss eines zeitlichen Erfahrungs- und Erinnerungsabstandes von über dreißig weiteren Jahren vermuten.

Hinsichtlich der grundsätzlichen Konzeption kann man erkennen, dass Herzfeld einen möglichst wahrheitsgetreuen Bericht über die selbst erlebte Vergangenheit geben wollte, im Gegensatz zu einer literarisch-fiktionalen Herangehensweise. In ihrer narrativen Verarbeitung und Selbstrepräsentation erlauben die Lebenserinnerungen wichtige Rückschlüsse auf seinen Erfahrungshorizont und seine geistige Lebenswelt in den Jahren 1943 bis 1945 im Lichte „unerhörter Wandlungen und Katastrophen“. Mit dieser Umschreibung meint Herzfeld in der individuellen wie allgemeingeschichtlichen Perspektive insbesondere den Erfahrungszusammenhang der Periode nach 1914 bis zur Gegenwart, die sich scharf von der vorhergehenden Epoche des spätwilhelminischen Kaiserreichs abhebt.

Im Kontext einer Biographie über Hans Herzfeld enthalten seine Lebenserinnerungen viele, zum Teil nur schwer rekonstruierbare Detailinformationen, etwa zu den komplexen Familien- und Verwandtschaftsverhältnissen. Des Weiteren lassen sich seine Beschreibungen eines mitteldeutschen, bildungsbürgerlichen Milieus um bzw. nach 1900 (und entsprechenden Stabilitäts- und Veränderungsprozessen) mit sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Forschungen verknüpfen. Mit Blick auf Vorstellungen von biographischen „Brüchen“ und „Kontinuitäten“ geben die Lebenserinnerungen Hinweise darauf, inwieweit Herzfeld – beispielsweise im Kontext der Erfahrungen mit dem NS-Staat – Wandlungsprozesse durchlaufen hat, die insbesondere an der kritischen Reflexion bisher dominierender national- bzw. rechtskonservativer Denkmuster untersucht werden können.

Auch wenn der Herausgeber Willy Real in seiner Einleitung die „Disziplin der Gedanken, Sachlichkeit der Niederschrift, Ausgewogenheit der Urteile“ (Herzfeld 1992, 9) hervorhebt, so darf der Wert derartiger autobiographischer Selbstzeugnisse als geschichtswissenschaftliche Quelle nicht überbetont werden. Dies betrifft zum Beispiel die rein bürgerliche⁴⁵ Perspektive, aus der Herzfeld in der harmonisierenden Rückschau der Jahre 1943–45 die Zeit des Kaiserreichs bis 1914 „in dichter Wärme“ und „zunehmend versonnener Erinnerung“ (vom Bruch 1995) beschreibt.⁴⁶

Bei den Schilderungen seines familiären Umfelds, seiner Heimatstadt wie der Jugendkultur vor dem Ersten Weltkrieg kommen demgegenüber wesentliche Störungen und Spannungen im Gesellschaftsgefüge der wilhelminischen Gesellschaft und die Krisenerscheinungen der Moderne um 1900 nicht zur Sprache. Ebenso schweigt Herzfeld in seinen Lebenserinnerungen zu konfessionellen Prägungen bzw. über den Umgang mit den jüdischen Familienwurzeln.

45 Ergänzend für den engen Zusammenhang zwischen der Autobiographie und bildungsbürgerlichem Selbstverständnis Günther 2001, 29 f. und Günther 2004.

46 So auch das Urteil von Meineke 1995, 167, wonach Herzfeld „wie manch anderer Memoirenschreiber der vierziger Jahre [...] mit seinen Erinnerungen das Ziel [verfolgte], der nach einer Zeit katastrophaler Veränderungen unerreichbar fern und unerhört gut scheinenden alten ‚Welt der Sicherheit‘ (Stefan Zweig) sein persönliches Denkmal zu setzen.“ Die Glorifizierung des Kaiserreichs lässt sich ganz ähnlich bspw. auch bei anderen nationalkonservativ eingestellten deutschen Historikern feststellen, vgl. den Brief von Siegfried A. Kaehler an Fritz Hartung vom 24. Juli 1942, in dem Kaehler das Kaiserreich als „traumhaft friedliche Kulturepoche“ beschreibt (Bußmann/ Grünthal 1993, 267).

Diese Aspekte weisen treffend auf die Vergangenheitskonstruktion im Lichte der jeweiligen Gegenwart hin, der auch der als Autobiograph tätig werdende Zeithistoriker ausgesetzt ist. Zwar war sich Herzfeld aufgrund seiner wissenschaftlichen Ausbildung der verschiedenen Dimensionen von Erfahrung und Erinnerung sicherlich bewusst und entsprechend sensibilisiert. Letztlich aber unterliegt der Historiker, der sich mit seiner eigenen Lebensgeschichte befasst, wie jeder andere Mensch auch vielfältigen individuellen Erfahrungen und Emotionen sowie Verbindungen mit soziokulturellen Erinnerungsprozessen, die maßgeblichen Einfluss auf die narrative Struktur der autobiographischen Äußerungen nehmen.⁴⁷

Dieser Umstand sollte aber nicht dazu führen, auf die Lebenserinnerungen im Rahmen einer Biographie zu verzichten. Die autobiographischen Selbstzeugnisse Herzfelds können eine Biographie über Hans Herzfeld keinesfalls ersetzen, haben aber, wie Gerhard A. Ritter im Geleitwort feststellt, als „Berichte eines scharf beobachtenden Zeitzeugen Quellencharakter.“ (Herzfeld 1992, V)

Als historische Quelle lassen sie sich Gewinn bringend einsetzen, wenn einerseits ihre narrativen und temporalen Strukturen beachtet werden und sie andererseits durch den Vergleich mit anderen Quellenbeständen angemessen in Bezug zueinander gesetzt werden.⁴⁸ Konkret heißt dies für die Verzahnung zwischen biographischer und autobiographischer Narration, dass die Lebenserinnerungen entsprechend ihrem vermuteten zeitlichen Entstehungszeitraum (also den Jahren 1943-45) verstanden werden müssen.⁴⁹ Zudem sind sie – sofern möglich – durch weitere Quellenzeugnisse und Analysen (etwa auch aus werkgeschichtlicher Perspektive)⁵⁰ empirisch auf ihre Belastbarkeit zu befragen. Dies ist – gerade im Kontext einer wissenschaftlichen Biographie – auch deshalb einzufordern, um nicht einem durchaus denkbaren, gezielten Arrangement der Quellenzeugnisse durch den Autobiographen zum Zwecke der Selbstinszenierung für eine spätere Öffentlichkeit und Nachwelt zu erliegen.⁵¹

47 Ausführlich noch Heinze 2010, 104-109 in Auseinandersetzung mit Sabrow 2002. Allerdings hat auch Sabrow seine Vorstellung von „objektiver Distanz“ des Historikers als Autobiograph schließlich deutlich relativiert und kommt zu dem Schluss (Sabrow 2002, 152), „daß der Historiker eben doch kein besserer Zeitzeuge ist“, und „die Wasserscheide zwischen wissenschaftlicher Reflexion und persönlicher Erinnerung [...] doch eher eine fließende Grenze ist, über die sich die überwältigende Kraft epochaler Groß Erzählungen und ihrer Deutungsmuster erhebt.“

48 So ließen sich die Lebenserinnerungen von Hans Herzfeld beispielsweise mit Selbstzeugnissen anderer Autoren vergleichen, die einem ähnlichen gesellschaftlichen und generationellen Kontext zuzurechnen sind. Exemplarisch hier nur der Hinweis auf Zechlin 1993 und Buchheim 1996; weitere Beispiele bei Sabrow 2002. Reizvoll könnte es außerdem sein, die autobiographische Perspektive von Herzfelds akademischem Lehrer während der Freiburger Studienzeit, Friedrich Meinecke, zu analysieren, insbesondere im Vergleich zu Herzfelds Beschreibungen der Freiburger Studienatmosphäre vor 1914; dazu Meinecke 1964.

49 In Übereinstimmung mit den Forderungen von Heinze 2010, 114-116. Ähnlich im Übrigen auch Fried 2004b, 383, der „eine möglichst umfassende Analyse des Entstehungskontextes eines Erinnerungszeugnisses“ fordert.

50 Die Kontrastierung von Herzfelds wissenschaftlicher Urteilsbildung in seinen Schriften zu den autobiographischen Deutungen wäre sicherlich reizvoll, kann an dieser Stelle aber nicht weiter verfolgt werden, dazu exemplarisch Berg 2000.

51 Bernhard Fetz warnt diesbezüglich vor der „Deutungshoheit über den Tod hinaus“, (Fetz 2009a, 58; ähnlich Fetz 2009b, 434).

Ohne eine falsche Scheu vor der direkten quellenmäßigen Auseinandersetzung mit dem biographischen Objekt einerseits,⁵² ohne ein möglicherweise ebenso fragwürdiges voyeuristisches Interesse andererseits, aber im Ergebnis mit der gebotenen kritischen Reflexion und Distanz können die Lebenserinnerungen die biographische Erzählung nachhaltig bereichern. Abseits einer illusionären Vorstellung von vollständiger „biographischer Wahrheit“ (Fetz 2009b, 435) leisten sie somit einen wichtigen Beitrag zu einem tiefer gehenden Verständnis des Menschen und Historikers Hans Herzfeld.

UNVERÖFFENTLICHTE QUELLEN

Bundesarchiv Koblenz, N 1354: Nachlass Hans Herzfeld.
 Universitätsarchiv Freiburg i. Br., Bestand B3: Philosophische Fakultät 1886-1991.
 Universitätsarchiv Halle a. d. Saale, PA 7804: Personalakte Hans Herzfeld.

LITERATUR

- Adunka, Evelyn (1995): Sammelrezension, u.a. zu Hans Herzfeld – Aus den Lebenserinnerungen. In: Aschkenas Bd. 5, H. 1, 235-237.
- Berg, Nicolas (2000): Zwischen individuellem und historiographischem Gedächtnis: Der Nationalsozialismus in Autobiographien deutscher Historiker nach 1945. In: BIOS 13, 181-207.
- Bias-Engels, Sigrid (1988): Zwischen Wandervogel und Wissenschaft. Zur Geschichte von Jugendbewegung und Studentenschaft 1896-1920. Köln.
- Bruendel, Steffen (2004): Die Geburt der „Volksgemeinschaft“ aus dem „Geist von 1914“. Entstehung und Wandel eines „sozialistischen“ Gesellschaftsentwurfs. In: Zeitgeschichte-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs, Mai 2004, URL: <http://www.zeitgeschichte-online/md=EWK-Bruendel> (zuletzt eingesehen am 19.01.2011)
- Buchheim, Karl (1996): Karl Buchheim: Eine sächsische Lebensgeschichte. Erinnerungen 1889–1972, bearbeitet von Udo Wengst und Isabel F. Pantenburg, München.
- Bußmann, Walter (1968): Rede zum 75. Geburtstag von Hans Herzfeld (22. Juni 1967). In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 19, 108-118.
- Bußmann, Walter und Günther Grünthal (1993): Siegfried A. Kaehler. Briefe 1900-1963. Boppard a. Rhein.
- Cornelißen, Christoph (2001): Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert. Düsseldorf.
- Daur, Uta (2010): Ankündigung der Konferenz „Authentizität und Wiederholung“, Berlin, 2.-4.12.2010, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=15164> (zuletzt eingesehen am 19.01.2011)
- Depkat, Volker (2007): Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts. München.
- Dunkhase, Jan Eike (2010): Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert Göttingen.
- Elit, Stefan, Stephan Kraft und Andreas Rutz (Hg.) (2002): Das ›Ich‹ in der Frühen Neuzeit. Autobiographien – Selbstzeugnisse – Ego-Dokumente in geschichts- und literaturwissenschaftlicher Perspektive. In: zeitenblicke 1/2002, URL <http://www.zeitenblicke.de/2002/02/index.html> (zuletzt eingesehen 19.01.2011).

⁵² Ähnlich der Befund bei Berg 2000, 184; zum Misstrauen der Historiker gegenüber Autobiographien auch Depkat 2007, 41.

- Faulenbach, Bernd (2002): Herzfeld, Hans (1892-1982). In: Rüdiger vom Bruch und Rainer A. Müller (Hg.): Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart. 2. überarb. und erw. Aufl. München, 147-148.
- Fetz, Bernhard (2009a): Biographisches Erzählen zwischen Wahrheit und Lüge, Inszenierung und Authentizität. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart/ Weimar, 54-60.
- Fetz, Bernhard (2009b): Grundfragen biographischen Schreibens. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart/Weimar 2009, 433-438.
- Freitag, Werner und Katrin Minner (Hg.) (2006): Geschichte der Stadt Halle. Halle a. d. Saale.
- Freudenstein, Achim (2007): Die „bürgerliche“ Jugendbewegung im Spiegel von Autobiographien. Kassel.
- Fried, Johannes (2004a): Geschichte und Gehirn. Irritationen der Geschichtswissenschaft durch Gedächtniskritik, in: Christian Geyer (Hg.): Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente, Frankfurt a. M., 111-133.
- Fried, Johannes (2004b): Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. München.
- Fuchs, Thomas (2008): Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption, Stuttgart.
- Genette, Gérard (1992): Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt a. M.
- Geuter, Ulfried (1994): Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung. Jugendfreundschaft und Sexualität im Diskurs von Jugendbewegung, Psychoanalyse und Jugendpsychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.
- Geyer, Christian (2004): Vorwort. In: Ders. (Hg.): Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente, Frankfurt a. M., 9-19.
- Günther, Dagmar (2001): „And now for something completely different“. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft. In: Historische Zeitschrift 272, 25-61.
- Günther, Dagmar (2004): Das nationale Ich. Autobiographische Sinnkonstruktionen deutscher Bildungsbürger des Kaiserreichs. Tübingen.
- Heinen, Ernst (1994): Rezension zu Hans Herzfeld – Aus den Lebenserinnerungen. In: Historisches Jahrbuch 114, 264.
- Heinze, Carsten (2010): Autobiographie und zeitgeschichtliche Erfahrung. Über autobiographisches Schreiben und Erinnern in sozialkommunikativen Kontexten. In: Geschichte und Gesellschaft 36, 93-128.
- Heinze, Carsten (2007): Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie. In: BIOS 20, 19-39.
- Herbert, Ulrich und Axel Schildt (1998): Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung, 1944 bis 1948. Essen.
- Herrmann, Ulrich (2006a): Den Wandervogel verstehen – eine Annäherung im Lichte seiner frühen Selbstdeutung. In: Ders. (Hg.): „Mit uns zieht die neue Zeit ...“. Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung, Weinheim, 15-29.
- Herrmann, Ulrich (2006b): Wandervogel und Jugendbewegung im geistes- und kulturgeschichtlichen Kontext vor dem Ersten Weltkrieg. In: Ders. (Hg.): „Mit uns zieht die neue Zeit ...“. Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung, Weinheim, 30-79.
- Herzfeld, Hans (1928): Die deutsche Sozialdemokratie und die Auflösung der nationalen Einheitsfront im Weltkriege. Leipzig.
- Herzfeld, Hans (1956): Zur neueren Literatur über das Heeresproblem in der deutschen Geschichte. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 4, 361-386.
- Herzfeld, Hans (1968): Der Erste Weltkrieg. 1. Aufl. München.
- Herzfeld, Hans (1992): Aus den Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Willy Real. Berlin.

- Hinrichs, Carl (1964): Hans Herzfeld zum 65. Geburtstag. In: Gerhard Oestreich (Hg.): Carl Hinrichs. Preußen als historisches Problem. Gesammelte Abhandlungen. Berlin, 412-420.
- Hockerts, Hans Günter (2001): Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 28/ 2001*, 15-30.
- Holdenried, Michaela (2000): *Autobiographie*. Stuttgart.
- Jarausch, Konrad H. (2002): Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz? In: Ders. und Martin Sabrow (Hg.): *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*. Frankfurt a. M., 9-37.
- Jessen, Ralph (2002): Zeithistoriker im Konfliktfeld der Vergangenheitspolitik, in: Konrad H. Jarausch und Martin Sabrow (Hg.): *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*. Frankfurt a. M., 153-175.
- Jureit, Ulrike und Michael Wildt (Hg.) (2005): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hamburg.
- Jureit, Ulrike (2006): *Generationenforschung*. Göttingen.
- Klönne, Irmgard (2006): „... nicht Wasser mehr und Feuer...“. Das Geschlechterverhältnis in der Jugendbewegung. In: Ulrich Herrmann (Hg.): „Mit uns zieht die neue Zeit ...“. Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung. Weinheim, 155-169.
- Kruse, Wolfgang (1994): *Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15*. Essen.
- Kruse, Wolfgang (1997): *Kriegsbegeisterung? Zur Massenstimmung bei Kriegsbeginn*. In: Ders. (Hg.): *Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914-1918*. Frankfurt a. M., 159-166.
- Kruse, Wolfgang (2005): Gibt es eine Weltkriegsgeneration? In: *BIOS 18*, 169-173.
- Krusenstjern, Benigna von (1994): Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. In: *Historische Anthropologie 2*, 462-471.
- Kühnel, Sina und Hans J. Markowitsch (Hg.) (2009): *Falsche Erinnerungen. Die Sünden des Gedächtnisses*, Heidelberg.
- Lepsius, Rainer M. (1973): *Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft*. In: Gerhard A. Ritter (Hg.): *Deutsche Parteien vor 1918*. Köln, 56-80.
- Linse, Ulrich (2001): *Wandervogel*. In: Etienne François und Hagen Schulze (Hg.): *Deutsche Erinnerungsorte*. Bd. 3. München, 531-548.
- Markowitsch, Hans J. und Harald Welzer (2006): *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. 2. Aufl. Stuttgart.
- Meinecke, Friedrich (1964): *Erlebtes 1862-1919*. Unveränd. Nachdr. der beiden Bde.: *Erlebtes 1862-1901 und Straßburg-Freiburg-Berlin 1901-1919*. Stuttgart.
- Meineke, Stefan (1995): Rezension zu Hans Herzfeld – Aus den Lebenserinnerungen. In: *Storia della Storiografia 27*, 166-168.
- Metzler, Gabriele (2004): *Einführung in das Studium der Zeitgeschichte*. Paderborn.
- Moser, Christian (2009): *Gedächtnis und Erinnerung in der Autobiographie*. Fernstudienkurs FernUniversität in Hagen, Kurs Nr. 03544-5-01.
- Nipperdey, Thomas (1998): *Deutsche Geschichte 1866-1918*. Bd. 1: *Arbeitswelt und Bürgergeist*. München.
- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft. In: *BIOS 13*, 5-29.
- Prowe, Diethelm (1994): Rezension zu Hans Herzfeld – Aus den Lebenserinnerungen. In: *German Studies Review 17*, 203-205.

- Real, Willy (2000): Zwischen Zuversicht und Entartung. Erinnerungen an ein Studium der Geisteswissenschaften in den Jahren vor und nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1930-1935. 3., erw. Aufl. Hamburg.
- Rieder, Bernadette (2008): Unter Beweis: Das Leben. Göttingen.
- Ritter, Gerhard A. (1983): Hans Herzfeld. Persönlichkeit und Werk. In: Otto Büsch (Hg.): Hans Herzfeld, Persönlichkeit und Werk. Berlin, 13-91.
- Ritter, Gerhard A. (1999): Interview zum Thema: „Neubeginn und Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft in den 1950/60er Jahren“, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/beitrag/intervie/ritter.htm> (zuletzt eingesehen am 14.01.2011).
- Rupieper, Hermann-Josef (2002): Hans Herzfeld als Historiker in Halle 1920-1938. In: Ders. (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1502-2002. Halle a. d. Saale, 432-444.
- Sabrow, Martin (2002): Der Historiker als Zeitzeuge. In: Konrad H. Jarausch und Martin Sabrow (Hg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt. Frankfurt a. M., 125-152.
- Schildt, Axel (2007): Zeitgeschichte. In: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): Geschichte. Ein Grundkurs. 3., erweiterte und revidierte Aufl. Reinbek bei Hamburg, 370-382.
- Schleier, Hans (1975): Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik, Köln.
- Schulze, Theodor (1979): Autobiographie und Lebensgeschichte. In: Dieter Baacke und Theodor Schulze (Hg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. München, 51-98.
- Schulze, Winfried (2000): Historiker und die Erfindung der Bundesrepublik – Kontinuität und Neuansätze in der Geschichtswissenschaft, in: Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte 29, 379-389.
- Schulze, Winfried (2002): Einführung in die Neuere Geschichte, 4. Aufl. Stuttgart.
- Seier, Hellmut (1996): Rezension zu Hans Herzfeld – Aus den Lebenserinnerungen. In: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte NF 6, 142 f.
- Stambolis, Barbara (2010): Leben mit und in der Geschichte. Deutsche Historiker Jahrgang 1943. Essen.
- Strnad, Alfred A. (1994): Rezension zu Hans Herzfeld – Aus den Lebenserinnerungen. In: Innsbrucker Historische Studien 14/15, 494 f.
- Tondera, Benedikt (2008): Die gesplante Erinnerung Traudl Junges. Eine Analyse der autobiographischen Erzählungen Traudl Junges und deren medialer Inszenierung. In: BIOS 21, 157-183.
- Ullmann, Hans-Peter (1995): Das Deutsche Kaiserreich. 1871-1918. Frankfurt a. M.
- Völkel, Markus (2004): Wohin führt der „neuronal turn“ die Geschichtswissenschaft? In: Christian Geyer (Hg.): Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente, Frankfurt a. M. 2004, 140-142.
- vom Bruch, Rüdiger (1995): Rezension zu Hans Herzfeld – Aus den Lebenserinnerungen. In: Das Historisch-Politische Buch 43, 254.
- Vossische Zeitung (1900), Historikertag in Halle a. d. Saale, 10. April 1900, Auszug, URL: http://www.historikertag2002.uni-halle.de/halle_geschichte/halle_historikertage2.shtml (zuletzt eingesehen am 15.01.2011).
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): Autobiographie. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Stuttgart, Weimar.
- Wehler, Hans-Ulrich (2003): Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949 (= Deutsche Gesellschaftsgeschichte; Bd. 4). München.
- Welzer, Harald (2008): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. 2. Aufl. München.
- Zechlin, Egmont (1993): Erlebtes und Erforschtes 1896-1919. Göttingen.

Umbrucherzählungen in Nachwendeautobiographien

Christiane Lahusen

Nachwendeautobiographien existieren in großer Zahl. Der Zäsur von 1989/90 folgte eine wahre Welle von Lebensdarstellungen, die sich auf erzählende Weise vor allem dem Leben in der untergegangenen DDR widmen. Noch immer wird der Markt von solchen Autobiographien geradezu überschwemmt; zwischen dieser Flut und dem Zeitenwechsel besteht wohl mehr als nur ein zufälliger Zusammenhang. Für eine Korrelation jedenfalls bieten sich viele Erklärungsmöglichkeiten an; so stellt etwa der niederländische Historiker Jan Romein bereits 1948 in seinen Betrachtungen über die Biographie als Kunstform fest:

Immer dann, wenn der Mensch zu zweifeln beginnt, d.h. wenn alte Werte wanken, neue aber erst noch gebildet werden müssen, ist die Regsamkeit im biographischen Bereich besonders groß. (Romein 1948, 28)

Dass der Umbruch von 1989/90 die Werte vieler Menschen auf solche Weise ins Wanken brachte, steht außer Frage. Die deutsche Zweistaatlichkeit bestand zu diesem Zeitpunkt schon einige Jahrzehnte, die individuellen Lebenswege mehrerer Generationen waren mit je einem der Systeme verflochten. Auf jede einzelne dieser Biographien übten die Ereignisse von 1989 einen unterschiedlichen Grad an Veränderungsdruck aus; gerade diese starken Unterschiede zwischen historischer und biographischer Zäsur zogen ein erheblich gesteigertes Bedürfnis nach individueller und kollektiver Orientierung und historischer Selbstvergewisserung nach sich. (Vgl. Depkat 2007, 13 f).

Als die autobiographische Welle Anfang der 1990er Jahre den Buchmarkt erreichte, meldeten sich in zahlreichen Erinnerungstexten vor allem die Opfer der SED-Herrschaft zu Wort, die nicht nur informieren, sondern auch anklagen wollten. Sie waren Bestandteil einer öffentlichen Debatte um Rehabilitierung und angemessene Entschädigung. Ab Mitte der 1990er Jahre erschienen dann die Lebenserinnerungen ehemaliger DDR-Funktionäre *en masse*: von den 25 Mitgliedern des SED-Politbüros publizierten ungefähr 40%, nämlich satte zehn, ihre Lebensberichte, Modrow und Krenz im Laufe der Jahre sogar mehrfach; gleichwohl wurden sie im Westen wenig wahrgenommen. Hierzu hat sicherlich auch beigetragen, dass sie in einem ostdeutschen Verlagssegment erschienen. Im Gegensatz dazu stehen die Erinnerungstexte vieler Künstler, Dichter und Schauspieler, die zumindest anfangs – und teilweise auch heute noch – in großen Publikumsverlagen des Westens erschienen und sich somit an ein gesamtdeutsches Publikum wandten.¹ Dieses Bedürfnis nach narrativer Selbstver-

1 Vgl. dazu den Beitrag von Valeska Steinig in diesem Heft.

ortung ließ bis heute nicht merklich nach, denn die Menge der Autobiographien wächst nach wie vor nahezu wöchentlich. Die (gefühlte) Kontingenz der Lebenszusammenhänge hat demnach eine Auswirkung auf die Entstehung von Autobiographien, die eine Möglichkeit bieten, diese biographische Unsicherheit narrativ zu bewältigen. Man kann also durchaus einen Zusammenhang von Zäsur und Autobiographie konstatieren und von der „Geburt der Autobiographie aus der Erfahrung der Selbstentfremdung“ (Hahn 2000, 111) sprechen. Biographische Unsicherheit führt demnach zu einem gesteigerten Selbsterklärungsaufwand; um weiterhin eine eigene Identität auszuweisen (oder herzustellen), rückt die eigene Biographie als Lebensnarration in den Fokus. Um mit Jan Assmann zu sprechen:

Biographie als Selbstidentifikation gewinnt da seine besondere Bedeutung, wo die historischen Umstände die Kontingenz des individuellen Daseins dramatisieren. Das kann seinen Grund in katastrophenartigen Veränderungen der bestehenden Ordnung haben. (Assmann 1987, 212).

Der Entschluss zur Autobiographie kann als Reaktion auf eine krisenhafte Infragestellung von Identität verstanden werden, erwachsend aus der Erfahrung von schlagartigem Wandel. Verstärkte Selbstvergewisserung erfolgt in dem Moment, in dem jemand abrupt aus seinen biographischen und historischen Zusammenhängen gerissen wird: Zäsur und Kontingenzerfahrung ist die Wurzel des Autobiographischen – ein Zusammenhang, der sich hier durch die Zäsur von 1989 zeigt. So sind Autobiographien oft zur Selbstverständigung aus den Zwängen der Identitätskonstruktion in der Gegenwart heraus geschrieben und somit, was die Realitätsreferenz angeht, keine einfachen und eindeutigen Quellen. Mit dem Blick auf diese Nachwende-Autobiographien kann und soll keine (Alltags-)Geschichte der DDR geschrieben werden. Entscheidend ist schlicht die Existenz dieser Texte und die Aufmerksamkeit, die ihnen zuteilwird: Im Wettbewerb der Medien sind sie zumeist deutlich erfolgreicher als die wissenschaftliche Konkurrenz. Sie können als fortlaufender Kommentar zum Prozess der deutschen Einheit gelesen werden, als Teil einer aktiv betriebenen Erinnerungspolitik.

Im vorliegenden Beitrag sollen die Autobiographien einer spezifischen Personengruppe im Zentrum stehen: die der Wissenschaftler der untergegangenen DDR. Vor allem von Geisteswissenschaftlern erschien nach 1989 eine beträchtliche Anzahl von Autobiographien; die Naturwissenschaftler hielten sich in dieser Hinsicht eher zurück, sieht man einmal von dem Graphomanen Manfred von Ardenne ab. Der Physiker veröffentlichte in den Jahren 1972, 1988, 1990 und 1997 ganze vier Autobiographien, zusätzlich existiert die sogenannte „Urfassung“.² Alle diese Texte gleichen sich im Wortlaut weitgehend – aber eben nur weitgehend – und sind jeweils um weitere Lebensjahre ergänzt.³ Die Änderungen, die er vornimmt, dienen beispielsweise der Eigenrevision in Bezug auf sein Verhältnis zur Staatsmacht. So heißt es in einem Kapitel, in dem er dieses Verhältnis erwähnt, in den Ausgaben von 1972 wie 1988:

2 Manfred von Ardenne, (1972): Ein glückliches Leben für Forschung und Technik, Berlin; ders. (1987): Sechzig Jahre für Forschung und Technik, Berlin; ders. (1990): Die Erinnerungen, München; ders. (1997): Erinnerungen fortgeschrieben. Ein Forscherleben im Jahrhundert des Wandels der Wissenschaften und politischen Systeme, Düsseldorf.

3 Vgl. hierzu ausführlich: Barkleit 2006, 311-330.

„Ich erhielt entscheidende Unterstützung unserer Forschungen durch Partei und Regierung.“ (Ardenne 1972, 160) 1997 ist dieser Satz ersetzt durch: „Die direkte Verbindung zur höchsten Entscheidungsinstanz in der DDR war in der Tat bedeutend loser geworden.“ (Ardenne 1997, 153) Ins Auge fällt auch die Veränderung der Kapitelüberschrift, die in den Ausgaben von 1972 und 1988 noch „Meine innere Hinwendung zum Sozialismus“ (Ardenne 1972, 188; Ardenne 1987, 229) heißt und aus der 1997 dann „Mein Verhältnis zum Sozialismus“ (Ardenne 1997, 277) wird.

Im Folgenden jedoch geht es um die Geisteswissenschaftler und die Umbrucherzählungen in ihren Lebenserinnerungen. Unter drei Aspekten soll das Thema beleuchtet werden: einmal im Hinblick auf die Frage, wie und ob bestimmte Umbrüche und Zäsuren der offiziellen Geschichtsschreibung ihren Niederschlag in individuellen Erinnerungstexten finden. Eng damit verknüpft, wird weiter untersucht, ob ein und derselbe Umbruch auch verschiedene Funktionen einnehmen kann, je nachdem, ob er unter lebensgeschichtlichen oder unter narrativen Gesichtspunkten verhandelt wird. Diesen beiden Fragen wird anhand der Schilderungen des Kriegsendes 1945 nachgegangen. In einem dritten Schritt schließlich wird der Zusammenhang zwischen Umbrucherfahrung und Schreibmotivation beleuchtet.

Grundlage für meine Überlegungen sind die Autobiographien verschiedener Geisteswissenschaftler, die sämtlich ungefähr zehn Jahre nach der Wende veröffentlicht wurden: Die beiden Historiker Fritz Klein und Joachim Petzold verfassten ihre Autobiographien jeweils Ende der 1990er Jahre; ihnen gleich taten es mit geringen zeitlichen Abweichungen Werner Mittenzwei, Germanist, Wolfgang Jacobeit, Ethnologe, Kurt Pätzold, Historiker, und Eckart Mehls, Historiker.

Der 8. Mai 1945, der Tag der Kapitulation und des Kriegsendes – was lässt sich darüber anhand dieser Autobiographien sagen?

Werner Mittenzwei notiert dazu unter Bezug auf die Sammellager für deutsche Soldaten:

Was sich damals Frühjahr 1945 vollzog, kam keinem befreiten Aufatmen gleich. Historische Kennzeichnungen finden ihre Bestätigung erst später. [...] In Bad Kreuznach starben unter denkbar ungünstigen Bedingungen mehrere Tausend Kriegsgefangene. Es war also noch immer Gefahr in Verzug. (Mittenzwei 2004, 18/19)

Und in der Autobiographie des Historikers Fritz Klein lesen wir, als er deutlich vor der Kapitulation in amerikanische Gefangenschaft gerät: „Der Krieg war für mich zu Ende“ (Klein 2000, 97) und wenig später: „Mir hat sich die Stunde nicht eingeprägt, in der ich von dem Selbstmord Hitlers oder von der deutschen Kapitulation erfuhr.“ (ebd.)

Dies sind nur zwei Beispiele, die bereits zeigen, was auch für viele andere vermeintlich fixe Zäsuren gilt: Die chronologische Ordnung der Geschichte wird vernachlässigt zugunsten einer „vitalen Zeitordnung“ der Erinnerung. Der Begriff der „vitalen Zeitordnung“ stammt von der Literaturwissenschaftlerin Michaela Holdenried (Holdenried 2000, 46); das Phänomen selbst wurde aber nicht erst von ihr erstmals beschrieben, sondern lange zuvor bereits von Henri Bergson und Wilhelm

Dilthey.⁴ Es stellt demnach eher eine Ausnahme dar, wenn die persönliche Zeitrechnung der Autobiographen mit der offiziellen der Gesellschaft übereinstimmt, was sich besonders deutlich am Beispiel historischer Umbrüche zeigen lässt. Oft findet sich in den Texten nur ein ferner Widerhall der Zäsuren und Erinnerungsorte des 20. Jahrhunderts, die in jedem Geschichtsbuch festgelegt sind. So lassen sich im Hinblick auf das Ende des Zweiten Weltkrieges in den hier untersuchten Autobiographien unendlich viele individuelle Datierungen herausarbeiten.

Für Werner Mittenzwei ist der Krieg mit der Kapitulation noch nicht zu Ende, denn „es war noch immer Gefahr in Verzug“. Mit Blick auf die anderen Texte lässt sich diese Aussage verallgemeinern: Erst das „befreite Aufatmen“, das dauerhafte Gefühl, sich in Sicherheit zu befinden, wird zum privatgeschichtlichen Kriegsende. Erinnerungen erzählen von der eigenen unversehrten Heimkehr aus dem Kriege oder langersehten Familienzusammenführungen. Diese individuelle Datierung zeigt, dass weder Wissenschaftler allgemein noch Historiker im Besonderen – anders als man vielleicht vermuten mag – einen überdurchschnittlichen Drang verspüren, historisch bedeutsame Daten in die eigene Lebensgeschichte aufzunehmen. (Vgl. Sabrow 2002, 128).

Das Kriegsende ist aber nur ein Beispiel für diese „vitale Zeitordnung“, die man immer wieder auch als Form der „Privatisierung“ bezeichnen könnte. Betrachten wir erneut Fritz Klein, so kann man sagen, dass in der gesamten Autobiographie seine Privatgeschichte die ostdeutsche Staatsgeschichte auf eine Weise in den Schatten stellt, die bestimmte Zäsuren fast vollständig verschwinden lässt – so erfährt man beispielsweise über den 17. Juni 1953 bis auf einige angehängte, kurze Überlegungen zur Bedeutung dieses Tages in erster Linie, dass er ihn mit der Familie im Urlaub in Ahrenshoop verbrachte. (Klein 2000, 168).

Der Auseinandersetzung mit diesen Quellen lässt sich also nicht nur etwas über Narrative und Selbstkonstruktionen entnehmen; vor allem problematisieren sie die Aussagekraft historischer Periodisierungen. Dabei ließe sich dann in einem weiteren Schritt untersuchen, wie Zeitgeschichte in Autobiographien eigentlich „entsteht“; schließlich reflektieren die Autoren die eigene Zeit durchaus in Kategorien des Historischen und verwandeln dadurch Geschichte in Zeitgeschichte. (Vgl. Koselleck 2000)

Doch zurück zu 1945. Lebensgeschichtlich gesehen, kann hier keinesfalls ein und dieselbe Zäsur für alle festgelegt werden; die biographischen Abschnitte liegen oft quer zu den historischen Epochen. Betrachtet man 1945 allerdings unter narrativen Gesichtspunkten, so sieht man, dass diese Zäsur als Bezugspunkt, als Chiffre in sämtlichen Autobiographien eine sehr ähnliche Rolle spielt, auf die im Folgenden näher eingegangen werden soll. Dabei geht es weniger um 1945 als Kriegsende, sondern um „1945“ als Chiffre für das Ende des Nationalsozialismus. Allen Autoren ist gemein, dass sie sich nach 1945 in einer Welt wiederfinden, die ausdrücklich als Wendezeit entworfen wird. Für alle wirft dieses Jahr die Frage auf: Was nun, was soll die Zukunft bringen? Und allen ist klar, dass sie eine radikale Neuausrichtung wünschen, für die der Nationalsozialismus als Negativfolie dient. Mit Thomas Luckmann lassen sich diese Umbrucherzählungen, die, grob gesagt, vom Ende des Krieges bis zur Grün-

4 Dilthey, Wilhelm (1970): *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a. M.; Bergson, Henri (1994): *Zeit und Freiheit. Eine Abhandlung über die unmittelbaren Bewußtseinstatsachen*, Hamburg.

derung der beiden deutschen Staaten wahren, als Konversionserzählungen lesen: weg vom falschen, vom schlechten Leben, hin zum guten und richtigen Leben, für das der Sozialismus steht. Zentral ist zunächst, dass Konversion nach Luckmann keinesfalls als Religionswechsel verstanden wird, sondern heuristisch offener als „Übertritt“ (Luckmann 1987). Die Konversion ist hier ein Bewusstseinswandel, der reflexiv ins Verhältnis zum vorherigen Zustand gesetzt und für die Konstitution einer neuen Identität in Anspruch genommen wird.

Die alte Identität, der frühere Zustand wird von den Jahren des Nationalsozialismus und des Krieges besetzt; beides ist fulminant gescheitert. Bei Eckart Mehls liest sich das folgendermaßen:

Das Ende des Krieges und der Beginn der unmittelbaren Nachkriegszeit waren für meine Eltern, und das teilte sich natürlich ganz unvermittelt uns Kindern mit, im wahrsten Sinne des Wortes und in jeder Hinsicht ein Zusammenbruch. (Mehls 1998, 24)

Mit dieser Beschreibung steht er nicht nur exemplarisch für die anderen Autobiographen, sondern grundsätzlich für das Empfinden seiner Zeitgenossen. Die Zukunft Deutschlands war in jeder Hinsicht unvorhersehbar, das Chaos im Frühjahr 1945 allgegenwärtig. (Winkler 2000, 121ff)

Die Abgrenzung vom Nationalsozialismus, vom falschen Leben also, führt die Autobiographen in einer Art Läuterungsprozess hin zum Staatssozialismus. So schreibt Jacobeit, er sei „nicht ‚ungeläutert‘ aus dem Kreis meines Soldatenseins zurückgekehrt“. Als prägend für diesen Prozess stellt Jacobeit die Kollektiverfahrung in seiner Funkeinheit dar, die zudem in klarem Zusammenhang mit einer Ablehnung der eben vergangenen Zeit steht:

Ich habe – anders als in der Situation von Ernst Jüngers ‚Stahlgewittern‘ – Kameradschaft erlebt, die man besser als ‚Kumpanei‘ benennen könnte, und die mir auch fortan ein Stück Lebenselixier wurde; nur da sprach man dann von ‚Kollektiv‘ oder von ‚Team‘ im Sinn einer Arbeitsgemeinschaft von Menschen, die zusammenpaßten, sich ergänzten, um etwas zu schaffen. Dazu gehörte auch die sich allmählich entwickelnde, gemeinsam entwickelnde Linie gegen Krieg und deutschen Faschismus, ohne daß es da schon eine feste ideologische Grundlage gegeben hätte. (Jacobeit 2000, 56)

Die kollektive Ablehnung des Faschismus reift quasi organisch in dieser Gruppegemeinschaft; eine Arbeitsgemeinschaft verdient fürderhin diesen Namen im Sinne Jacobs nur, wenn sie es sich durch den gemeinsamen Schaffensgeist verdient, das gemeinsame Streben nach dem gleichen Ziel. Wie dieses Ziel aussehen soll, steht den Autobiographen zumeist erst einmal recht vage vor Augen. So schreibt Fritz Klein:

Konkrete Vorstellungen von meiner Zukunft besaß ich kaum. Eines aber stand für mich fest: das neue Leben, das nun für mich und mein Land begann, sollte ein anderes, ein besseres, eben wirklich ein neues Leben werden. (Klein 2000, 99)

Wohin dieser Weg führen soll, ist noch nicht klar; aber Klein weiß, mit wem er ihn gehen will: Er sucht die Nähe von Widerstandskämpfern, von „leidenschaftlichen Revolutionär[en]“ (ebd., 115), die ihm die Chance bieten, sich auf die Seite des ‚Siegers der Geschichte‘ zu stellen und sich eine kohärente Weltsicht, ein geschlossenes ideologisches System zu eigen zu machen.⁵ An ihnen und ihrem Weg orientiert er sich künftig, er möchte Farbe bekennen, wozu rasch auch die Einbindung in Organisationen – von den antifaschistischen Jugendausschüssen bis hin zum Eintritt in die KPD – gehört:

Als ich mich aber entschloß, ebenfalls Mitglied einer Partei zu werden, wollte ich es bei denen tun, die am radikalsten widerstanden hatten, am schärfsten verfolgt worden waren und nun am geschlossensten die neue Linie vertraten. (Klein 2000, 121)

Auch Jacobeit möchte sich organisieren. Sein Weg führt rasch an die Universität zurück. Dabei ist er von Anfang an auch politisch interessiert an „studentische[n] Vereinigungen, die ideologische Ziele für ein neues Deutschland zum Ausdruck brachten.“ (Jacobeit 2000, 59) Der „Sozialistische Studentenbund“ überzeugt ihn unmittelbar:

Sie waren auf jeden Fall nicht völkisch orientiert, setzten sich für ein friedliebendes und friedfertiges Deutschland ein, verdamnten vor allem den Hitler-schen Nazistat und forderten Ahndung der begangenen Verbrechen. Das entsprach meinen Anschauungen, und ich trat diesen ‚Sozialisten‘ bei. (Jacobeit 2000, 59)

Jacobeit meint, seine damalige Entscheidung, die sehr schnell fiel, vor dem Leser rechtfertigen zu müssen; dabei stellt er einerseits eine der Jugend geschuldete Unerfahrenheit in Rechnung, betont aber andererseits die „Absicht, sich einem neuen Deutschland zur Verfügung“ stellen zu wollen. Diese starke Rechtfertigung der Hinwendung zum Sozialismus zieht sich in verschiedener Form und Ausprägung wie ein roter Faden durch alle untersuchten Autobiographien. Sie ist vermutlich dem Umstand geschuldet, dass alle Autoren ihre Konversionserzählungen nach 1989, also *post festum*, niederschreiben: Das System, in dem sie einen Großteil ihres Lebens verbrachten, gibt es nicht mehr; darüber hinaus hat dieses System in der Öffentlichkeit unterdessen erhebliche Legitimationseinbußen erlitten. Dies gilt auch für die Autobiographen, denn sie haben allesamt keine Außenseiterrolle im System innegehabt, sondern gehörten durchaus der Elite, der Deutungselite, an. Es ist also gar nicht so einfach, eine schlüssige Narration zu entwerfen, diese Systemfragen in einen stimmigen Lebensentwurf zu überführen und trotz alledem einen roten Faden bei der Identitätskonstruktion zu finden. Die post-1945-Konversionserzählungen müssen sich alle dem gleichen Paradox stellen: Nicht nur, dass es das System, in das sie sich hineinschreiben, zum

5 Vgl. Herf 1998, 53: „Abgesehen davon, wie nützlich ein geschlossenes ideologisches System in verwirrenden Zeiten sein kann, schien der Sieg der Sowjetunion deren Ideologie zusätzlich mit dem Segen der Geschichte versehen zu haben.“

Zeitpunkt der Niederschrift nicht mehr gibt – noch dazu lässt es sich nicht mehr ganz umstandslos als Chiffre für „das gute Leben“ nutzen.

Der Umbruch von 1989 stellt die Autoren also vor ein narratives Problem, gleichzeitig ist er möglicherweise überhaupt erst Auslöser für die Niederschrift ihrer Erinnerungen, wenngleich auch nicht unbedingt der einzige. Diese Überlegung führt zum dritten und letzten Aspekt, unter dem die Umbrüche hier betrachtet werden sollen.

1989 als möglicher Schreibauslöser lenkt den Blick auf eine bereits erwähnte Auffälligkeit: Alle Autoren schreiben und veröffentlichen ihre Autobiographien deutlich nach diesem Umbruch, nämlich Mitte bis Ende der 1990er Jahre. Was hat es mit diesem Schreibzeitpunkt auf sich? Der Historiker Eckart Mehls äußert sich dazu wie folgt:

Damals wurden die Versuche in der Öffentlichkeit immer unerträglicher, die Geschichte der DDR und das Leben ihrer Bürger dreist umzulügen. Es ging Mitte der 90er Jahre immer offensichtlicher nicht nur mehr darum, die Differenziertheit und Vielfältigkeit des Lebens in der DDR auf Klischees und ein tristes Schwarz-Weiß zu reduzieren, sondern letzten Endes nur noch die Farbe Schwarz gelten zu lassen. So wurde es eine unabdingbare Notwendigkeit für aufrechtes Weiterleben, das Recht auf differenzierte Wertungen und Bewertungen einzufordern und zu verteidigen. (Mehls 1998, 8)

Zwar wird diese Hoffnung nicht von allen genannten Autoren so explizit geteilt, doch auch die anderen Autobiographen beziehen sich in unterschiedlichen Formen auf den geschichtspolitischen Kontext, die dominierende Narration zur DDR, auf die sie Einfluss nehmen möchten.

Es besteht also offensichtlich ein Zusammenhang zwischen dem Zusammenbruch der DDR, den anschließenden geschichtspolitischen Debatten und den individuellen Erinnerungen an das Leben in der DDR, die von diesem Diskurs abweichen. Anders gesagt: Der Punkt, an dem sich diese Menschen motiviert fühlen, ihre Erinnerungen zu verfassen und zu veröffentlichen, der „Sinn“ und die „Bedeutung“ ihrer Texte ergeben sich nicht nur aus dem jeweiligen „Eigensinn“, sondern sind in Bezug zum Kontext zu sehen, in dem sie abgefasst wurden.

Die Autoren verstehen sich und ihre Texte als Teil einer Erinnerungskonkurrenz. Damit lässt sich ihre autobiographische Stellungnahme in den allgemeinen Verlauf des gesellschaftsweiten Aufarbeitungsbetriebs einbetten. Anfang der 1990er Jahre lag so etwas wie eine „Meistererzählung“ über die DDR noch in weiter Ferne, verschiedenste Erinnerungen und Narrative existierten neben- und miteinander. Als jedoch der private Blick der hiesigen Protagonisten zurückfällt und sie ihre Lebenserinnerungen verfassen, ist der öffentlich-politische Blick bereits deutlich fokussierter: Bestimmte Erzählungen haben ihre Daseinsberechtigung im Zuge unterschiedlicher geschichtspolitischer Aushandlungsprozesse verloren. Das heißt, es ist zu diesem Zeitpunkt schon wesentlich klarer auszumachen, welche Deutung der DDR-Geschichte in das kulturelle Gedächtnis der Bundesrepublik eingeschrieben werden soll und welche nicht. Die strittige Frage dabei lautet, welches DDR-Bild – auch im größeren Kontext der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert – künftigen Generationen überliefert werden soll. Welche Institutionen, Museen und Gedenkorte sollen Träger einer

wie zu akzentuierenden DDR-Erinnerungskultur sein? Was soll die Meistererzählung beinhalten, was nicht? ⁶

Damit sind wir wieder bei der Hoffnung angelangt, die der Historiker Eckart Mehls formulierte, der Hoffnung nämlich, die Beantwortung dieser Fragen mit seiner Autobiographie zu beeinflussen. Diese Hoffnung ist nicht unberechtigt: Autobiographien bieten durchaus Korrekturmöglichkeiten bestimmter Diskurse. Sie prägen durch ihre Darstellung persönliche Erinnerung und gemeinschaftliche Vorstellungen über Vergangenes. Dabei können sie sich affirmativ zur öffentlichen Erinnerungskultur verhalten, indem sie inhärente Muster besonders anschaulich darstellen – oder eben subversiv, indem bestehende Strukturen neu interpretiert und auf diese Weise abweichende Deutungen von Vergangenem inszeniert werden. Autobiographien eröffnen Möglichkeiten der Inklusion oder Exklusion individueller Erinnerungen aus dem kollektiven Gedächtnis. Sie können demnach bestehende Gedächtnisnarrative dekonstruieren und Gegen-Erinnerungen in das kollektive Gedächtnis einschreiben; sie können die Reflexion über Funktionsweisen und Probleme des kollektiven Gedächtnisses anregen. (Erll 2005b) Autobiographien sind also als intendierte öffentliche Teilhabe am kommunikativen Gedächtnis zu betrachten und nicht nur fähig, Erinnerungsdiskurse zu stützen oder zu schwächen, sondern sie vielmehr überhaupt erst zu bilden.

Zum Zeitpunkt, als die hier betrachteten Autobiographien geschrieben wurden, hatten sich in der öffentlichen Debatte Grundzüge einer „Meistererzählung“ über die DDR abgezeichnet, die natürlich auch den Wissenschaftsbetrieb betrafen. Außerdem werden zu diesem Zeitpunkt erstmals sehr deutlich von ostdeutscher Seite, etwa von Daniela Dahn und Hans-Jürgen Misselwitz, das „Unbehagen in der Einheit“ und das „neue Selbstbewusstsein der Ostdeutschen“ artikuliert (Dahn 1997, Misselwitz 1996). Die autobiographische Stellungnahme kann als Reaktion auf diese Entwicklung und zugleich als Versuch angesehen werden, den Prozess der Herausbildung eines öffentlichen DDR-Bildes zu beeinflussen. In diesen Autobiographien treffen sich Aussagen von Persönlichkeiten, die ihr Leben in der Selbsteinschätzung zwar einerseits aus der Warte objektivierender Wissenschaftlichkeit beobachten, die andererseits aber trotzdem nicht mehr als subjektive Entwürfe vorlegen können.

Die schreibenden Wissenschaftler wollen sichergehen, dass ihre Geschichte „richtig“ erzählt wird und beanspruchen für den Moment der Darstellung und Rezeption erneut die Deutungsmacht. Sie sind dabei auch insofern eine interessante Gruppe, als sie für sich immer beanspruchen, beides zu sein: Zeitzeuge und Wissenschaftler. So hängt auch ein Spezifikum dieser Quellen eng mit der Profession der Verfasser zusammen, und zwar der deutliche Hang zur empirischen Absicherung. Es scheint, als nähmen die Autobiographen ihr Erinnerungsprojekt in gleicher Weise in Angriff wie ihre wissenschaftlichen Publikationen und fühlten sich damit gefeit vor möglichen Ungenauigkeiten oder gar zweifelhaften Erinnerungen. Sie unterstreichen allesamt deutlich und wiederholt die Transparenz ihrer Aussagen, verweisen auf ihre nachvollziehbaren und reinen Quellenbelege, schreiben fußnotenauffällig und zitieren nicht nur zeitgenössische Aufzeichnungen, sondern auch Gespräche wie Tagebücher; häufig fügen sie zudem ganze Quellenapparate und dokumentarische Anhänge an. (vgl. Sabrow 2002) Der Authentifizierungsdrang und der Glaube an Authentifizierungs-

6 Ausführlich hierzu vgl. Lahusen 2010.

möglichkeiten, der hier zum Ausdruck kommt, verdichten sich in den Begebenheiten, die dem Autor als besonders absicherungswürdig erscheinen oder die möglicherweise die stärkste Homogenisierungsanstrengung benötigen. (Sabrow 2002, 150)

Um die Dynamik zwischen geschichtspolitischem Diskurs und autobiographischer Gegenwehr zu veranschaulichen, möchte ich zum Abschluss noch ein Beispiel aus der öffentlichen Diskussion und seinen Widerhall in den Lebenserinnerungen beleuchten: Anfang/Mitte der 1990er Jahre stieg die fremdenfeindliche Gewalt in Deutschland und vor allem in den neuen Bundesländern immens an und stagnierte auf hohem Niveau. Wurde das zu Beginn noch häufig damit erklärt, dass die jungen Menschen im Osten häufiger von Armut und Arbeitslosigkeit betroffen seien, so dominierte in den westdeutschen Medien recht schnell eine andere These, die der Titel einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen auf den Punkt bringt: „Fremdenfeindliche Gewalt im Osten – eine Folge der autoritären DDR-Erziehung?“⁷ Obwohl diese These von der empirischen Werteforschung längst widerlegt wurde (vgl. Berth u.a. 1999), hält sie sich hartnäckig. Ihr Erfolg speist sich aus ihrer Funktion in den politischen und ideologischen Deutungskämpfen. In vielen Autobiographien lassen sich Reaktionen auf diese Diskussionen finden; als Beispiel sei aus Kurt Pätzolds Lebenserinnerungen zitiert:

Die dominierende Propaganda bezeichnet die aggressiven Rechtsextremen als Hinterlassenschaft und Erbe der DDR, an dem sich bewiese, daß sie antifaschistisch nicht gewesen sei, sondern ihren Bürgern der Antifaschismus zwar verordnet, von diesen aber nicht verinnerlicht worden wäre. Nur wenige wandten sich gegen diese Behauptung, was nicht bedeutet, daß die Lüge DDR-Bürgern gleichgültig gewesen wäre. Doch zu viele waren nicht bereit oder es alsbald überdrüssig, sich mit Zerrbildern ostdeutscher Vergangenheiten zu befassen und sich ihre Biographien erklären zu lassen. [...]. Kurzum: die Auflehnung gegen die Lüge vom verordneten Antifaschismus war eine Frage des Anstands. (Pätzold 2008, 276-277)

Kurt Pätzold erklärt sich – und seinen Lesern – den erstarkenden Rechtsradikalismus mit der neuen, kapitalistischen Staatsform und der schlechten Lage vieler Ostdeutscher. Für Kurt Pätzold ist das, was er „dominierende Propaganda“ nennt, eine schlichte Lüge, gegen die er sich mittels seiner Autobiographie zu wehren versucht – er reklamiert eine eigene Narration für sich, mit der er Einfluss auf das kollektive Gedächtnis hinsichtlich der DDR-Geschichte nehmen möchte. Das tut nicht nur er, sondern das tun letztendlich alle, die eine Autobiographie verfassen.

Dadurch entsteht eine Vielzahl von Geschichten und dabei wird immer fraglicher, ob es überhaupt noch eine historische Großdeutung geben kann, mit der sich die Mehrheit identifiziert – und vor allem ob das überhaupt erstrebenswert wäre, läuft man dann doch Gefahr, dass die Beschäftigung mit der Vergangenheit zu einem sterilen Ritual wird. Um es mit Jens Bisky zu sagen: „Wenn man Dinge verstehen will, muß man sie etwas komplizierter machen, und das tun Autobiographien.“⁸

⁷ <http://www.kfn.de/versions/kfn/assets/fremdengewaltkosten.pdf>

⁸ Jens Bisky im Interview im Rahmen des Geschichtsforums 09: [http://www.friedlicherevolution.de/index.php?id=49&tx_comarevolution_pi4\[contribid\]=211](http://www.friedlicherevolution.de/index.php?id=49&tx_comarevolution_pi4[contribid]=211)

LITERATUR

- Ardenne, Manfred v. (1972): Ein glückliches Leben für Forschung und Technik, Berlin.
- Ardenne, Manfred v. (1987): Sechzig Jahre für Forschung und Technik, Berlin.
- Ardenne, Manfred v. (1990): Die Erinnerungen, München.
- Ardenne, Manfred v. (1997): Erinnerungen fortgeschrieben. Ein Forscherleben im Jahrhundert des Wandels der Wissenschaften und politischen Systeme, Düsseldorf
- Barkleit, Gerhard (2006): Manfred von Ardenne. Selbstverwirklichungen im Jahrhundert der Diktaturen, Berlin.
- Berth, Hendrik, Wolf Wagner, Oliver Decker und Elmar Brähler (1999): Und Propaganda wirkt doch!...? Eine empirische Untersuchung zu Autoritarismus in Deutschland und zur Überprüfung von Theorien über die Entstehung von Einstellungsunterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen, in: Hendrik Berth und Elmar Brähler (Hg.): Deutsch-deutsche Vergleiche. Psychologische Untersuchungen 10 Jahre nach dem Mauerfall, Berlin, 41-159.
- Dahn, Daniela (1997): Westwärts und nicht vergessen. Vom Unbehagen in der Einheit, Berlin.
- Depkat, Volker (2007): Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, München.
- Erll, Astrid (2005a): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, Stuttgart/Weimar.
- Erll, Astrid (2005b): Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses, in: Astrid Erll und Ansgar Nünning (Hg.): Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft, Berlin, 249-276.
- Hahn, Alois, (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie, Frankfurt a. M.
- Herf, Jeffrey (1998): Zweierlei Erinnerung – Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland, Berlin.
- Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie, Stuttgart.
- Jacobeit, Wolfgang (2000): Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation, Münster.
- Klein, Fritz (2000): Drinnen und Draußen. Ein Historiker in der DDR. Erinnerungen, Frankfurt a. M.
- Koselleck (2000): Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a. M.
- Lahusen, Christiane (2010): Autobiography as Participation in the 'Master Narrative', in: David Clarke und Ute Wölfel (Hg.): Twenty Years After: Remembering the German Democratic Republic. Erscheint Basingstoke Oktober 2011.
- Links, Christoph (2003): Gibt es für Ostdeutschlandstudien einen Markt? Erfahrungen eines Verlegers, in: Initial – Berliner Debatte, 26.05.2003.
- Luckmann, Thomas (1987): Kanon und Konversion, in: Aleida und Jan Assmann (Hg.): Kanon und Zensur. Archäologie der literarischen Kommunikation II, München, 38-46.
- Mehls, Eckart (1998): Unzumutbar. Ein Leben in der DDR, Berlin.
- Misselwitz, Hans Jürgen (1996): Nicht länger mit dem Gesicht nach Westen. Das neue Selbstbewusstsein der Ostdeutschen, Bonn.
- Mittenzwei, Werner (2004): Zwieliht. Auf der Suche nach dem Sinn einer vergangenen Zeit. Eine kulturkritische Autobiographie, Leipzig.
- Pätzold, Kurt (2008): Die Geschichte kennt kein Pardon. Erinnerungen eines deutschen Historikers, Berlin.
- Petzold, Joachim (2000): Parteinahme wofür? DDR-Historiker im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft, hg. von Martin Sabrow, Potsdam.
- Romein, Jan (1948): Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik, Bern.
- Sabrow, Martin (2002): Der Historiker als Zeitzeuge. Autobiographische Umbruchsreflexionen deutscher Fachgelehrter nach 1945, in: Konrad Jarausch und Martin Sabrow (Hg.): Verletztes Gedächtnis, Frankfurt a. M./New York, 125-152.
- Winkler, Heinrich August (2000): Der lange Weg nach Westen, Bd. 2, München.

Die Wende als (literarische) Krise?

Legitimatorische Selbstbehauptungen in ‚Künstlerautobiographien‘ nach 1990

Valeska Steinig

1. Einleitung

Der im Hinblick auf das historische Ereignis 1989 eingebürgerte Begriff Wende kann, je aus perspektivischer Sicht, unterschiedlich gedeutet werden. Er wird positiv konnotiert verstanden, wenn damit die Wiederherstellung des vereinigten Zustands Deutschlands gemeint ist. Dies trifft auch auf das mehrheitlich gesellschaftliche Bewusstsein sowohl der BRD- als auch der DDR-Bürger zu. Eine negativ konnotierte Wende vollzog sich aus historisch-materialistischer Sicht, da die sozialistische Gesellschaftsform der DDR wieder zurück in den kapitalistischen Zustand überführt wurde. Aus dieser Perspektive versteht sich auch die Verwendung des Begriffs Umbrucherfahrung, der ein Krisenbewusstsein impliziert.

Diese krisenhafte Bewusstseinsvorstellung, allgemein gesprochen, resultiert aus einem bevorstehenden oder stattgefundenen Entzug von etwas Unverzichtbarem, woraus eine Situation entsteht, die über Untergang oder Fortbestand entscheidet. Die Krise fordert also eine Entscheidung, den Zustand zu ändern, auch wenn das Ziel und der Weg zum Ziel noch offen sind. Die DDR-Bürger haben die Wende etwa ein Jahrzehnt danach als Krise verstanden und antworteten auf sie mit Ostalgie.

Die Schriftsteller der DDR empfanden den historisch-gesellschaftlich begründeten Umbruch der DDR schon seit seinem Beginn als Krise, allerdings als Krise, die sie bemerkenswerter Weise als Kollektiv betraf. Wolfgang Emmerich spricht in diesem Zusammenhang von einem „Furor melancholicus“ (Emmerich 1996, 460), der die „sogenannten Reformsozialisten“ ergriffen habe, woraus eine „Erschütterung, schließlich das Ortloswerden der sozialistischen Vision im Prozeß der Wende“ (Emmerich 1996, 457) resultiere. Damit geht die Behauptung einher, die Literatur der nunmehr ehemaligen DDR-Schriftsteller nach der Wiedervereinigung könne nur eine „Sinnkrise“ (Emmerich 1996, 478) artikulieren, da die Autoren von einer „tiefen Verunsicherung [ihrer] Autorenrolle“ (Emmerich 1996, 462) betroffen und infolgedessen mit einer „radikalen Selbstinfragestellung“ (Emmerich 1996, 462) konfrontiert seien. Emmerich führt Volker Brauns Gedicht *Das Eigentum* (1989) als Beispiel an, in dem mit den Zeilen „Was ich niemals besaß, wird mir entrissen./ Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen“ (Emmerich 1996, 459) ein Heimatverlust beklagt werde.¹

1 Klaus Welzel spricht im Zusammenhang mit diesem Gedicht von der Artikulation einer „Verlustangst“ (Welzel 1998, 95). Frauke Meyer-Gosau konstatiert für die literarische Textproduktion der DDR-Autoren nach der Wende ein „Schmerz-Amalgam“ (Meyer-Gosau 2000, 9).

Differenzierter ist dieses Bewusstsein zu betrachten, nimmt man die auffällig expansive Autobiographieproduktion der DDR-Schriftsteller nach 1990 zur Kenntnis und berücksichtigt darüber hinaus, was Keith Bullivant und Bernhard Spies über literarisches Krisenbewusstsein seit dem 20. Jahrhundert und die möglichen Reaktionen darauf konstatieren:

Die Erfahrung der Krise kann in die entschlossene Weigerung führen, den drohenden Verlust hinzunehmen, und den Impuls provozieren, das gefährdete Gut ernsthaft zu verteidigen; die nämliche Erfahrung einer faktischen Erschütterung von bisher Gültigem kann aber auch zum Argument für die Notwendigkeit seines Untergangs erhoben werden [...]. (Bullivant, Spies 2001, 15)

Emmerichs Beobachtung vom „Ortloswerden“ stellt nur einen notwendigen Grund für das Krisenbewusstsein der DDR-Schriftsteller dar, denn an dem Autobiographieboom partizipieren auch solche Schriftsteller, die unter der SED-Diktatur Repressalien erlitten hatten, so dass sie die DDR gar nicht als Heimat empfunden haben dürften und daher den Untergang eigentlich nicht zu beklagen hatten.

Die hinreichende Begründung liefert eine genaue Analyse des Textkorpus, ohne die autobiographischen Stellungnahmen auf ihre politische Teilhabe zu reduzieren, wie bisher hauptsächlich von den Literaturwissenschaften verfahren wurde.² Darüber hinaus beschränken sich weitere Analysen darauf, nach dem Gelingen des autobiographischen Paktes von Philippe Lejeune zu suchen (Corbin-Schuffels 2000, 69-80 sowie Corbin-Schuffels 2003, 27-40) oder die „Ungleichzeitigkeit“ (Wehdeking 2000, 8) der Ost-Texte im Vergleich zu denen des Westens zu bemängeln. Die Beschränkung zeigt sich darin, dass bei den Untersuchungen die autobiographischen Ich-Darstellungen nicht berücksichtigt wurden.

Damit wurde dem Trend der politischen Delegitimierungswelle gefolgt, mit der die DDR als Unrechtsstaat vor und nach 1990 abgeurteilt wurde. Dieser daraus resultierende politische Legitimierungsdruck wurde mit dem deutsch-deutschen Literaturstreit um Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* (1990) auch auf den Bereich des Künstlerisch-Kulturellen übertragen und unterstellte den Autoren eine Teilhabe am Unrechtscharakter der DDR aufgrund ihrer Autorenrolle im Staat. Mit einem auffällig quantitativen Maß autobiographisch verfasster Texte antworten nicht nur, aber hauptsächlich die ehemaligen DDR-Autoren mittelbar auf die historisch-gesellschaftliche ‚Wende‘-Erfahrung. Unmittelbar antworten sie auf diesen politischen Rechtfertigungsdruck, der ihre Identität als Schriftsteller in die Krise geraten ließ und der aus

2 Vgl. dazu Werner Mittenzwei: „In dieser Hinsicht enttäuschten alle Biographien der neunziger Jahre. Es schien, als wären sie den Vorgaben der Feuilletons gefolgt. [...] Weder der Gerichtstag über sich selbst noch der innere Drang zur Wandlung, auch nicht der Zauber einer Idee, der sie einmal mitgerissen hatte, fanden eine angemessene Darstellung. Der Mehltau des Feuilletons lag auf dem Dichterwort und ließ die große Kunst der Erinnerung verkümmern“ (Mittenzwei 2001, 508 f.). Die Kritik an der Haltung der Feuilletons ist berechtigt. Allerdings wird diese Aussage den Autobiographien nicht gerecht und kennzeichnet eine politisch einseitige Erwartungshaltung. Dies ist insofern hervorzuheben, als Mittenzwei zuvor zwar noch hellichtig konstatiert, dass „die Kontinuität [der Schriftsteller; V.S.] [...] nur bei wenigen [abbrach]“ (Mittenzwei 2001, 506) und den Autobiographien später aber einen Mangel an „authentische[m] Einblick in literarische und weltanschauliche Entwicklungen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts“ unterstellt. (Mittenzwei 2001, 509).

dem Vorwurf resultierte, sie hätten sich ganz grundsätzlich einer eigentlich unentschuldbaren Kollaboration zu stellen.

Anders als bei den schreibenden Kollegen im Westen wird ihre Identität zwar auch über das Künstler-Ideal gestiftet, das über die Gleichsetzung von Leben mit der Beschäftigung mit Literatur definiert wird und Ausdruck einer außergewöhnlich starken Affinität zu Literatur ist. Allerdings ist ihre Tätigkeit darüber hinaus vom Ideal des Sozialismus motiviert. Dies bedeutete für die Kulturschaffenden der DDR kein blindes Unterwerfen unter die Ideologie oder gar ein fremdbestimmtes Sich-ihr-in-den-Dienst-Stellen. Die DDR-Autoren hatten vielmehr das Kritik-Üben an den bestehenden Verhältnissen, die noch von der idealisierten, angestrebten sozialistischen Gesellschaftsform abwichen, als konstruktives Element in ihrem Selbstverständnis verankert.³ Dies trifft auf *alle* Schriftsteller-Identitäten der DDR zu, so dass am Boom der DDR-Künstlernautobiographien sowohl die so genannten Staatsdichter⁴ genauso wie die oppositionellen und autonomen Autoren⁵ als auch die weniger auffälligen wie eher unbekannten Schriftsteller⁶ partizipieren.

2. Identität und Krise als Merkmale autobiographischen Schreibens

Die Entscheidung – anders als beispielsweise Volker Braun lyrisch den Heimatverlust zu beklagen –, kollektiv autobiographisch zu schreiben, liegt im Verfahren selbst begründet.

Die autobiographische Schreibweise thematisiert zum einen das Verhältnis zwischen Subjektivität und Objektivität dadurch, dass das, worüber das Subjekt schreibt zum allgemeinen Interesse erhoben wird. Zum anderen ermöglicht es nicht nur das Artikulieren einer Identität, die über ein einklingendes Verhältnis zwischen Ich und Ich, Ich und Welt zustande kommt.

Es hält auch die Möglichkeit bereit, eine krisenhafte Identität, die in aller Regel dadurch zustande kommt, dass die äußeren (Umbruch-)Verhältnisse nicht mehr als dem Subjekt gemäße wahrgenommen werden, durch das autobiographische Erzählverfahren zu überwinden. Diese Ich-Stiftung wird mit einer ganz bestimmten Form der Ich-Darstellung, nämlich der Legitimation, ermöglicht.⁷

Mit der Entscheidung für die autobiographische Methode ist auch schon angezeigt, dass es sich um eine positive Krise handelt. Dieses positive Verständnis folgt der Tradition des politisch-historischen Krisenbegriffs des 16. Jahrhunderts, der eine „optimistische[] Fortschrittsgläubigkeit“ ausdrückte und im 19. Jahrhundert übertra-

3 Vergleicht man diese Haltung mit dem rhetorischen Duktus des Neuen Deutschlands, so kann diese kritische Einstellung auch für die Bürger der DDR geltend gemacht werden, war doch das Lesen der Tageszeitung der DDR hauptsächlich danach ausgerichtet, kritische Textstellen gegenüber den herrschenden Verhältnissen zu suchen.

Dieses Verhalten hatte auch Auswirkungen auf den Sprachgebrauch, so dass „[für] den DDR-Bürger [...] dadurch die Situation [entstand], sich ständig mit dem Wortgebrauch zweier Sprachen zurechtfinden zu müssen, die ‚der Partei‘ und die der Alltagskommunikation.“ (Kronenberg 1993, 4).

4 Hier sind Hermann Kant und Christa Wolf zu erwähnen.

5 Im Einzelnen sind hier Stefan Heym, Heiner Müller, Erich Loest, Günter Kunert, Kurt Drawert, Fritz Rudolf Fries, Sascha Anderson, Christoph Hein, Wolfgang Hilbig, Reinhard Jirgl, Thomas Rosenlöcher, Gert Neumann und Monika Maron aufzuführen.

6 Beispielsweise sind hier Günter de Bruyn, Brigitte Burmeister und Rita Kuczynski zu nennen.

7 Über die fünf inhärent-konstitutiven Merkmale der literarischen Gattung siehe Steinig 2007, 13-23.

gen auf die Ökonomietheorie die Überzeugung beinhaltete, dass „jede Krise zum Besseren führe“ (Koselleck 1998, 1237). Damit wird die Definition von Krise nicht nur auf die Beschreibung des objektweltlichen Geschehens beschränkt, sondern zieht zum Verständnis die subjektive Wahrnehmung hinzu. Die Autobiographen überwinden ihre Krise nicht dadurch, dass sie sich als politische Wesen artikulieren, sondern dadurch, dass sie krisenbewusstseinstypisch den äußeren Umbruchszustand der Welt zum Zustand ihres Ichs erheben und – literarisch produktiv – differenzierte Formen der Legitimation entwickeln und sich mit ihnen als Schriftsteller der DDR selbstbehaupten. Neben den explizit fiktionalen Texten des Korpus werden auch Erzählungen des eigenen Lebens verfasst, die ausdrücklich als solche etikettiert sind. Zu letzteren zählen u.a. die Autobiographien Hermann Kants, Erich Loests, Gunter Kunerts, Günter de Bruyns, Sascha Andersons, Fritz Rudolf Fries' sowie Heiner Müllers.

3. ‚Künstlerautobiographien‘ nach 1990

3.1 Herrmann Kant: Selbstbehauptung als poetisches Subjekt bei gleichzeitiger ehemaliger partei-politischer Identität

Als ehemaliger Präsident des Schriftstellerverbandes (SV) und Mitglied des SED-Zentralkomitees der DDR ist es ein leichtes, Hermann Kant – neben denen, die als IM für das MfS tätig waren – einen politisch motivierten Vorwurf zu machen. In *Abspann. Erinnerungen an meine Gegenwart* (1991) nimmt ihn der Autor scheinbar auf und beschreibt seine Situation nach 1989 wie folgt:

Und der Literat Kant empfand sich zwar nicht wie ein Roland auf deutsch-deutschem Klassenfeldzug, benahm sich aber so, war ein getreuer Paladin, wachte über den Schlaf sorgloser Gefährten, stieß bei Gefahr ins Horn und kriegte nur seinen Abgang nicht auf eine Weise hin, die fürs Epenalbum taugte. – Er benahm sich so, aber empfand sich nicht entsprechend, sagte ich, und hätte bis vor kurzem jegliche Erläuterung für überflüssig gehalten. Es galt mir als normal, dass jemand handelt, ohne nach historischen Dimensionen zu schielen. Nun bekomme ich aber mehr und mehr von solchen Abmessungen zu hören, sehe mich zum Schurken im Stück ernannt und werde mit Überlegungen vertraut gemacht, von denen es heißt, ich hätte sie angestellt. Da gilt es sich zu erklären [...]. (Kant 1991, 465)

Allerdings macht Kant den Vorwurf für sich dann doch nicht geltend, indem er die Kritik an die Politoberen umadressiert, sie als „Allianz – wohlverstanden eine, deren Teil [er] in Sprechen und Widersprechen war – aus schierer Macht und blanken Dilettantismus“ (Kant 1991, 266) bezeichnet und sich anschließend selbst bezieht, nur unzureichend für eine bessere Ausgestaltung des Sozialismus getan zu haben:

Wir strauchelten und sind für lange Zeit aus unseren Träumen gestürzt. Deutsche Geschichte erwies sich als nicht regierbar durch uns. Die Bearbeitung des Zwischenfalls, der wir waren, ging an die Direktion Verbrechensbekämpfung über, und von dem, was wir weitersagen wollten, bleibt vermutlich nur Literatur. (Kant 1991, 511)

Kant distanziert sich somit von seinen Aktivitäten als *politisches* Subjekt, indem er eine moralische Schuld eingesteht und dies auch durchaus als Niederlage anerkennt. Der an ihn gerichtete Vorwurf wird allerdings im autobiographischen Erzählprozess neutralisiert, indem Kant ihn nicht auf seine Tätigkeiten als *poetisches* Subjekt bezieht, sondern – im Gegenteil – seiner Schriftstellerexistenz Kontinuität verleiht, wenn er u.a. wie oben darauf hinweist, dass die Literatur der DDR über das Ende des politischen Staatsgefüges hinaus existieren wird. Mit dieser Selbstbehauptung als poetisches Subjekt bei gleichzeitiger ehemaliger (partei-)politischer Identität bleibt das Schriftsteller-Ich über den politischen Untergang der Alternative zum Kapitalismus erhaben, so dass Kant am Ende seiner Autobiographie konstatiert: „Ich habe [...] mich durchgehalten, und angesichts dessen, was mich daran hindern wollte, denke ich, auch für den Rest sollte das noch zu schaffen sein.“ (Kant 1991, 364)⁸

3.2. Erich Loest und Günter Kunert: Selbstbehauptungen poetischer Subjekte bei gleichzeitiger oppositioneller Identität

Die Autoren, denen man durchaus auch eine politische, und zwar eine oppositionelle Identität zuweisen kann, so beispielsweise Günter Kunert und Erich Loest, behaupten in ihren Autobiographien ebenfalls ihre Identitäten als Schriftsteller der DDR und das, obwohl sie unter dem politischen System gelitten haben; Kunert wie Loest reisten Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre in die BRD aus. Anders als von der Leserschaft erwartet findet man keine harschen Polemisierungen gegen die DDR in den Texten oder gar das Beklagen einer Opferrolle, die damit dem politischen Delegitimationsvorwurf Recht geben würde; die Opferrolle wird höchsten evoziert, um sie von sich zu weisen. Wenn Kritik gegen die DDR geübt wird, dann – wie bei Kant – zum Zweck der Selbstbeichtigung, nicht genügend gegen die falsche Ausgestaltung des Realsozialismus getan zu haben.

Erich Loest bezeichnet daher am Ende seiner Lebensbeschreibung *Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk* (1990) seinen siebenjährigen Haftvollzug in Bautzen

8 Dies gilt jedoch keineswegs für die faktische Existenz des Autors nach der Wiedervereinigung. Es ist anzunehmen, dass sich Kant darüber bewusst war, dass sein Status als Staatsdichter oder zumindest als anerkannter und viel gelesener Autor nicht mehr in den neuen Verhältnissen gelten würde. Daher muss der Titel *Abspann* als Ausdruck dieser Gewissheit verstanden werden: Am faktischen Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn resümiert er und führt dazu abschließend auch die Personen auf, die ihn begleiteten. Kants literarische Arbeiten nach 1990 sind von den Feuilletons kaum noch – und wenn abschätzig – beachtet und von den Verlagen mit geringen Auflagen verlegt worden; beispielsweise wird man diese Autobiographie bald nur noch antiquarisch beziehen können.

Als Zwischenbemerkung lohnt hier eine kurze Betrachtung der Autobiographie *Spionagechef im geheimen Krieg. Erinnerungen* (1997) des Chefs des DDR-Außengeheimdienstes Markus Wolf, die das gleiche Legitimationsmuster wie Kants Text aufweist. Denn auch er lässt einen politischen Vorwurf nicht für sich gelten, obwohl er ihm nicht nur gemacht werden kann, sondern auch vor wiedervereinigter Judikative gemacht wurde. Darüber hinaus müsste Wolf eine politische Niederlage anerkennen. Allerdings demonstriert er in seiner Lebensbeschreibung Erhabenheit über derselben, indem auch er – zwar Selbstkritik übender Weise – sich als poetisches Subjekt selbst behauptet. Er wird rechtzeitig zur Wende Schriftsteller, weil er „vor dem Hintergrund der Lebensleistung [seines] Vaters und [seines] Bruders mehr in die gesellschaftlichen Prozesse [des] Landes eingreifen und mehr Gehör finden konnte als durch [sein] Verbleiben im Nachrichtendienst“ (Wolf 2003, 436). Günter Schabowski kommentiert diesen „Berufswechsel“ in seiner Autobiographie *Der Absturz* (1991), in der er politische wie moralische Verantwortung für sein Mittun im System übernimmt, eine politische Niederlage eingesteht und somit eine Delegitimation *par excellence* vollzieht, als „gutinszenierten Ausflug in die literarische Welt“ (Schabowski 1991, 286).

als Notwendigkeit „für [seine] Schreiberei“ (Loest 1990, 393) und Günter Kunert kommt in seinen *Erwachsenenspielen. Erinnerungen* (1997) zu dem Schluss: „Ich bin kein Opfer und werde mich niemals als eines bezeichnen.“ (Kunert 1997, 435)

Einerseits gelingt dadurch die Beweisführung, Rechtfertigungen als Schriftsteller nötig zu haben, andererseits gleichzeitig die Durchführung dieses Prozesses. Beide rechtfertigen sich als oppositionelle Schriftsteller der DDR und selbstbehaupten diese Identitäten, ohne über vermeintliche Schuld und Sühne anderer Kollegen und über die Delegitimationsatmosphäre nach 1990 zu urteilen.

3.3 Günter de Bruyn: Kontrafaktische Selbstbehauptung als poetisches Subjekt

Im zweiten Band seiner Autobiographie – dem DDR-Band *Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht* (1996) – setzt Günter de Bruyn sich ebenfalls einem Legitimationsdruck aus, der allerdings nicht von außen kam, sondern den er sich selbst auferlegt. Seine Schriftstellerexistenz in der DDR kann als weder auffällig im öffentlichen Bereich noch als abgeschottet autonom oder gar oppositionell, sondern eher als neutral, das heißt ohne dezidierte politische Position, bezeichnen werden: Der Autor war Mitglied der einschlägigen Kulturinstitutionen der DDR, erhielt für seine Prosa Auszeichnungen und Preise im Ost- wie im Westteil des Landes und wurde von Wolfgang Schäuble zum „Schriftsteller der deutschen Einheit“ (Schäuble 1996, 17) gekürt. Niemand bezweifelte je de Bruyns moralische Integrität zu DDR-Zeiten, allenfalls nach der Wiedervereinigung wurde ihm von ehemaligen DDR-Kollegen der Vorwurf der Anbiederung gemacht; dafür steht Hermann Kants Rezension des *Lebensberichts*, die im Ton polemisch, in der Sache aber differenzierter ausfällt als die hauptsächlich wohlwollenden und lobenden Rezensionen des Feuilletons, die de Bruyn überzeugende Selbstkritik attestierten:

Sein Können ist bestechend, jede Selbstanklage so vorzutragen, daß man ihn vor ihr in Schutz nehmen möchte. Dabei handelt es sich um den Bericht eines Mannes, der sich ständig hinter längst abgefahrene Züge warf, und zwar gedanklich beim Blättern im Fahrplan. Niemand ist verpflichtet, mutig zu sein, aber hier schreibt ein Reitersmann, der vor lauter Angst, er könne an einen gefrorenen Bodensee geraten, gar nicht erst aufs Pferd kam. (Kant 1996, 228)⁹

Geht man davon aus, dass de Bruyns Lebenslauf den Werdegang eines eher unaufdringlich agierenden, aber beliebten Autors aufzeigt, so könnte man vermuten, er entscheide sich zum Verfassen seiner *Vierzig Jahre* für das ‚traditionelle‘ autobiographische Schreiben, um es beim Erzählen über das Werden und Sich-selber-Gleichbleiben, das nach eigener Auffassung ihn als Schriftsteller auszeichnet, zu belassen. Dies entspräche auch seiner faktischen Biographie. Der Autor leistet in seinen *Vierzig Jahren* allerdings Zweierlei: Einerseits behauptet er ganz ‚traditionell‘ eine Künstler-Identität, wenn er seine Entscheidung, Schriftsteller geworden und geblieben

9 James R. Reece versucht einen Vergleich der Autobiographien Kants und de Bruyns. Seine Analyse spielt die Autoren und deren Lebensbeschreibungen gegeneinander aus. Sie fällt zugunsten de Bruyns aus, da Kant auch in diesem Fall fehlende Aufrichtigkeit unterstellt und eine rechtfertigende Stellungnahme gefordert wird: „Kant’s recollections lack any honest attempt at self-interrogation, something that de Bruyn holds to be central to the autobiographical impulse“ (Reece 2001, 68).

zu sein, durch seine „Liebe zur Literatur“ (de Bruyn 1996, 9) begründet. Damit wird jedoch keine explizite, gar politisch-moralische Rechtfertigung nötig. Andererseits behauptet de Bruyn diese Notwendigkeit dann doch, indem er sich selbst einem Druck zur Legitimation seines Schriftsteller-Ichs aussetzt. Beides zusammen – die Erzählung vom Werden des Schriftstellers in einem politikfreien literarischen Bezirk und die Behauptung, sich doch politisch rechtfertigen zu müssen – ergeben eine Paradoxie,¹⁰ die sich aus dem Gegensatz zwischen seinem faktischen Lebenslauf, den sein Buch durchaus wiedergibt, und einer Tendenz der biographischen Erzählung zur Selbstentblößung ergibt. So versucht der Autor eine moralische Integrität besonderer Qualität zu behaupten. Dass er den ebenso grundsätzlichen wie pauschalen Vorwurf gegen sich selber in die Welt setzt, sich ihm gegen alle in der DDR lebenden und schreibenden Autoren anschließt und ihm somit ohne Einschränkungen Recht gibt, lässt seine Lebensbeschreibung denen der anderen Autoren des Booms in direkter Linie entgegenstehen.

Zwar gibt er seine Liebe zum Leben und zur Literatur als Primat aus, aber zugleich sieht er eine Notwendigkeit, diese Lebensführung zu entschuldigen:

Schlimmeres als geschah, hätte immer geschehen können. Als ich in Ulbrichts Staat um Selbstbestimmung und Selbstachtung bangte, war zum Vergleich noch der unfreiere Hitler nahe, der mich um ein Haar Kopf und Kragen gekostet hätte. Verglichen mit vielen meiner Altersgenossen, habe ich manchen Unbilden, die meine Lebenszeit für alle bereithielt, aus dem Weg gehen können. Gefängnis und Heimatverlust sind mir erspart geblieben, ebenso eine Selbstaufgabe, in der man die Fähigkeit Eigenes zu denken, nicht nur verliert, sondern auch nicht mehr vermisst. Aus Harmoniebedürfnis entstandene Kompromißbereitschaft, die mich zeitweilig an die Grenze des mir Erlaubten brachte, hätte mich auch darüber hinausführen können; das Gefühl, fertig zu sein, hätte mich lähmen, Ehrgeiz mich auf die falsche Bahn treiben, Intoleranz mich einengen können; oder ich hätte, kaum auszudenken, über Plänen und Zielen Leben und Lieben verpassen können. (de Bruyn 1996, 7)

De Bruyns Selbstbezeichnungen, deren Wahrhaftigkeit dadurch bewiesen ist, dass er sich Vorwürfe macht, die außer ihm niemand vorbringt, zeichnen ein Schuldbewusstsein, mit dem er sich anklagt, nur ungenügend Widerstand gegen das totalitäre Regime geleistet zu haben. Der Autor entschuldigt dies aber zugleich mit seinem subjektiven Bestreben, das einzig dazu diene, sein Schriftstellerdasein auszuleben:

Auf Verlangen von oben in der Öffentlichkeit Erwünschtes zu sagen, habe ich immer vermieden; aber oft habe ich auch geschwiegen, wenn Unerwünschtes hätte gesagt werden müssen. Da ich Ruhe zum Schreiben brauchte, waren mir Konfrontationen lästig. Ehrungen erfüllten mich mit zwiespältigen Gefühlen, weil sie mir einerseits schmeichelnde Bestätigung waren, mir andererseits aber als Eingliederungsversuche erschienen, die Bestechung zu nennen nicht ganz abwegig waren. Denn Anerkennung verpflichtet und bindet, und Dankbarkeit weicht kritische Haltungen auf. (de Bruyn 1996, 222 f.)

10 Hermann Kant spricht in diesem Zusammenhang von einem „Zungenspagat“ (Kant 1996, 227).

Innerhalb eines Satzes definiert de Bruyn sein Schriftsteller-Ich einerseits als ein kritisches, das durch Passivität agierte, und bezichtigt andererseits dieses Ich aufgrund dieser Passivität selbst. Das Konstrukt eines solchen Schuld(wider)spruchs soll jedoch wieder aufgelöst werden, indem er sowohl auf das Bestreben der Wahrung seiner Identität als Autor als auch auf die Gefahr einer angeblichen Bedrohung seines Ichs durch den Staat verweist. Dies kulminiert in dem Chiasmus: „Ich schrieb, um das Leben bestehen zu können, lebte aber nicht um des Schreibens willen.“ (de Bruyn 1996, 242) Damit gelingt es de Bruyn, für sich sowohl eine kritische Autoren-Existenz als auch eine, die nur den subjektiven Bedürfnissen folgte, für die Zeit der DDR und seit der Wiedervereinigung in Form einer kontrafaktischen Selbstbehauptung als poetisches Subjekt darzustellen.

3.4 Sascha Anderson und Fritz Rudolf Fries: Selbstbehauptungen widersprüchlicher poetischer Subjekte

Diejenigen Autoren, die sich eine Stasi-Tätigkeit als IM vorwerfen lassen mussten, konstruieren, vergleichbar mit de Bruyn, diese Tätigkeit als Paradoxie in ihren Autobiographien. Anders als de Bruyn versuchen sie nicht den in ihren Texten zustande kommenden Schuld(wider)spruch zwischen dem Gestus, eine spezielle Legitimation nicht nötig zu haben, und der schließlich doch anerkannten Notwendigkeit, sich zu rechtfertigen, aufzulösen. Sie etablieren ihn als Merkmal ihrer Identität und betreiben Selbstbehauptungen als widersprüchlich poetische Subjekte.

So zeichnet der Autor der Prenzlauer-Berg-Szene Sascha Anderson in seiner gleichnamigen Autobiographie von 2002 ein Schriftsteller-Ich, dessen Einheit sich über eine Dialektik von Ich und Nicht-Ich konstituiert und sich sowohl aus Entfremdung als auch aus Identifikation zusammensetzt:

[...] meine mir fremd klingende Sprache vor der Weite der Welt zu einem mir fremden Dichter, der nur ich sein konnte, da ich mir fremd war.

Ich wußte nicht, was, aber ich wußte, wie ein Nicht-Ich war. Ein Mensch, der eine Sprache spricht, von der nichts bleibt als Erfahrung des Anderen, übersetzt in ein eigenes Sprechen, das Sprechen an sich, vom nichts bleibt als das Nicht-Ich des Anderen. Eine Art der Vernichtung. Das Gefühl der Fremdheit hat natürlich andere Worte als diese, und zur Not Sagt Es Ja. (Anderson 2002, 101 f.)

Die Paradoxie kommt dann durch den Versuch der Rollenzuschreibung als Opfer einerseits und das ein oder andere Schuldbekenntnis, nicht erkannt zu haben, dass „die Dinge [...] zu differenzieren seien“ (Anderson 2002, 295) andererseits zustande. Sie unterstützt damit produktiv die Kontinuität der Selbstbehauptung des autonomen Schriftsteller-Ichs Andersons.

Dieses Selbstverständnis ist mit dem Schelmenroman-Autor Fritz Rudolf Fries vergleichbar, der dies in seiner Autobiographie *Diogenes auf der Parkbank. Erinnerungen* (2002) durch seine Programmatik als Außenseiter zum Ausdruck bringt. Im Verlauf des hauptsächlich traditionell autobiographisch erzählenden Buches kommt es einzig im Kapitel „Operativer Vorgang ‚IM Pedro Hagen‘“ zu einem Bruch im Erzählduktus. Fries verfällt ins Rechtfertigen dadurch, dass er einerseits behauptet, mit dieser Tätigkeit niemandem geschadet zu haben, und andererseits dadurch, dass er

sich entschuldigt, indem er sich als ahnungsloses Opfer gibt. (Fries 2002, 238) Diesen Widerspruch kommentiert der Autor als „kalkulierte Schizophrenie“ (Fries 2002, 231 u. 235). Sein Verhalten als oppositioneller Autor zu DDR-Zeiten mit dem schuldig gewordenen Autor der wiedervereinigten Verhältnisse vergleichend, lässt ihn zu einem Analogieschluss kommen, der da lautet, in beiden Staaten seinem Selbstverständnis als Außenseiter treu geblieben zu sein. So kann er sich vor der Öffentlichkeit als Täter ausgeben, ohne dass dies zu einem krisenhaften Zustand seines Ichs führt:

Obschon katholisch getauft, fand ich mich nicht in die Rolle des reuigen Sünders. Man lud mir alle Verbrechen der „Firma“ auf wie einen Zentnersack. Nun war ich auch in diesem Land der Außenseiter, keine ganz schlechte Rolle. Man kann von seiner Armesünderbank die neue Zeit wie ein Theaterstück betrachten (und denen zuwinken, die es geschafft haben, wieder oder noch immer in der Loge zu sitzen), nur ist man am Ende von den Privilegien der globalen Gesellschaft ausgeschlossen. (Fries 2002, 242)

3.5 Heiner Müller: Selbstbehauptung als poetisches Subjekt durch konsequent implizite Verweigerung einer Legitimation

Heiner Müller behauptet mit seiner Autobiographie *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen* (1992) ein Künstlerselbstverständnis *par excellence*. Er verweigert implizit eine politische Rechtfertigungsabsicht, indem er, dialektisch argumentierend, konsequent im Bereich der Kunst verbleibt. Mögliche Vorwürfe oder Kritiken, die von außen an die Person Müller ergehen könnten, werden zwar aufgezeigt, aber der Autor macht sie durch den Verweis auf den künstlerischen Anspruch seines Ichs für dieses eben nicht geltend. Anders als bei den bisher vorgestellten Autobiographien trennt Müller die Sphären von Kunst und Politik und verbleibt so inhaltlich wie formal in dem, einem Schriftsteller gemäßen, künstlerischen Bereich. Folglich wird in dieser Lebensbeschreibung gar nicht erst ein Vorwurf evoziert, der dann ausmanövriert werden müsste, wenn der Autor behauptet, dass es „ein Irrtum [war,] zu glauben, daß ich ein politischer Dichter bin“ (Müller 1992, 183). Anders als de Bruyn verweigert er damit keine dezidiert politische Position, sondern differenziert zwischen dem, was ihm persönlich zu Gebote steht, und dem, was seine Tätigkeit als Schriftsteller von ihm verlangt:

Sicher gibt es Situationen in denen äußere ich mich politisch und nicht als Künstler, aber sobald ich anfangе das aufzuschreiben, wird es schon ein Artefakt. Reden und schreiben sind wieder zwei Dinge. Wenn man schreibt, übernimmt der Text die Führung. (Müller 1992, 290)

Wenn der Dramaturg eine Identitätszuordnung zulässt, dann eine, die sich gegenüber der Kunst verpflichtet, die – nach Müllers Auffassung – der Objektivität verpflichtet ist. Über seinen Ausschluss aus dem Verband deutscher Schriftsteller (VS) aufgrund seines Dramas *Die Umsiedlerin* (1956-1961) kann er daher berichten, dass er „das Ganze als dramatisches Material betrachtet [habe], ich selbst war auch Material, meine Selbstkritik ist Material für mich.“ (Müller 1992, 183) Die DDR-Wirklichkeit wird für die Darstellung nur in Betracht gezogen, um zu prüfen, ob und wie sie für die Kunst verwertbar ist, weshalb „die Auseinandersetzungen innerhalb der SED [ihn]

nur in bezug auf Kunst und Literatur interessiert [haben]“. (Müller 1992, 115) Folglich konnten weder die Zeit des Dritten Reiches noch sein Leben in der DDR den Autor und seine Kunst gefährden: „[...] [Ich muß] sagen, mich hat eigentlich nichts erschüttert. Das war für mich alles als Erfahrung interessant, alles war Erfahrung. Ich kann mich nicht erinnern, daß mich da etwas besonders betroffen gemacht hat.“ (Müller 1992, 68)

Der Schriftsteller, der hier spricht, lässt eine Bewertung seiner Identität nicht zu, sondern verweist stattdessen auf seine literarischen Produkte, die gleichermaßen einer Wertung entzogen sind, da sie im von den äußeren Verhältnissen getrennten, objektivierenden Kunstbereich produziert wurden. Jede Stellungnahme, die von Müller erwartet wird, erfährt den Verweis auf seine Stücke.

Würde der Autor ‚traditionell‘ autobiographisch schreiben, würde dies einen Bruch mit seinem Selbstverständnis bedeuten, denn in dem herkömmlichen Sinn verlangt es ein Positionieren des eigenen Ichs zu sich und der Welt. Um den Kunstcharakter seines Ichs zu bekräftigen, verwendet er gar nicht erst die allgemein bekannte autobiographische Darstellungsform. Die Autobiographie erhält die Form eines Interviews, deren Kapitel u.a. nach der Reihenfolge der Erscheinung seiner Stücke unterteilt und benannt sind. Damit ordnet der Autor sein Leben seinen Werken unter. Es geht ihm weniger darum, eine Kontinuität seines Lebenslaufs zu behaupten, sondern darum, die Kontinuität seines Ichs zu behaupten, das im Dienst der Kunst steht. Der Autor verneint implizit damit sowohl jedwede Form von Rechtfertigung als auch das Erzählen vom Werden und Bleiben seines Ichs nötig zu haben. Die Autobiographie ist, aufgrund ihrer nicht-konventionellen Umsetzung, Ausdruck der konsequenten Darstellung und Durchführung des Selbstverständnisses dieses Ichs und seines Lebens im Dienste der Kunst:

Mein Interesse an meiner Person reicht zum Schreiben einer Autobiographie nicht aus. Mein Interesse an mir ist am heftigsten, wenn ich über andere rede. Ich brauche meine Zeit, um über anderes zu schreiben als über meine Person. Deshalb der vorliegende disparate Text, der problematisch bleibt. (Müller 1992, 366)

Müller reiht seine Autobiographie in sein Gesamtoeuvre ein, ohne sich in die Rechtfertigungsszenerie über die Rolle seiner Schriftstellerexistenz in der DDR hineinbegeben zu haben. Sein Text stellt einen objektiveren und damit objektivierenden Beitrag in der Delegitimierungswelle dar, weil die in ihm verschwimmenden Gegensätze – östliche wie westliche, politische wie künstlerisch-kulturelle – nicht mitgetragen werden.

4. Krise und kein Ende? Ostdeutsche Künstler und ihre Identität 20 Jahre danach

Weil sich die Schriftsteller der ehemaligen DDR auf ihre Identität als Künstler derselben berufen, diese behaupten, indem sie die ihnen zur Verfügung stehenden ästhetisch-autobiographischen Mittel verwenden, benutzen sie selbstbestimmt die politische Delegitimierungswelle nach 1990 und führen sie so *ad absurdum*. Damit überwinden sie nicht nur eine *a priori* beschworene literarische Krise, sondern damit über-

lebt auch das Objekt der Kritik, die DDR, über sein Verschwinden hinaus. Die Künstler geben der Verabsolutierung bzw. Totalisierung des Unrechtscharakters ihres mittlerweile untergegangenen Staates zwar Recht, indem sie ihre Ich-Krise dadurch überwinden, dass sie mit ihrer Identität als Schriftsteller nicht untergegangen sind. Allerdings unterziehen sie die (Staats-)Ideologie des Sozialismus nach 1990 nicht der Kritik. Die Verfasser sind sich darin einig, dass es gilt, Abschied von der DDR zu nehmen, und sie vollziehen diesen Prozess der Verabschiedung mit ihren autobiographischen Texten. Gleichzeitig behaupten sie dadurch die Berechtigung und die Notwendigkeit des Endes der DDR. Der Abschied der Künstler von der DDR versteht sich damit auch als Abschied von der Alternative des Kapitalismus. In ihren Texten wird zum Zweck der Selbstbehauptungen entweder an der Überzeugtheit von dieser besseren Alternative festgehalten, oder es wird in den neuen, wiedervereinigten Verhältnissen nichts Positives – gar Besseres – gefunden.

Stefan Heym glaubte noch vor der Wendezeit 1988 in seiner den Boom antizipierenden Autobiographie *Nachruf* nicht einmal daran, dass der Sozialismus bzw. die faktische Ausübung dieser Idee einmal zur Gänze zu verabschieden sei, sondern vertrat die Meinung:

Ob, und wie, und wie bald, die Reform gelingen wird, weiß ich nicht zu sagen; es würde mich jedoch sehr betrüben, wenn das, worum der Mann S. H. und so viele andere sich so hart bemüht, noch einmal Jahrzehnte auf sich warten ließe.

Vorausgesetzt immer, daß durch Bombe, Atommüll, Gen-Manipulation nicht sowieso alles illusorisch gewesen. (Heym 2003, 837)

Die Literaten der ehemaligen DDR sind heute in einer Position, die sie zu nichts eindeutig Stellung beziehen lässt. Nachdem die Erkenntnis vorherrschte, dass ein erneuter Versuch zur Wiederbelebung des Sozialismus zum Scheitern verurteilt sei, bedeutete die autobiographische Selbstvergewisserung zunächst einmal *die* adäquate Reaktion auf dieses Krisenbewusstsein. Die Umbrucherfahrung der DDR-Autoren nach 1990 ist daher Ausdruck für beide Möglichkeiten die Krise literarisch zu perzipieren: „das gefährdete Gut“ Sozialismus wird sowohl „ernsthaft [...] verteidig[t]“ als „auch zum Argument für die Notwendigkeit seines Untergangs erhoben“. (Bullivant/Spies 2001, 15)

Die Überwindung der Krise zeigt sich jedoch nicht in Form einer überzeugten Hinwendung zur neuen Welt. Es scheint, als ob man sich zwanzig Jahre nach dem Ende der DDR mit der wiedervereinigten Republik zwar arrangiert, sie aber weder willkommen heißt noch engagiert kritisiert. Kritisches wird dann hervorgebracht, wenn es um die immer noch latent herrschende Delegitimationsatmosphäre geht.

Davon zeugt einerseits Christa Wolfs jüngster autofiktionaler Roman *Die Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* (2010), in dem sich die ostdeutsche Erzählerin in der Wendezeit im Rahmen eines stipendierten Forschungsprojekts in Los Angeles aufhält. Allerdings stellt er mit inzwischen expliziter Radikalität die Delegitimationsatmosphäre nach 1990 aus ostdeutscher Perspektive dar:

Bei jeder Kolonialisierung, sagte er, sei es das erste, die Religion, den Glauben der Unterworfenen auszurotten, um ihnen ihre Identität zu nehmen. Au-

Berdem, das höre sich vielleicht unglaublich an, hätten die Eroberer aus einem tiefsitzenden Minderwertigkeitskomplex heraus das dringende Bedürfnis, nicht nur ihre Waffen, nicht nur ihre Waren, auch ihre Glaubens- und Gedankenwelt als die überlegene zu behaupten. Das weiß ich doch, hatte ich gesagt, und Bill, der Engländer, hatte mich prüfend angesehen: Ihr erfahrt das gerade, wie? Er hatte nicht auf einer Antwort bestanden. Manchmal, wenn ich abends ein Glas Wein aus seinem Vorrat trank, stieß ich in Gedanken mit ihm an. (Wolf 2010, 16)

Selbstbehauptungen einer ostdeutschen Künstleridentität in der nunmehr zwei Jahrzehnte wiedervereinigten Republik immer noch nötig zu haben, gibt in expliziter Form Christoph Heins „offener Brief an die Bundesregierung“ *Die Freiheit, die ich meine* andererseits zum Ausdruck. Als anlässlich des 60. Jahrestages des Grundgesetzes die Ausstellung *60 Jahre. 60 Werke* eröffnet wurde, in der Werke ehemals ostdeutscher Künstler nicht aufgenommen wurden mit der Begründung, sie seien in einer Diktatur entstanden, in der die Kunst nicht frei gewesen sei, schlug Heins die Einladung der Regierung zu den Feierlichkeiten mit folgender Begründung aus:

Aber wenn Sie Bilder zu sehen wünschen, die ‚eine Hommage an die Freiheit der Kunst sind‘, die wirklich staatsfern sind, deren Maler für ihre Überzeugung, dass die Kunst frei zu sein habe, tatsächlich lebten, litten und kämpften, dann könnte ich Ihnen ein paar Bilder und Skulpturen zeigen, die wirklich für diese Freiheit stehen, weil diese Künstler sich die Freiheit täglich neu erobern mussten. Es sind freilich ostdeutsche Künstler. (Hein 2009)

Sowohl Wolfs neueste Publikation als auch Heins Reaktion belegen die Kontinuität des Krisenbewusstseins der DDR-Künstler. Allerdings zeugen beide Artikulationsformen von einer Emanzipation und der tatsächlich überdauernden notwendigen Selbstbehauptung dieser DDR-Künstleridentität in der nunmehr zwei Jahrzehnte wiedervereinigten Republik.

5. Fazit

Nach der Wiedervereinigung geriet nicht nur das Heimatgefühl der DDR-Schriftsteller, sondern auch ihr Selbstverständnis als Künstler in eine Krise. Ausgelöst durch den deutsch-deutschen Literaturstreit, sahen sie – wie ehemalige DDR-Politiker – sich selbst und ihre Tätigkeit im Unrechtsstaat in Frage gestellt.

Die notwendig gewordenen Rechtfertigungen führten bei den Literaten zu einem Krisenbewusstsein, das sie in Form eines Autobiographie-Booms mit unterschiedlichen Modi der Legitimation literarisch produktiv zu überwinden suchten, um damit ihre Künstler-Identität zu behaupten. Die Form der Autobiographie unterstützte den Selbstbehauptungsprozess produktiv, da das autobiographische Verfahren u.a. die Möglichkeit bietet, Identität erzählerisch (neu) zu stiften.

Die Krisenperzeption ehemaliger DDR-Autoren führte einerseits dazu, den Sozialismus und seine Ideale nach wie vor zu verteidigen, doch erteilten sie ihm andererseits als Alternative zum Kapitalismus nunmehr eine Absage.

Zwanzig Jahre nach der Wende ist der Boom der Künstlerautobiographien zwar ausgelaufen, doch besteht unter ostdeutschen Schriftstellern noch immer Rechtfertigungsdruck, ohne mit einer einheitlichen literarischen Form darauf zu reagieren, wie dies unmittelbar nach der Wiedervereinigung mit der Autobiographie der Fall war.

LITERATUR

- Anderson, Sascha (2002): Sascha Anderson, Köln.
- Bruyn, Günter de (1996): Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht, Frankfurt a. M.
- Bullivant, Keith und Bernhard Spies (2001): Literarisches Krisenbewußtsein. Ein Perzeptions- und Produktionsmuster im 20. Jahrhundert, München.
- Corbin-Schuffels, Anne-Marie (2000): Auf verwinkelten Pfaden der Erinnerung: autobiographische Schriften nach der Wende, in: Volker Wehdeking (Hg.): Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1990-2000), Berlin, 69-80.
- Corbin, Anne-Marie (2003): Verspätete Apologien? Autobiographische Schriften aus der Post-DDR-Perspektive, in: Volker Wehdeking und Anne-Marie Corbin (Hg.): Deutschsprachige Erzählprosa seit 1990 im europäischen Kontext. Interpretationen, Intertextualität, Rezeption, Trier, 27-40.
- Emmerich, Wolfgang (1996): Kleine Literaturgeschichte der DDR, Leipzig.
- Fries, Fritz Rudolf (2002): Diogenes auf der Parkbank. Erinnerungen, Berlin.
- Hein, Christoph (2009): Die Freiheit, die ich meine. Ausgegrenzt zu werden, ist der Kunst förderlich – und dem Rückgrat: Warum Christoph Hein dem Verfassungsjubiläum fern bleibt – ein offener Brief an die Bundesregierung in, der Freitag. Online-Ausgabe, <http://www.freitag.de/kultur/0919-christoph-hein-offener-brief-verfassungsjubilaeum>.
- Heym, Stefan (2003): Nachruf, Frankfurt a. M.
- Kant, Hermann (1991): Abspann. Erinnerung an meine Gegenwart, Berlin.
- Kant, Hermann (1996): Die Welt als Schrulle und Verstellung. „Vierzig Jahre“: Der Schriftsteller Günter de Bruyn hat seine Erinnerungen an die DDR und sein Wirken in ihr veröffentlicht. Herausgekommen ist das Selbstporträt eines Heuchlers, in: Vorwärts! Nieder! Hoch! Nie wieder! 11, 226-228.
- Koselleck, Reinhart (1998): Krise, in: Joachim Ritter (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd.4, Sp.1235-1240.
- Kronenberg, Stephan (1993): Wirtschaftliche Entwicklung und die Sprache der Wirtschaftspolitik in der DDR (1949-1990), Frankfurt a. M.
- Kunert, Günter (1997): Erwachsenenspiele. Erinnerungen, München.
- Loest, Erich (1990): Der Zorn des Schafes. Aus meinem Tagewerk, Leipzig.
- Meyer-Gosau, Frauke (2000): Ost-West-Schmerz. Beobachtungen zu einer sich wandelnden Gemütslage, in: Heinz-Ludwig Arnold (Hg.): Text + Kritik. DDR-Literatur der neunziger Jahre. Sonderband IX, München, 5-12.
- Mittenzwei, Werner (2001): Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland von 1945-2000, Leipzig.
- Müller, Heiner (1992): Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Köln.
- Reece, James (2001): Remembering the GDR: Memory and Evasion in Autobiographical Writing from the Former GDR, in: Carol Anne Costabile-Heming (Hg.): Textual Responses to German Unification. Processing Historical and Social Change in Literature and Film. Berlin, 59-76.
- Schabowski, Günter (1991): Der Absturz, Berlin.
- Schäuble, Wolfgang (1996): Laudatio auf Günter de Bruyn, in: Günther Rüther (Hg.): Verleihung des Literatur der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. an Günter de Bruyn, Wesseling, 7-17.
- Steinig, Valeska (2007): Abschied von der DDR. Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der politischen Alternative, Frankfurt a. M.

- Wehdeking, Volker (2000): Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1990-2000), Berlin.
- Welzel, Klaus (1998): Utopieverlust. Die deutsche Einheit im Spiegel ostdeutscher Autoren, Würzburg.
- Wolf, Christa (2010): Stadt der Engel oder: The Overcoat of Dr. Freud, Berlin.
- Wolf, Markus (2003): Spionagechef im geheimen Krieg. Erinnerungen, München.

Autobiographien der Wirtschaftselite: Selbstbild und Selbstinszenierungsformen

Renate Liebold

1. Einleitung

Der folgende Beitrag widmet sich dem autobiographischen Schreiben sowie den Schreibenlässen der Wirtschaftselite der Gegenwart. Zunächst in den USA und mit einiger Zeitverzögerung auch in Deutschland erscheinen seit den 1980er Jahren eine Vielzahl von Autobiographien von Spitzenmanagern und Unternehmern, die regelmäßig hohe Auflagenzahlen erzielen. Die Frage, die sich dabei aufdrängt und die es im Folgenden zu beantworten gilt, ist, wie sich die Wirtschaftselite in diesen Selbst-Veröffentlichungen selbst kommuniziert und in einem spezifischen Kontext medialer Öffentlichkeit ‚vermarktet‘: Welche (Selbst-)Deutungen und Wissensrepertoires werden bemüht, um die Vorstellungen einer Leserschaft über erfolgreiche Führungskräfte und Top-Manager zu bedienen und zu nähren. Wie thematisieren die Autoren ihre je eigene Sicht auf den Zusammenhang von biographischen Ressourcen und späterem Berufserfolg und schließlich, welche gesellschaftlichen Diskurse werden in diesen autobiographischen Präsentationsformen übersetzt?¹

Wie zu zeigen sein wird, eignet sich die Analyse autobiographischer Schriften dazu, die Geltungsansprüche eines Elitekollektivs zu dechiffrieren. Im Vergleich aktueller Autobiografien von Top-Managern kann gezeigt werden, dass diese eine spezifische Formensprache und spezifische Strukturelemente benutzen, die allesamt dazu geeignet sind, Elite in einem substanziellen Sinn zu entwerfen. Das eigene Leben und das eigene Lebenswerk werden über Außergewöhnlichkeit projiziert, d.h. in den Selbstthematisierungen wird sowohl das Bemühen um Distinktion und Zugehörigkeit als auch eine Art Charismatisierung ihres Erfolgs zum Ausdruck gebracht. Der (retrospektiv-teleologisch legitimierte) Berufserfolg wird nicht als leistungsverbürgte Karriere vorgestellt, sondern über charismatische Selbstbestätigung. Zwar fungiert das Leistungsprinzip nach wie vor als „einzig öffentlich rechtfertigungsfähiger Maßstab

1 Das Datenmaterial, das ich hier zur Diskussion stelle, entstand im Projekt über den ‚Generationenwandel der Ökonomischen Elite in Deutschland‘, ein von der DFG gefördertes Kooperationsprojekt der Universitäten Heidelberg und Erlangen. In diesem Projektkontext wurde danach gefragt, wie sich der in den letzten Jahren stattgefundene Generationenwechsel in den Chefetagen der deutschen Unternehmen vollzieht, und zwar im Hinblick auf berufsbiographische und karrierebezogene Konstitutionsbedingungen, ein möglicherweise verändertes Führungsverständnis als auch Organisationswissen der Akteure. Mittels qualitativer und standardisierter Erhebungsmethoden wurden vor allem zwei Kohorten von Top-Managern, nämlich die zwischen 1930 und 1940 und die zwischen 1955 und 1965 geborenen ins Visier genommen. Die qualitative Erhebung enthält die Auswertung aktuell vorliegender Autobiographien sowie biographisch-problemezentrierte Interviews mit ehemaligen und aktuellen deutschen Top-Managern (vgl. Pohlmann/Liebold/Schanne/Schmidt 2011).

der Leistungsvergabe, über den die moderne Gesellschaft ihrem eigenen Selbstverständnis nach verfügt“ (Neckel 2008, 49), zugleich wird durch die Erfolgreichen selbst die soziale Geltungskraft dieses Leistungsprinzips unterlaufen. Im Wirtschafts- und Arbeitsleben gilt zwar offiziell, dass sich Einkünfte durch Leistungsnormen rechtfertigen sollen, unter der Hand entfalten die Leitbilder der Gegenwart, nämlich Selbstverantwortung und Eigeninitiative, allerdings eine enorme Kraft. Durch das marktliberale Prinzip wird das Leistungs- durch das Erfolgsprinzip ersetzt. Für die Spitzenverdiener haben diese ‚neuen‘ Leitbilder den Vorteil, weder zum Vergleich einzuladen noch dem finanziellen Markterfolg irgendeine Grenze zu setzen.² Die hier zur Debatte stehenden Autobiographien dokumentieren diese „Individualisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen“ (Neckel 2008, 12). In ihnen wird durchgängig die Botschaft transportiert, dass wir es bei den Autoren mit Persönlichkeiten zu tun haben, die ein Anrecht auf ihre exzeptionellen Karrierepositionen haben bzw. gehabt haben, welche es allerdings zu beglaubigen gilt. Die Exzeptionalität der eigenen Karriere bzw. des Karriereverlaufs, die öffentliche Präsenz und der hinlängliche Bekanntheitsgrad der Personen sind der Ausgangspunkt, die Gewöhnlichkeit hingegen der Vergleichshorizont, vor dem die autobiographische Selbst-Darstellung erfolgt. Zu diesem Verfahren der Selbstausslegung und -bestätigung gehört auch, die (meist) bürgerliche Herkunft und die dazugehörige Lebensführung als nachgerade distinkte Erkennungsmerkmale der Elite-Zugehörigkeit zu nutzen. Unter der Hand zeigt sich – und darauf hat bereits Thorstein Veblen (1899, 1971) hingewiesen –, dass die Elite ihren Statuswert auch über Strategien gewinnt, die außerhalb aller Maßstäbe des Leistungsprinzips liegen, damit sich ihre Exzeptionalität auch tatsächlich erweisen kann.

Zugleich – quasi im Umkehrschluss – kann durch diese substanziellen Selbstbeschreibungen in Autobiographien auch etwas über die Art und Weise in Erfahrung gebracht werden, wie die Akteure die gesellschaftlichen Erwartungen übersetzen, die an sie herangetragen werden. Im gesellschaftlichen Diskurs gilt nach wie vor das Bedürfnis, Elite normativ zu behaupten und sich ihrer damit auch zu versichern. Die in den letzten Jahren geführte öffentliche Debatte über die Exzellenz und Kompetenz von Spitzenmanagern, die ja gerade dann unterstellt wird, wenn ihr Fehlen kritisiert und öffentlich angezweifelt wird (vgl. Pohlmann 2008), findet hier ein Entsprechungsverhältnis. Die spezifischen Darstellungsmuster des Besonderen lassen sich so als legitime und auch bewährte ‚Zugzwänge‘ der Distinktion interpretieren, die sich als gesellschaftlich anschlussfähig erweisen. Bei der empirischen Rekonstruktion der autobiographischen Formate gilt es beides zu berücksichtigen: die distinkte Selbstvergewisserung als ‚Form sozialer Durchsetzung‘ zum einen und der Funktionszusammenhang dieser elitären Selbstdarstellungsformen für gesellschaftliche Spitzenpositionen zum anderen.

Die Fragestellung und empirische Analyse erfordern zunächst einen (kurzen) Blick auf das literarische Genre Autobiographie und die Bestimmung der Möglichkei-

2 Neckel (2008, 11) spricht in diesem Kontext von Gewinner-Märkten, auf denen niemand nach der Leistungsgerechtigkeit beurteilt wird. Die Gage eines Superstars etwa liegt außerhalb der Leistungsgerechtigkeit, weil die Beliebtheit beim Publikum als ‚Leistung‘ ganz und gar ausreicht. Dies gilt vor allem für den Profisport, den Kunstmarkt und die Unterhaltungsbranche, in denen die Ersten im Wettbewerb um die Publikumsgunst erheblich höhere Einkünfte haben als zahlreiche Schlechterplatzierte zusammen.

ten ‚moderner‘ Selbstausslegung. Danach werden am empirischen Material aktueller Autobiographien die jeweiligen Muster der Selbstdeutung und Inszenierung als Konstruktionsprinzipien von Elite dargestellt.³ Der Beitrag schließt mit einem Fazit.

2. Autobiographien als ‚moderne Selbstausslegung‘

Die Autobiographie wird als die „Beschreibung (graphia) des Lebens (bios) eines Einzelnen durch diesen selbst (auto)“ definiert (Georg Misch 1907/1989, 33). Trotz des hybriden und fließenden Charakters der Gattung gegenüber anderen Genreformern (Memoiren, Tagebücher, Hauschroniken, Selbstverständigungsliteratur) sind Selbsterfahrung, Selbstausslegung, Verständigung mit anderen feste Größen, in denen sich autobiographisches Schreiben vollzieht. Das formale Gerüst bleibt im Kern unverändert: Ein Mensch beschreibt sein eigenes Leben, in der Regel von den ersten Erinnerungen bis zum gegenwärtigen oder einem anderen zäsurbildenden Zeitschreibpunkt (vgl. dazu Holdenried 2000, 12).

Schriftlichkeit aber ebenso wie das Recht auf Selbstäußerung sind jedoch kulturell geregelte Angelegenheiten. Insofern ist (auto-)biographisches Erzählen eine relativ moderne Wissensform (Ahlheit/Brand 2006), die sich unter bestimmten historisch-gesellschaftlichen Bedingungen herausgebildet hat. Sie etabliert sich in spezifischen Einrichtungen, die gleichsam als „Biographiegeneratoren“ fungierten (Hahn/Kapp 1987, 93). Gemeint sind damit zunächst soziale Institutionen, die eine lebensgeschichtliche Form der „Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten“ (ebd.), namentlich religiöse Institutionen wie die Beichte sowie therapeutische oder auch gerichtliche Bekenntnis- und Geständnisformen. Ferner handelt es sich auch um allgemeine gesellschaftliche Rahmenbedingungen und – für unseren Zusammenhang besonders wichtig – Verweise auf Gruppenzugehörigkeiten und soziale Kategorien, die (auto-)biographische Selbstthematisierung nachgerade befördern. Zu untersuchen ist, in welcher Weise in den Autobiographien der Top-Manager diese „partizipativen Identitäten“ (Hahn 2000, 13) über soziale und kulturelle Distinktion und Statusbewusstsein aufgespannt werden. Denn nur die gelungene Statusdemonstration und -präsentation gewährleistet ihre Besonderung und ihre Unterscheidung von ‚gewöhnlichen Menschen‘, ‚gewöhnlichen Angestellten‘, ‚gewöhnlichen Managern‘, ‚gewöhnlichem Führungspersonal‘ etc. Es gilt also nachzuzeichnen, in welcher Weise sie ihre Zugehörigkeit zur Wirtschaftselite begründen, vorführen und auf Dauer stellen.

Während in früheren Formen der Autobiographie häufig durch eine Art literarisierter Rhetorik oder Moral Muster sinnvollen Lebens vorgeführt werden, ist die dominante Konstruktionslogik der modernen Autobiographie ein „innerer Modus“ (Ahlheit/Brand 2006) oder – mit Luhmann gesprochen – eine selbstreferenzielle Aktivität (Luhmann 1984). Die moderne Autobiographie zielt demnach nicht mehr ab auf das „zu lebende Leben“, sondern auf das „sinnhaft gelebte Leben“ als eine Voraussetzung der Literarisierung (Ahlheit/Brand 2006, 18). Der moderne Autobiograph beschreibt sich als Person, der um die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen weiß und sie deshalb auch neu zu gestalten vermag. Insofern sind die hier zur Debatte stehenden autobiographischen Veröffentlichungen der Top-Manager in erster Linie moderne Varianten der Selbstpräsentation, obgleich sie – wie gezeigt werden kann – mit ihren Er-

3 Bezug genommen wird dabei vor allem auf die Autobiographien von Carl H. Hahn (2005), Hans-Olaf Henkel (2000) und Ferdinand Piëch (2002).

folgsgeschichten in mancherlei Hinsicht an vormoderne Formen der Autobiographie erinnern, für deren Niederschrift die Exemplarität maßgeblich war.

Die hier zur Debatte stehenden Autobiographien führen weder einen Fachdiskurs noch sind sie dem Genre Berater- und Managementliteratur zuzurechnen; vielmehr lassen sich die Erinnerungswerke als eine Art Prominentenautobiographie charakterisieren, in denen Erfolgsgeschichten entfaltet werden. Erfolg, als ‚soziale Durchsetzung‘ verstanden, ist eine Zuschreibungskategorie und entsteht im Medium der Wertungen Dritter.⁴ Dabei stellt sich dann natürlich die Frage, ob es einen Unterschied zwischen Elite und Prominenz gibt und wenn ja, wo die Demarkationslinie zwischen beiden verläuft. Elite, so etwa Münkler (2006), konstituiert sich über persönlich zurechenbare Leistung, Prominenz über Bekanntheit. Erfolg spiele in beiden Fällen eine Rolle, aber – und darauf kommt es an – über ihn wurde auf unterschiedlichen Bühnen und vor einem unterschiedlichen Publikum entschieden: „Mit der Inversion der unterschiedlichen Bühnen und der Mischung des Publikums, die zwangsläufige Begleitscheinungen des Erfolgs und seiner Kriterien sind, wird die Unterscheidung von Prominenz und Elite schwieriger“ (Münkler 2006, 38). Für die Autobiographien der Wirtschaftselite lässt sich vermuten, dass ihre selbstrepräsentative Wendung in Form von Erinnerungstexten nur deshalb gelingt, weil sie bereits als bekannte Figuren der Wirtschaft zum Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit, Bewunderung und Kritik geworden sind. Während frühere Autobiographien aus Unternehmerschaft und Management – man lese beispielsweise Henry Ford – Weltanschauungen und Leistungsprinzipien in den Mittelpunkt ihrer Autobiographie stellten, zumindest den Mythos bedienten (vgl. Hansen 1992), rückt in den heutigen uns vorliegenden Autobiographien die ‚profanierte Lebensgeschichte‘ in den Vordergrund. Sie ist, zumindest vordergründig, nicht mehr mit dem Anspruch eines Lehrstücks geschrieben, besitzt keine Vorbildfunktion und enthält sich damit auch des Diskurses über Lebens-, Organisations- und Produktionsprinzipien (vgl. Pohlmann 2007). Gleichwohl wird die Leserschaft mit einem bürgerlichen Wertekanon und den dazu gehörenden Lebensführungskonzepten konfrontiert, spricht: mit Lebensstilvorlieben und Konsumgewohnheiten, Geschlechter- und Familienbildern und vieles mehr (vgl. dazu auch das folgende Kapitel). Die Autoren erinnern dabei in mancherlei Hinsicht an die ‚Freizeithelden‘, wie sie Dreitzel bereits 1962 beschrieben hat. In seinem pluralistischen Elitekonzept (es gibt nicht *die* Elite, sondern viele Eliten) haben die Film- und Theaterstars, Modeschöpfer, Literaten und zuweilen auch Philosophen und Kulturkritiker mit anderen Eliten gemeinsam, dass sie mit ihren Welten und ihrem Lebensstil Orientierungspunkte für ‚richtiges‘ Handeln setzen oder, mit den Worten Dreitzels, durch ihr „bestimmtes, durch Persönlichkeit und Werk geprägtes Gehabe, ihre Anschauungen, Gesten, Moden und Stimmungen, kurz ihr charakteristisches Sosein“ im öffentlichen Raum sichtbar sind (Dreitzel 1962, 148).

4 Die amerikanische Kulturkritikerin Susan Faludi beschreibt die neuen Anforderungen an eine ‚performative Ökonomie‘. Ihr zufolge gelten die drei Grundfragen: „Are you known? Are you sexy? Had you won? Mit der Unterscheidung von *achievement* und *performance* wird hier eine wichtige semantische Differenzierung eingeführt. Während *achievement* das bezeichnet, was durch eigene Anstrengung erreicht wird, betont *performance* die Auszeichnung vor anderen. Die performative Ökonomie zielt darauf ab, sich im Wettbewerbsindividualismus möglichst gut in Szene zu setzen (Faludi 1999, 598).

3. Die Geltungsansprüche eines Elitekollektivs – Die gesellschaftliche Relevanz der Lebenswerke

Eine Gemeinsamkeit in den aktuellen Autobiographien der Wirtschaftselite ist die (unterstellte und zugeschriebene) gesellschaftliche Relevanz der dargestellten Lebenswerke. Alle Autoren beschreiben sich als tragende Figuren von Wirtschaftsgeschichte. Sie definieren sich mit ihren Autobiographien gewissermaßen in die Geschichtsschreibung hinein. So reklamiert etwa Ferdinand Piëch (2002) für sich in seiner *Auto.Biographie* den Fortschritt in der automobilen Technikentwicklung, Hans-Olaf Henkel (2000) sieht sich in einer Aufklärungsmission moderner Unternehmensführung, und Carl H. Hahn (2005), einige Jahre Vorstandsvorsitzender bei VW, stellt seinen Beitrag für die Entwicklung der deutschen Automobil- und Wirtschaftsgeschichte heraus. Die folgende Passage soll dies exemplarisch verdeutlichen. Der Autor Carl H. Hahn beginnt seine Erinnerungen mit einer großen Geste:

Warum greife ich in meinem Alter noch zur Feder? Über ein halbes Jahrhundert hatte ich das Glück, Industriegeschichte mitzuerleben und mitzugestalten. Volkswagen, als dessen Teil ich mich fühle, stieg in dieser Zeit aus dem Nichts zum viertgrößten Automobilhersteller der Welt auf. Über ein Jahrzehnt stand ich als Vorstandsvorsitzender an seiner Spitze. Da ich prinzipiell keine ‚vertraulichen Background-Unterhaltungen‘ mit der Presse geführt habe und nie die Öffentlichkeit suchte, wenn ich angegriffen wurde, würde manches mit mir zu Grabe getragen, was zur Chronik von VW und der Nachkriegswelt gehört.

Abgesehen davon, dass die große Rahmung der beruflichen Erfolgsgeschichte hier im Detail Aufdeckungsjournalismus gegen eine (vermeintliche) Rufschädigung ankündigt, wird hier gleich zu Beginn über die historische Relevanz des Autors respektive sein Lebenswerk aufgeklärt: Der Schreib Anlass ist also nichts weniger als die Identität von großer Weltunternehmung und persönlichem Engagement. Neben dieser (Selbst-) Zuschreibung einer historischen Rolle liegt die Vermutung nahe, dass der Autor hier auch gegen die prinzipielle Austauschbarkeit seiner Person respektive seiner Rolle im Unternehmen anschreibt – oder anders gewendet: Durch die schriftliche Dokumentation seines Schaffens kann er die Bedeutsamkeit seiner Person und die Geltungsdauer seines Wirkens sichern.

Damit zusammenhängend fällt noch eine weitere Gemeinsamkeit auf: Die autobiographischen Schriften sind allesamt nicht für Nachahmer und Nachahmerinnen geschrieben. Im Gegenteil: Sie geben Auskunft über exzeptionelle Karrieren, die, wie noch zu zeigen sein wird, Genialität und Herkunftsmilieu in kongenialer Weise verbinden. Zum Leidwesen der vielleicht ratsuchenden Leserschaft sind es gerade die herausgestellten Attribute der Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit, mit denen sich die Autoren vor dem Vergleichshorizont ‚gewöhnlicher Berufskarrieren‘ besondern. Dabei gelingt die dramaturgische Selbstinszenierung auch über spezifische Auslassungen, denn – auch das lässt sich als verallgemeinerbares Datum festhalten – der Erfolg wird nicht über Anstrengung in Form von Eifer, Leistungsverausgabung, Strebsamkeit und Fleiß mitsamt den bekannten Nebenfolgen thematisiert. Im Gegenteil: Der Erfolg kommt in der Regel ‚unangestrengt‘ daher.

3.1 Selbstdarstellungen als inszenierter Dialog mit einem imaginären Publikum

Autobiographien sind (massenmediale) ‚Selbst-Veröffentlichungen‘ für eine imaginierte Leserschaft, der ein Interesse an den persönlichen Erinnerungen bzw. ein Interesse an den Wirk- und Werkgeschichten unterstellt wird. Auf dem Publikationsmarkt ist es im Hinblick auf verkaufsstrategische Gesichtspunkte ein gebräuchliches Stilmittel, bestimmte Ziel- und Adressatengruppen anzusprechen, obgleich die Werke eine breite Öffentlichkeit erreichen sollen. Auch die Autoren Hahn, Henkel und Piëch wählen diese Form. Auch ihre Textproduktionen sprechen ein ganz spezifisches Teilpublikum an, obgleich ersichtlich wird, dass sie sich mit ihren Darstellungen vor allem selbst präsentieren. Bereits die jeweiligen Buchpräsentationen (Umschlagbild samt Bildpräsentation) legen einen solchen Zuschnitt auf eine spezifische Zielgruppe nahe. So zielt etwa die Autobiographie von Hans-Olaf Henkel auf eine Leserschaft aus dem Feuilleton, Ferdinand Piëch hingegen adressiert seine Veröffentlichung vor allem für eine an technischen Sachverhaltsdarstellungen interessierte Öffentlichkeit, und Carl H. Hahn widmet und schreibt für „die Mitarbeiter des Konzerns“. Beim Lesen der Autobiographien wird allerdings schnell deutlich, dass diese fokussierten Formate (ent-)täuschen, denn die jeweiligen Autoren offerieren allesamt eine persönliche Werk- und Wirkgeschichte und der zu erwartende Spezialdiskurs bleibt aus – zumindest kann er die gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Pointiert formuliert: Mit dem vordergründigen Zuschnitt der Formate wird ein Köder ausgelegt, um dann über die exzeptionellen Karrieren und Erfolgsgeschichten ‚aufzuklären‘. Die verschiedenen Adressatengruppen werden zum ‚inszenierten Dialog‘ für die eigene Selbstdarstellung. Im Folgenden wird diese Figur eines inszenierten Dialogs am empirischen Material der Autobiographien erläutert.

Hans Olaf Henkel adressiert, wie bereits angedeutet, seine Lebenserinnerungen an eine gebildete Öffentlichkeit bzw. eine Leserschaft aus dem Feuilleton. Auf dem Buchdeckel präsentiert er sich in intellektueller Pose (legere Cordjacke, Polohemd, randlose Brille) und erweckt durch den Titel *Die Macht der Freiheit* die Erwartung, dass die Vorlage der Lebenserinnerungen in der Tradition großer liberaler Denker steht. Zugleich forciert er die Erwartung bei der Leserschaft, hier eine unkonventionelle und individualistische Denkart und Weltanschauung eines mächtigen Top-Managers zu erhalten. Im Text selbst wählt er für seine Selbstdarstellung einen Duktus, der seine autobiographischen Erinnerungen als generöse Abhandlung über Leben und Werk aus der Innenperspektive erscheinen lässt. Da besagtes Publikum aus dem Feuilleton weder einen wirtschaftspolitischen oder gar wirtschaftstheoretischen Spezialdiskurs erwartet, sondern an bewanderter Unterhaltung interessiert ist, erfüllt die ‚gelehrige‘ Erinnerung den weit gefassten sozialen Erwartungshorizont. Zugleich wird aber ebenso deutlich, dass er mit seinen Erinnerungen sich selbst erratisch (re-)konstruiert: Er komponiert sich als einen Solitär, besonders sich als Freigeist, der qua Genialität, durch überlegene Cleverness und eine Portion Hemdsärmeligkeit die Spiele der Macht und der Mächtigen durchschaut. Mit Hilfe dieser Öffentlichkeit kann er sein gebrochenes Verhältnis zur deutschen Wirtschaftselite vorführen. Da er seine eigene Karriere und seine herausragende Funktion nur durch den Widerstand gegen die geltenden Regeln im ‚Gehäuse der betrieblichen Herrschaft‘ (Max Weber) erreicht hat, wird das Feuilleton zur Plattform, auf der er z.B. mit dem verkrusteten Regelrepertoire deutscher (Standort-)Bedingungen abrechnen kann. In der Pose des individualistischen Außenseiters schreibt er gegen eine Gemeinwohlperspektive mit ihren

Begrenzungen für den Einzelnen. Diese a-moralische Haltung und seine durchgängig von persönlichen Interessen geleitete Lebensführung werden durch den Erfolg als Top-Manager rationalisiert und durch das Motto der Autobiographie gerahmt.

Ferdinand Piëch hingegen schreibt in seiner *Auto.Biographie* (2002) für eine an technischen Sachverhaltsdarstellungen interessierte Öffentlichkeit. Bereits hier legt der Titel diesen Zuschnitt nahe: Es ist die biographisch gerahmte Auto-Geschichte. Mit dieser Referenz an ein technikbegeistertes Publikum gelingt ihm der Coup, eine Werkgeschichte zu präsentieren, die ohne seine Person so nicht möglich war und ist. Im Vordergrund steht nicht die Person des Autors, sondern die automobilen Technikentwicklung. Beim Lesen wird allerdings ersichtlich, dass der Autor über seine Person und seine persönlichen Eigenschaften wie Pioniergeist, Sachverstand und Tatendrang automobilen Geschichtsschreibung verfasst. Die Geschichte der Entwicklung des Automobils ist an seine Person gebunden und ohne seine Person nicht denkbar.

Im Falle der Autobiographie von Carl H. Hahn wird die Öffentlichkeit im Umkreis des Konzerns gesucht. Die Autobiographie ist den „Mitarbeitern von VW“ gewidmet. Mit diesem Kniefall vor den Werkträgern gelingt es ihm, ein Tribunal für einen konzerninternen Insiderkreis zu inszenieren. Seine Autobiographie liest sich wie Aufdeckungsjournalismus, in der der Autor gegen eine Rufschädigung anspricht. Nicht nur den Werkträgern, sondern vor allem den Führungskräften dieses Konzern scheint er mit ‚eingeweihtem‘ Sachverstand über sein Lebens-Werk Rechnung ablegen zu wollen. Auch er sieht sich als Protagonist, der die Konzern- und Industriegeschichte wesentlich mit gestaltet hat.

Für tradierte Formen autobiographischen Schreibens galt das erfolgreiche, gelungene und insofern auch das ‚zu Ende gebrachte‘ Lebenswerk als Voraussetzung und zugleich als Motiv für eine Selbst-Veröffentlichung. Hier lassen sich Differenzen zu den aktuellen Autobiographien feststellen. Carl H. Hahn greift das klassische Moment des Alters als Schreib Anlass auf. Im Rückblick wird sein Insiderblick als Herrschaftswissen vermarktet. Ferdinand Piëch als noch tätiger Manager kann ein solch ‚abgerundetes Lebenswerk‘ nicht vorstellen und fokussiert deshalb (und zwangsläufig) auf die realisierte Umsetzung technischer Visionen. Bei Hans-Olaf Henkel, der, wie auch Carl H. Hahn, faktisch nicht mehr als Manager fungiert, aber dennoch über Medienpräsenz nach wie vor am öffentlichen Wirtschaftsdiskurs teilnimmt, steht eine spezifische Lebensphase im Vordergrund, in der ihm der Geniestreich einer außergewöhnlichen Karriere gelungen ist.

3.2 Der Darstellungsmodus: Erfolgsgeschichte als kohärentes Gesamtbild

Die autobiographischen Erinnerungstexte sind keine freien Produkte, die der Erzähler kreativ aus sich selbst schöpft; vielmehr sind die Texte an kulturelle Vorgaben gebunden, nämlich an Muster sinnvoller Lebensläufe und ihre formale (textliche) Verarbeitung. Das Erinnern erfolgt vom Heute aus und ist weder eine vollständige noch eine interesselose Beschreibung von vergangenen Ereignissen und Handlungssituationen. Vielmehr geben die hier zur Debatte stehenden Autobiographen Auskunft über kulturell gültige Standards von variablen gewordenen Strukturmustern, die aber durchaus eine angemessene Einschätzung dessen erlauben, was durch den Text ausgedrückt wird.

Mit Strukturmustern und Darstellungskonventionen autobiographischer Darstellung hat sich die Literaturwissenschaft beschäftigt. In der Mehrzahl befassen sich

diese Studien mit der Wende vom 18. Zum 19. Jahrhundert, da dieser Zeitraum gattungsgeschichtlich entscheidend ist und weil von dessen „Errungenschaften in der Theorie wie in der Praxis auch die gegenwärtige Autobiographie noch immer zehrt“ (Niggel 1977, XIV). Auf diese materialreichen Ausführungen über die Entwicklung der Gelehrtenautobiographie und ihre Übergänge zur Familienchronik einerseits und zur Apologie andererseits, der Übergang zum vollen Selbstbildnis, ihrer Individualisierung sowie der Verbindung von Berufs- und Abenteuergeschichte, Berufs- und Zeitgeschichte, Selbst- und Weltdeutung kann an dieser Stelle nur pauschal verwiesen werden. Insgesamt kann aber für unser Thema festgehalten werden, dass Lebensgeschichten eine einzigartige Quelle sind, wenn es um vergangene Prozesse aus einer Akteursperspektive geht, sie aber gleichzeitig nicht nur Informationen über Vergangenes bieten, sondern auch als Ausdruck aktueller Deutungsmuster gelesen werden können. Beide Lesarten setzen sowohl eine Analyse der Textstruktur als auch eine Analyse biographischer Muster voraus, über die sie realisiert werden.

Noch ein weiterer Aspekt ist für unseren Zusammenhang wichtig. Mit der Konzeption der (Auto-)Biographie als sozialem Gebilde spiegelt sich auch das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft als ein dialektisches wider (vgl. dazu auch Fischer-Rosenthal 1995). Lebensgeschichtliche Erlebnisse und Erfahrungen sowie gesellschaftlich angebotene Muster der Darbietung erlebten Lebens sind aufeinander bezogen. Mitunter heißt das auch, dass in (auto-)biographischen Selbstpräsentationen aus einem Wissensvorrat geschöpft wird, der sich im Laufe der Sozialisation sedimentiert und geordnet hat. Diese Einordnungen konstituieren (Lebens-)Erfahrungen im Erzählprozess als sinnhaft und kohärent oder, wie es Rosenthal formuliert als „gestalthaft“ (Rosenthal 1995, 99)⁵. In der (auto-)biographischen Gesamtsicht werden sie zum „latent wirkenden Mechanismus“ (a.a.O., 13), für den Rückblick auf die Vergangenheit zum einen, für den Blick auf gegenwärtiges und zukünftiges Handeln zum anderen.

Auch die hier interessierenden Autobiographen (re-)konstruieren ihr Lebenswerk als Endprodukt einer biographischen Kette, das einer Kohärenz- und Konsistenz-Verpflichtung unterliegt und teleologisch fundiert wird. Vor der Vergleichsfolie anderer denkbarer Realisierungsformen und Deutungen (z.B. die Lebensgeschichte als Such- und Entwicklungsprozess, in der u.a. immer wieder erneute Richtungsänderungen relevant werden), wird in den auto-biographischen Darstellungsformen der Wirtschaftselite deutlich, dass sie allesamt einen Darstellungsmodus wählen, in dem die eigene Lebensgeschichte intentional-zielgerichtet rekonstruiert wird. Vor der Kulisse des Erfolgs münden im Akt des Schreibens Ereignisse und subjektive Lebenserfahrung in einer Lebensdarstellung. Diese Lebensereignisse und -erfahrungen werden mit Deutungen und (Eigen-)Theorien versehen und gerahmt, denn nur so gelingt es, einen systematischen Zusammenhang zwischen der erlebten Geschichte der Erzählpersonen und dem erfolgreichen Lebenswerk zu präsentieren.

5 Gabriele Rosenthal arbeitet verschiedene lebensgeschichtliche Voraussetzungen zur Gestaltung einer (kohärenten und konsistenten) Lebenserzählung heraus. So ist die (auto-)biographische Großerzählung an bestimmte Bedingungen gekoppelt, damit sie überhaupt und ohne weitere Anstrengungen erzählt werden kann. Dazu gehören „kognitive Kompetenzen“ und die Einsicht in „eine biographische Notwendigkeit zur Erzählung“, die im Laufe der Sozialisation angeeignet werden, ein gewisses Ausmaß an „biographischen Handlungsspielräumen und Wechseln in der Lebensführung“, die „Kongruenz von erlebter Lebensgeschichte und biographischer Gesamtevaluation“ und ein nicht „zerstörter Lebenszusammenhang“ (vgl. Rosenthal 1995, 99 f.).

Das in allen autobiographischen Darstellungen dokumentierte vitale Interesse, die eigene (Erfolgs-)Geschichte als stimmiges und kohärentes Gesamtbild zu rekonstruieren, soll im Folgenden näher betrachtet werden, weil die Autoren unterschiedliche Darstellungsformen wählen, ihren exzeptionellen Erfolg öffentlich zu präsentieren, bzw. die Schreibanlässe auch über solche kohärenten Selbststilisierungen begründet werden können. Dass in solchen Selbststilisierungen (Deutungen, theoriehaltigen Rückblicken und resümierenden Gesamtevaluationen) schwierige Lebensumstände, widersprüchliche Lebensphasen, Unstimmigkeiten im Lebenszusammenhang oder gar alltagsweltliche Unzulänglichkeiten (mehr oder weniger) geglättet dargestellt, gar ausgelassen oder dramaturgisch so in Szene gesetzt werden, dass sie das Gesamte in einen konsistenten Zusammenhang zu bringen vermögen, ist durch die (Auto)Biographieforschung belegt und gilt auch für ‚unsere‘ Autoren (vgl. dazu auch Kapitel 2). Selbstdarstellungen sind insofern immer selektive Vergegenwärtigungen, in denen Zusammenhänge gestiftet werden, die es so vorher gar nicht geben konnte (vgl. dazu u.a. Hahn 2000).

Exemplarisch hierfür steht die autobiographische Selbstdarstellung von Hans-Olaf Henkel. In seiner (auto-)biographischen Perspektive wird der eigene Berufserfolg als eine Art Fügung rekonstruiert und präsentiert und zwar: ohne Werk. Denn das, was sein erfolgreiches Wirken ausmacht, ist er selbst, der geniale Manager. Mitunter mag dieser Sicht ein großes Bedürfnis nach biographischer Integrität zugrunde liegen. Hans Olaf Henkel orientiert seine Lebenserinnerungen am klassischen Bildungsroman. Allerdings folgt sein Erzählprinzip keinem Entwicklungsprinzip, denn seine Erfahrungen werden nicht unter den Aspekten vorgeführt, wie sein Leben durch das Lernen an sozialen Konflikten verlaufen ist; vielmehr werden die Porträtierungen seines Herkunftsmilieus- und seiner frühen Entwicklungsbedingungen, seine Persönlichkeitseigenschaften, der Karrierestart und der weitere berufsbiographische Verlauf in anekdotischer Form als eine Art Husarenstück präsentiert, das seine spätere öffentliche Funktion fundiert und legitimiert. Seine Lebensdarstellung gleicht einer heldenhaften Abenteuergeschichte, die er trotz manch diffiziler Situationen mit Bravour bewältigt. Der frühe Tod des Vaters führt zur frühen Selbstständigkeit, die Figur der Mutter provoziert Rebellion und eine autonome Persönlichkeit – Eigenschaften und Selbstbewusstsein, die sich in den späteren Etappen seiner ‚Erfolgstour‘ als hilfreich erweisen. In der Darstellung seiner Lebenserinnerungen wird der Status Quo des Erreichten ex post über dieses persönliche Vermögen erklärt.

Demgegenüber steht eine Haltung der eigenen Biographie gegenüber, in der der eigene Berufserfolg auf einem geschaffenen Werk fußt. Hier besteht die Aufgabe, das geschaffene Lebenswerk mit der Person zu verbinden. Diese Differenz zwischen Person und Werk setzt die Autoren gewissermaßen unter einen Erwartungsdruck, den eigenen Erfolg (auch öffentlich) immer wieder zu vermitteln, mitunter den Erfolg im Nachtrag zu plausibilisieren und zu rechtfertigen, um so das Erreichte in die Zukunft zu retten. Die Lebenserinnerungen des Carl H. Hahn lesen sich an vielen Stellen wie Abhandlungen, die Sicht der Außenwelt mit der eigenen Selbstwahrnehmung zu synchronisieren. Der Autor porträtiert sich mit einem Insiderblick auf VW, mehr noch, er charakterisiert sich als einen exzeptionellen Insider. Zugleich scheint er persönlich enttäuscht und steht so offenbar unter Druck, einen berufsbiographischen Bruch, konkret: ein Ausscheiden als Vorstandsvorsitzender bei VW, der von ihm selbst (wohl aber auch von anderen) als „Rauswurf“ beschrieben wird, nachträglich zu ver-

arbeiten. Mit seiner Autobiographie scheint er über diese Phase Zeugnis abzulegen, weil die berufliche Zäsur Zweifel an der Integrität seiner Person aufkommen lässt und dadurch die Nachhaltigkeit seiner Schaffensperiode geschmälert werden könnte. Es gilt, gegen eine solche Rufschädigung anzuschreiben, und mit viel Argumentationsaufwand wird im Nachtrag noch einmal ‚seine‘ Art der Unternehmenspolitik vorgeführt. Sein Lebenswerk ist der Konzern, und das (Anerkennungs-)Bedürfnis besteht darin, die eigene (heroische) Rolle in der Konzerngeschichte festzuschreiben. Im Gegensatz zu dieser Rechtfertigungsform autobiographischen Erinnerns kommt die Selbstdarstellung des Autors Ferdinand Piëch selbstbewusster im wörtlichen Sinne von ‚sich seiner selbst bewusst‘ daher. Doch auch hier wird die Verbindung und Vermittlung von Werk und Wirken notwendig. Der Autor komponiert das Bild einer genuin erfolgsverwöhnten Familie, innerhalb derer er sich zum automobilen Kenner und technikbegeisterten Experten entwickeln und profilieren kann. Mit Nachdruck wird die enge Beziehung zwischen ‚auto‘-nomer Persönlichkeit und Wirk- bzw. Technikgeschichte vermittelt. Nicht nur die angestammte Herkunft verbürgt seine exzeptionelle Karriere; vielmehr sind es seine automobilen Vision, sein Interesse an Technik und die Nähe zu den Werkstätten, die seinen Weg in die Position als Aufsichtsratsvorsitzenden beglaubigen (sollen). Mit Beharrungsvermögen und rhetorischer Fingerfertigkeit wird diese kohärente Darstellung eines ‚Machers‘, der Technikgeschichte geschrieben hat, vorgelegt.

Bis hierher lässt sich festhalten: Die aktuellen Autobiographien der Wirtschaftselite enthalten kohärente Selbstdarstellungen, in denen Leben und Werk als ein in sich stimmiges Gesamtarrangement dargestellt werden. Im Vergleich kristallisieren sich allerdings zwei unterschiedliche Argumentations- und Deutungsmuster heraus, mit denen diese kohärenten Figuren gelingen. Dies ist zum einen eine vorwiegend selbstbezogene Deutung der eigenen Lebensgeschichte. Der Darstellungsmodus, mit dem das Besondere und Außergewöhnliche der Person vorgeführt und legitimiert wird, fokussiert vor allem auf eine ‚interne Referenz‘. Werk und Person sind identisch. Dem gegenüber steht das Deutungsmuster der ‚externen Referenz‘, bei dem es um die Differenz zwischen Person und Werk geht. Die lebensgeschichtliche Darstellung kann hier nur über eine Vermittlung zwischen öffentlich anerkanntem Werk und Person gelingen. Während das erfolgreiche Lebenswerk des Top-Managers Hans-Olaf Henkel selbst-bezüglich entworfen und vorgeführt wird, der Erfolg seines Lebens mithin ‚sein Leben‘ selbst ist (interne Referenz), nehmen die Autoren Hahn und Piëch externe Referenzen für ihr Lebenswerk in Anspruch. Sie pochen auf ihr ‚Urheberrecht‘. Für eine kohärente (Re-)Konstruktion des eigenen Erfolgs müssen notwendigerweise und öffentlichkeitswirksam plausible Verknüpfungspunkte zwischen Wirken und Werk hergestellt werden.

3.3 Das Herkunftsmilieu als Medium elitärer Selbstvergewisserung

Mit mehr oder weniger detaillierter Auskunftsbereitschaft geben alle Autobiographen Einblick in ihr Herkunftsmilieu und ihre frühen Sozialisationsbedingungen. Sie setzen die Leserschaft über ihr kulturelles und finanzielles Vermögen einer bürgerlichen Herkunft in Kenntnis, beschreiben ihr Herkunftsmilieu als gutsituiert oder gar vermögend und veranschaulichen sich als Unternehmersöhne aus wirtschafts- oder bil-

dungsbürgerlichen Herkunftskontexten⁶. Damit entsprechen die Darstellungen der hier zur Diskussion vorliegenden Autobiographien den Ergebnissen verschiedener sozialwissenschaftlicher Untersuchungen, die sich mit der Reproduktion der Wirtschaftselite und den nach wie vor geltenden Selektionsmechanismen und exklusiven Rekrutierungsstrategien beschäftigt haben (vgl. dazu Hartmann 2001, 2002, 2003). Nicht Leistung, sondern die soziale Herkunft verschaffe dem Nachwuchs der „besseren Kreise“ einen „uneinholbaren Vorsprung, wenn es um die Besetzung von Spitzenpositionen in der deutschen Wirtschaft geht“ (Hartmann 2003, 50). Die vorliegenden Autobiographien der Top-Manager bestätigen dieses Bild einer privilegierten Gesellschaftsschicht, die über die Möglichkeiten verfügt, über die sozio-kulturellen Reproduktionsbedingungen zu wachen und diese mit auszugestalten.

Zugleich – und damit öffnet die Analyse der autobiographischen Texte einen weiteren Horizont im Kontext der Elitendiskussion – zeichnen die Selbstdarstellungen der verschiedenen Autoren ihre je eigene Sicht auf den Zusammenhang zwischen Herkunft und späterem (Berufs-)Erfolg. Dabei wird die Konstruktionslogik eines (wirtschafts-)bürgerlichen Habitus vorgeführt, auf den die Autobiographen gleichzeitig angewiesen sind. Die Herkunftsfamilien werden gleichsam zur Bühne, auf der sie sich als Nachkommen langer Familientraditionen inszenieren und auch zu stilisieren vermögen. Damit wird, so die These, die symbolische Repräsentation der traditionsreichen – oder zumindest als solche prätendierten – Herkunft auch zum Medium ständischer (modern ausgedrückt: elitärer) Selbstvergewisserung. Die (wirtschafts-)bürgerliche Herkunft wird zum ‚Ausweis‘ der späteren Erfolgsbiographie.

Diese These einer (wirtschafts-)bürgerlichen Herkunft als Ausweis oder Erkennungszeichen für extraordinäre Karrieren und Werkgeschichten soll im Folgenden noch etwas genauer erläutert werden. Die Gemeinsamkeit in der Differenz ist hier die lebensgeschichtliche Konstruktion eines (wirtschafts-)bürgerlichen Habitus, mit dem und vor dem sie ihr eigenes Lebenswerk dechiffrieren. Unterschiede zeigen sich im Selbstverständnis, und es lassen sich unterschiedliche Figuren rekonstruieren: der ‚Citoyen‘, der ‚Erbsohn‘ und der ‚Traditionalist‘.

Die Figur des Citoyen findet sich in der Autobiographie von Hans-Olaf Henkel. Der Autor legt hier großen Wert darauf, sein Elternhaus als Stätte traditionsverbürgter Wohlsituertheit zu charakterisieren. Er ist ein versierter Kenner der Kompositionselemente dieses soziokulturellen Erfahrungsraums. Weite Teile seiner Autobiographie geben detailliert Auskunft über das Gefüge eines bürgerlichen Wertheimmels der Hamburgischen Unternehmensfamilie samt den Insignien dieser Wohlsituertheit, wie etwa, dass das Elternhaus über ein Musikzimmer verfügt, in dem sich ein Rokokogalan aus Meißner Porzellan sowie Adolph Menzels Gemälde des Flöte spielenden Preußenkönigs befindet. Die Entwicklungsjahre des Autors, die in der gesamten Autobiographie einen breiten Raum einnehmen, werden als saturierte Form des Heran-

6 ‚Bürgerlichkeit‘ ist alles andere als eine systematische Kategorie (vgl. dazu u.a. Kocka 1987, Berg-hahn/Unger/Ziegler 2003). Mit Blick auf das 19. Jahrhundert bezog sich der Begriff auf eine Vielzahl unterschiedlichster sozialer und kultureller Tatbestände. Es handelt sich um einen Kultur- und Lebensstil, der durch zahlreiche sehr verschiedene Bestimmungsmerkmale charakterisiert ist, die vom Besitz über den Beruf, das Konnubium, die Bildung, die Sozialmoral und ästhetische Leitvorstellungen, ein besonderes Verständnis von Familie bis hin zum Konsumstandard reichen. Eine berufsbezogene Funktionalität von Bürgerlichkeit im Unternehmertum unterlag indessen steter Veränderung. Hier fällt es schwer, einen Zusammenhang zwischen sozialen Strukturmerkmalen des Wirtschaftsbürgertums einerseits und jenen Faktoren herzustellen, welche die Identität der einzelnen Gruppierungen prägen.

wachsens zwischen situationsangemessener Anpassung und situativ-sanktionsloser Verweigerung vorgestellt. Zugleich ist ihm daran gelegen, sich von dem (inszenierten) bürgerlichen Sinnuniversum der Eltern abzugrenzen, und er entwirft sich als einen modernen und in diesem Sinne auch freiheitsliebenden und unabhängigen Mann, der die bildungsbürgerlichen Traditionen durchaus kennt, sie aber zu dechiffrieren weiß und somit nicht in ihnen aufgeht. Die jugendliche Rebellion gegen die Mutter findet beispielsweise ihren Ausdruck im Jazz aus der ‚neuen‘ Welt, der sich als ‚hybride‘ Form avantgardistischer Haltung interpretieren lässt und in dem sich für den Erzähler ein Kompromiss zwischen bürgerlicher Tradition und selbstbestimmten Freiräumen konstituiert. Der Vater, der als die zentrale Orientierungsfigur seines Lebens charakterisiert wird, wird als erfolgreicher Unternehmer mit extravaganter Habitus vorgestellt. Er wird vom Sohn als ein Bonvivant gezeichnet, weil er, der Vater, es verstünde, seine Vorliebe für die ‚schönen Dinge des Lebens‘ auszuleben. Während sich in der Figur des Vaters selbstbewusst das Hamburger Wirtschaftsbürgertum verkörpert, kommt die Mutter aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. In den Augen des Erzählers erweist sie sich jedoch als anpassungs- und lernfähig und fügt sich alsbald in ein Familienarrangement, in dem der Mann über die ökonomische Quelle bürgerlicher Zugehörigkeit verfügt und sie fortan den Part der ästhetischen Repräsentation verkörpert. Zielstrebig organisiert sie das kulturelle und gesellige Leben der Familie und füllt damit zugleich den bürgerlichen Lebensentwurf aus, der eben nicht nur Arbeit, sondern auch ästhetische Formgebung hochschätzt. Die Beschreibung dieses komplementären Arrangements legt die Interpretation nahe, dass die Nobilitierung des erfolgreichen und erfolgsverwöhnten Vaters durch die Mutter sozial und kulturell ummantelt, ausgestaltet und ‚geerdet‘ wird. Die Mutter sei eine ‚Handwerkerin‘ der Distinktion ohne explizites Bemühen. Ihre familiäre Statusarbeit gelte vor allem den Kindern, denen sie das Gefühl vermitteln möchte, zur ‚guten‘ Gesellschaft zu gehören – immer unter der stillschweigenden Voraussetzung, dass dies schon immer so gewesen sei. Nach dem frühen Tod des Vaters übernimmt die Mutter beide Funktionen. Sie ist die Hüterin des Hauses und des Geldes. Sie hievt den ‚Schulversager‘ Henkel nachgerade in eine unternehmerische Position. Der Sohn soll den über den Vater erreichten Familienstatus erhalten und weiter leben.

Insgesamt wird das Familienleben vom Autor Henkel als harmonisch und geradezu idyllisch beschrieben, die Eskapaden des ‚lebenslustigen‘ Vaters, die der Erzähler nach dem Tod des Vaters durch die Mutter erfährt, vermögen dieses einvernehmliche und emotionale Verhältnis sowie das geradezu barock gezeichnete Gemälde einer Familienidylle – zumindest im autobiographischen Rückblick – nicht zu stören. Sein Herkunftsmilieu fördert und fordert von ihm, das bürgerliche Bekenntnis und den merkantilen Erfolg des Vaters – wenn auch mit eigenen Akzenten – zu leben. Gleichzeitig wird die spätere Karriere vor diesem Fundus an bürgerlichen Grundkenntnissen aufgespannt – zunächst in kritischer Perspektive. Vor der Vergleichsfolie des Bourgeois stilisiert sich Henkel als Citoyen und sucht sich als Städter und Weltbürger, als Intellektueller und Individualist in Szene zu setzen. Dies tut er freilich, ohne die Ressourcen des eigenen Herkunftskontexts in Frage zu stellen oder sich gar von ihnen zu lösen. Dieser Verweisungszusammenhang gibt Aufschluss über die Konstruktionsprinzipien von Elitehandeln, denn, so ließe sich pointiert formulieren, die extraordinäre Karriere eines Hans-Olaf Henkel kommt ohne die Anleihen an (Bildungs-)Bür-

gerlichkeit nicht aus und kann nur vor diesem Entwurf bürgerlicher Ressourcen erklärt und legitimiert werden.

Zugleich unterläuft der Autobiograph im ‚Zugzwang‘ seiner Selbstdarstellung diese kritische und unabhängige Perspektive. An vielen Stellen ‚outet‘ er sich selbst darstellungsverliebt über Distinktion und elitäres Statusdenken – so erfährt die Leserschaft dann auch über seine Mitgliedschaft im Barackpore-Jachtclub, seine Vorliebe für Bauhaus-Repliken und Zigarren der Marke Cohibas. Der bildungsbürgerlich vorgetragene Habitus und die intellektuelle Attitüde eines ‚Eingeweihten‘ verkehren sich unter der Hand in ein distinktes Bemühen um Zugehörigkeit zur (Wirtschafts-)Elite in der Art eines Neureichen. Exemplarisch sei an dieser Stelle noch eine kleine Episode zitiert, mit der der Autor seine legitime Zugehörigkeit zur ‚guten Gesellschaft‘ unter Beweis stellen möchte. Kurz zum Kontext der Passage: Bevor der Autor studiert, absolviert er eine Lehre bei einer Speditionsfirma. Diese Jahre werden gewissermaßen als die lehrreichen Entwicklungsjahre des späteren Top-Managers vorgestellt. Sie dienen dazu, seine (große) Zukunft vorzubereiten. In der Art und Weise, wie der Autor die Welt der Speditionsfirma malt, zeigt sich, dass er ‚eigentlich‘ zur anderen Seite gehört und gehören möchte. Erinnert werden vor allem Situationen, in denen er den Reichen und Mächtigen begegnet. Beispielhaft für diese Erinnerungen ist dann eben folgende kleine Begebenheit, in der der Autor als Lehrjunge in einem noblen Hotel für seine Botentätigkeiten ein Trinkgeld erhält und diesen Botenlohn als Demütigung erfährt:

Das Geldstück brannte in meiner Hand. Mit rotem Kopf erinnerte ich mich an den Rat meiner Mutter, niemals Trinkgeld anzunehmen, es aber immer reichlich zu geben. Ich eilte, von Peinlichkeit getrieben, zu dem nahe gelegenen Spezialgeschäft ‚Pfeifen Tesch‘, um die verhasste Münze schnellstmöglich wieder loszuwerden. Seit langem hatte ich mir eine Pfeife gewünscht, und so tröstete ich mich über den unangenehmen Vorfall, was allerdings die Folge zeitigte, dass ich für einige Jahre Pfeifenraucher wurde. (Henkel 2002, 52)

Das Geben und Nehmen von Trinkgeld symbolisiert hier das ‚oben‘ und ‚unten‘ und wird zur Statusdemonstration gesellschaftlicher Verkehrsformen. Die Passage ist ein Dokument dafür, dass dem Autor ein stratifikatorisches Unrecht widerfährt, das ihn ganz offensichtlich brandmarkt und umgehend in ‚demonstrativen Konsum‘ verwandelt wird. Der unangenehme Vorfall transportiert eine ganz spezifische Selbstdeutung: Obwohl er als Top-Manager klein angefangen hat, gehört er bereits in jungen Jahren ‚dazu‘; es ist evident, dass der Autor hier dem ‚Zugzwang‘ bürgerlicher Status(re)produktion unterliegt.

Eine weitere Figur, mit der im nachdrücklichen Rekurs auf die eigene Herkunft Erfolg gerahmt wird, dokumentiert sich in der Autobiographie von Ferdinand Piëch. Sein Erkennungszeichen ist die Familiendynastie. Er ist der Erbsohn, der am Erfolg lernt und am Erfolg partizipiert. Weniger detailverliebt als der Autobiograph Henkel, dafür aber geradezu mit kokettem Understatement entwirft der Autor Ferdinand Piëch ein Familienleben und -arrangement, das ebenso das klassische bürgerliche Familienbild samt dazugehörigem Habitus kolportiert. Piëch stammt aus einer großbürgerlichen Industriellendynastie. Die Gepflogenheiten und der Umgangsstil seines Herkunftsmilieus dokumentieren sich in fragmentarischen Einsprengseln über materielle

und symbolische Insignien von Reichtum und Macht wie z.B. die Villa am See, Bedienstete, zu denen u.a. auch ein Chauffeur gehört, beiläufige Hinweise, die einen flüchtigen Einblick in seine (groß)bürgerliche Umgebung geben und bei der geneigten Leserschaft nachgerade Neugier und Interesse an den Familien- und Lebensverhältnissen zu wecken vermögen. Da die Familiendynastie öffentlich bekannt ist, nimmt dies vom Erzähler die Erwartung, nähere Details zu offenbaren. Die autobiographischen Erinnerungen lassen allerdings vermuten, dass ihm gerade daran gelegen ist, eine behütete Kindheit im Rahmen einer angesehenen Familie zu beschreiben. Auch Ferdinand Piëch nennt den Vater als die wegweisende biographische Schlüsselfigur, obwohl – handlungsfaktisch – die Mutter die Alltags- und Erziehungspraxis bestimmt. Sie ist eine Patriarchin *par excellence*, geizt mit Anerkennung und Nähe, entscheidet beispielsweise eigenständig über den Internatsaufenthalt des Sohnes und moduliert dessen Berufswünsche. Auch in originär ‚männlichen‘ Gefilden erweist sie sich als kompetent und zupackend. So wird ausführlich beschrieben, wie die Mutter unter den stolzen Blicken des Sohnes in der Lage ist, einen Reifenwechsel vorzunehmen und damit das gängige geschlechtsspezifische Stereotyp – zumindest oberflächlich gesehen – konterkariert. Unter der Oberfläche reproduziert der Erzähler allerdings die gängigen Geschlechterklischees, obwohl die Mutter – situationsspezifisch – aus diesem Zurechnungsschema auszubrechen vermag. Im Gegensatz zur Mutter bleiben der Vater und der Großvater blass, obwohl sie den Grundstein für Piëchs spätere Faszination an Autotechnik legen. Über sie wird ein naturwüchsiger Zugang zum Familienwerk vermittelt und die Karriere im Unternehmen geebnet. In den Kindheitserinnerungen ist der Autor bemüht, sich vom Vater und Großvater abzugrenzen und sich als eigenständige Persönlichkeit und spätere Führungskraft zu konturieren. Er will (als Kind) nicht arbeiten wie sie, denn in seinen Augen sind sie ‚Schreibtischtäter‘. Mit dieser kindlichen Opposition konturiert er sich bereits im ersten Kapitel seiner Autobiographie als ‚Mann der Tat‘ und praxisnah. Er ist bestrebt, aus dem Geltungsbereich der Väter zu treten, um ein eigenes Profil zu entwickeln.

Doch trotz der individuellen Abgrenzungsproblematik, die seine Herkunft ‚naturwüchsig‘ mit sich bringt, ist er zugleich auf die tragenden Säulen einer Industriedynastie angewiesen. Ingenieurwissenschaftlicher Sachverstand scheint allein nicht auszureichen, um eine Karriere als Vorstandsvorsitzender zu beglaubigen. Wie bei dem Autor Hans-Olaf Henkel auch, liegt dem Autobiographen Ferdinand Piëch daran, das Herkunftsmilieu als Erkennungszeichen zu inszenieren, als eine Art Ausweis sozial-kulturellen Kapitals. Im Vergleich zum Autor Henkel wird dieser Habitus weniger präventiv akzentuiert, weil das Wissen um die unternehmerische Familientradition öffentlich bekannt ist. Trotzdem kommt auch er nicht umhin, sich zu beglaubigen. Der manageriale Erfolg und die erreichte Position eines Top-Managers nötigen ihm auf, sich als etablierten Großbürger zu präsentieren. Er ist kein Aufsteiger, der seine Reputation protzig unter Beweis stellen muss. Understatement und der beherrschte Ton seiner Selbstdarstellung lassen ihn als ‚Erbsohn‘ reüssieren, obwohl er bemüht ist, sich von den ‚Über‘-Vätern abzugrenzen. Insgesamt stellt sich die Autobiographie des Ferdinand Piëch als ein Gemisch aus Abgrenzung und Besonderung, Legitimation und Verpflichtung gegenüber der Familientradition dar.

Eine weitere Variante, die eigene Herkunft als distinktes Erkennungsmerkmal der Zugehörigkeit zu nutzen, dokumentiert sich im Typus des ‚Traditionalisten‘. Dieser Typus findet sich exemplarisch in der Autobiographie des Carl H. Hahn. Der Autor

legt hier großen Wert darauf, die Leserschaft über seine unternehmerische Familientradition zu informieren, in der der bürgerliche Tugend- und Wertekanon gepflegt und vermittelt wurde. In seinem, auch nachträglichen Bemühen, sich als Top-Manager Geltung zu verschaffen, verweist er immer wieder auf seine ‚allseitig gebildete Persönlichkeit‘, die er im Rekurs auf sein (wirtschafts-)bürgerliches Herkunftsmilieu zu belegen sucht. Bemerkenswert ist hier zum einen, dass er seine autobiographische Darstellung als ‚Literaturproduktion‘ vorlegt. Das Erinnerungswerk wird mit einem „Prolog“ eröffnet. Diese Form bedient bereits den klassisch bildungsbürgerlichen Schreibkontext. Der Text beginnt, für die literarische Form des Prologs nicht ungewöhnlich, mit einer Metakommunikation, also eine direkte Ansprache des Lesers über Sinn und Zweck der Unterhaltung. Zum andern schlägt der Autor bei der Porträtierung seines Herkunftsmilieus einen weiten Bogen und malt damit eine Familientradition, die vor allem im Hinblick auf die Meriten, welche sich die Vorfahren im Dienste der Allgemeinheit als leitende Angestellte und Unternehmer erworben haben, vorgestellt wird. Der Großvater, so erfahren wir, leitete Fabriken; der Vater ist in gehobener Position beim Fahrzeughersteller DKW; die Mutter, die in der autobiographischen Darstellung eine untergeordnete Rolle spielt, stammt ebenfalls aus einer Industriellenfamilie. Mit dieser Verortung der gesamten Familie ist der Grundstein für die Nähe des Autors zur Unternehmenswelt vorgegeben. Vor allem über den Vater lernt der Autobiograph früh, was eine Führungskraft braucht: in großen Linien zu denken, ökonomische Strategien zu entwickeln, das Interesse der Allgemeinheit zu bedienen. Über die Wertekontexte Humanismus und Katholizismus werden seine Überlegenheit, seine allseitig gebildete Persönlichkeit und seine ‚Weitläufigkeit des Denkens‘ begründet, allesamt Eigenschaften, mit denen er sich in seiner eigenen beruflichen Laufbahn von denjenigen Funktionseliten abzusetzen scheint, die in lediglich ökonomischen Verwertungsformen denken würden. Während der Vater als praktizierender Katholik beschrieben wird, wird die Mutter als feinsinnig und musisch veranlagt vorgestellt. Das Geschlechterarrangement ist, wie bei den anderen Autoren auch, traditionell, denn auch hier werden die Sphären Beruf und Privatleben gemäß den geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten verteilt. Insgesamt wird auch hier deutlich, dass die spätere Top-Manager-Funktion nicht ohne die Kapitalien einer bürgerlichen Herkunftsfamilie auskommt, die, wenngleich weniger elitär vorgetragen, so doch im Ideal wirtschaftsbürgerlicher Traditionen verhaftet sind und das Rückgrat für seine eigene Lebens-Leistung stellen. Sein Führungsanspruch ist nicht ohne diese Anleihen an Bürgerlichkeit zu erklären, die wiederum in der Familientradition verankert sind.

Letztlich dokumentieren die vorgestellten Autobiographien beispielhaft ein gemeinsames (wirtschafts-)bürgerliches Bekenntnis: Vor dem Vergleichshorizont des Kleinbürgers, aber auch des Aufsteigers, legen die Autoren Wert darauf, sich als Nachkommen langer Familientraditionen zu porträtieren. Anders gewendet: Ohne den Rekurs auf Bürgerlichkeit und damit auf zunächst nicht direkt funktional erscheinende Zusatzhorizonte kommt die ökonomische Elite nicht aus. Alle Autoren entwerfen ein bürgerliches Familienbild, in dem die Vater- und Mutterfiguren über die traditionellen Heterostereotypen entworfen werden und in mancherlei Hinsicht an den bürgerlichen Geschlechterdiskurs des 19. Jahrhunderts erinnern (vgl. dazu Frevert 1995, Leszczenski/Wörner 2003). Die Väter werden über ihren merkantilen Erfolg eingeführt; die Frauen werden trotz der Zuständigkeit für die nicht entlohten Reproduktionsarbeiten nicht als Hausfrauen beschrieben; vielmehr sind sie als kulturelle Reprä-

sentantinnen und Statuszuarbeiterinnen tätig. Diese innere Architektur der Familien lässt sich als tragende Säule für eine angemessene Lebensführung interpretieren, nämlich die über geschlechtsspezifische Arbeitsteilung geleistete Vermittlung von ‚Heim‘ und ‚Welt‘, ‚Außen‘ und ‚Innen‘, von Arbeit und Familie.

Inmitten der ressourcenreichen Herkunftsfamilien entwickeln die späteren Top-Manager habituelle Haltungen und Kompetenzen, die sie – ex post – in den Zusammenhang mit ihren exzeptionellen Berufsbiographien stellen. Bei dem Autor Carl H. Hahn sind es der ‚unternehmerische Instinkt‘, die allseitig gebildete Persönlichkeit und eine glückliche Hand im Umgang mit anderen Menschen (insbesondere Führungskräften); bei Hans-Olaf Henkel sind es seine Individualität und Autonomie, die Entschlossenheit und der Mut, sich gegen Moral und Institutionen zu behaupten; bei Ferdinand Piëch sind es das Selbst-Bewusstsein eines ‚Erbsohnes‘ und ein sicherer Instinkt für Macht.

4. Fazit

Autobiographien sind Choreographien eines Ich-Erzählers mit seinem lebensgeschichtlichen Material. Wir erfahren durch eine Autobiographie nicht, wie der Mensch war oder ist – noch nicht einmal, wie er sich tatsächlich sieht. Stattdessen erfahren wir, wie er sich und seine Biographie in einem spezifischen Kontext von medialer Öffentlichkeit darstellt. Und genau dies macht Autobiographien zu einer bemerkenswerten Datenquelle, mittels derer ein spezifischer Einblick in die Topographie symbolischer Sinnwelten und Ordnungen gelingt, nämlich Elite über die Selbstdarstellung von Elite zu rekonstruieren. Zugleich sind Autobiographien Selbstdarstellungen im öffentlichen Raum. Sie dokumentieren damit auch einen spezifischen Typus von Kommunikation, in der eine historisch und sozial bestimmte Subjektivität im Hinblick auf soziale Positionierung, Sprachform, Selbstdarstellung, aber auch in Begriffen und Grenzen der Selbstinterpretation hergestellt und interpretiert wird (Sloterdijk 1978, 6). Insofern enthalten Autobiographien immer auch kulturelle Vorgaben, die auf den jeweiligen Kontext des autobiographischen Schreibens verweisen. Um vom Eigenen öffentlich reden zu dürfen, müssen autobiographische Selbstdarstellungen einen sozialen Erwartungshorizont bedienen und an kollektive Relevanzen anschließen – für die hier zur Debatte stehenden Autobiographien der Wirtschaftselite ist dies die soziale Prämisse des Karriereerfolgs – eine Melange aus Karriere und (persönlich zurechenbarer) Leistung, die durch öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung zum Erfolg wird und über eine repräsentative Apologie aufrecht erhalten werden kann und aufrechterhalten werden muss.

Am empirischen Material aktueller Autobiographien kann gezeigt werden, mit welcher Formensprache, mit welchen Strukturelementen und mit welchen Selbstdarstellungsgebärden sich die Wirtschaftselite entwirft und öffentlich präsentiert. Die Autobiographien geben damit einen ganz spezifischen Einblick in die Architektur von Eliteland. Das eigene Leben und das eigene Lebenswerk werden über Außergewöhnlichkeit projiziert, d.h. in den Selbstthematisierungen werden sowohl das Bemühen um Distinktion und Zugehörigkeit als auch eine Art Charismatisierung des Erfolgs zum Ausdruck gebracht. Der Erfolg des eigenen Wirkens wird nicht als leistungsverbürgte Karriere vorgestellt, sondern über charismatische Selbstdarstellung.

Damit wird gleichsam die Botschaft transportiert, dass wir es bei den Autoren mit Personen und Persönlichkeiten zu tun haben, die ein Anrecht auf ihre exzeptionellen Karrierepositionen haben bzw. gehabt haben, die es allerdings zu beglaubigen gilt. Dazu gehört zunächst einmal die Verbindung zwischen Wirken und Werk, Person und Erfolg. Der Schreibanlass mündet in dem Bestreben, den eigenen Erfolg ohne den Makel von schierer Leistungsverausgabung vorzuführen. Zu diesem Verfahren der Selbstausslegung und -bestätigung gehört aber ebenso, die bürgerliche Herkunft und die dazugehörige Lebensführung als nachgerade distinkte Erkennungsmerkmale der Elitezugehörigkeit zu nutzen. Autobiographien sind zwar der Ausdruck einer bürgerlichen Karriere *par excellence*. Zugleich erschöpft sich Bürgerlichkeit keineswegs in der Distinktion durch Karriere, d.h. darin, Unterschiede zu anderen sozialen Kreisen durch sozialen Aufstieg zu markieren und aufrecht zu erhalten. Vielmehr zeigt sich am Beispiel autobiographischer Textproduktion der Wirtschaftselite, dass im nachdrücklichen Rekurs auf die eigene Herkunft Erfolg gerahmt werden kann und muss.

Jede Selbstdarstellung praktiziert die Strategie unterschiedlicher Gewichtung. An dieser Gewichtung, so formuliert es Hansen (1992, 14) lässt sich nicht nur „die Art der gewünschten Aufwertung abschätzen, d.h. welchen Menschentyp man zu verkörpern, welche Rolle man zu spielen und welche Vorzüge man zu besitzen wünscht“, sondern es wird vor allem auch ein spezieller Legitimationsbedarf sichtbar, der sich aus der gewünschten Zugehörigkeit ergibt. Damit kann – quasi im Umkehrschluss – auch etwas über die Art und Weise in Erfahrung gebracht werden, wie die Autoren die gesellschaftlichen Erwartungen übersetzen, die an sie herangetragen werden. Im gesellschaftlichen Diskurs gilt nach wie vor das Bedürfnis, Elite normativ zu behaupten und sich ihrer damit auch zu versichern. Zu den Elementen eines solchen Eliteverständnisses gehört die Zuschreibung einer auf den persönlichen Eigenschaften und Kompetenzen von Personen beruhenden Form von Überlegenheit und die Annahme, dass diese zum (legitimen) Aufstieg in die Gruppe der gesellschaftlichen Führungselite führt. Die öffentliche Debatte über die (fehlende) Exzellenz und Kompetenz von Spitzenmanagern findet in den Texten ein Entsprechungsverhältnis. Die spezifischen Darstellungsmuster der Besonderung lassen sich so als legitime und auch bewährte ‚Zugzwänge‘ der Distinktion interpretieren, die sich als gesellschaftlich anschlussfähig erweisen.

LITERATUR

- Alheit, Peter und Morten Brandt (2006): Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne, Bd. 4. Frankfurt a. M./New York.
- Berghahn, Volker R., Stefan Unger und Dieter Ziegler (Hg.) (2003): Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität, in: Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd.11. Essen.
- Dreitzel, Hans P. (1962): Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse. Göttinger Abhandlungen zur Soziologie, Bd. 6. Stuttgart.
- Faludi, Susan (1999): Stiffed. The Betrayal of the American Man, New York.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Peter Alheit (Hg.) (1995): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten, in: Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen, 43-86.

- Frevert, Ute (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München.
- Hahn, Alois und Volker Kapp (1987) (Hg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis, Frankfurt a. M.
- Hahn, Alois (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie, Frankfurt a. M.
- Hahn, Carl H. (2005): Meine Jahre mit Volkswagen, München.
- Hansen, Klaus. P. (1992): Die Mentalität des Erwerbs. Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer, Frankfurt a. M./New York.
- Hartmann, Michael (2001): Klassenspezifischer Habitus oder exklusive Bildungstitel als soziales Selektionskriterium? Die Besetzung von Spitzenpositionen in der Wirtschaft, in: Beate Kraus (Hg.): An der Spitze: von Eliten und herrschenden Klassen, Konstanz, 157-208.
- Hartmann, Michael (2002): Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft, Frankfurt a. M./New York.
- Hartmann, Michael (2003): Soziale Homogenität und generationelle Muster der deutschen Wirtschaftselite seit 1945, in: Volker R. Berghahn, Stefan Unger und Dieter Ziegler (Hg.): Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität. Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd.11, Essen, 31-50.
- Henkel, Hans-Olaf (2000): Die Macht der Freiheit, München.
- Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie, Stuttgart.
- Kocka, Jürgen (1987): Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert, in: Jürgen Kocka (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen, 21-63.
- Kohli, Martin (1981): „Von uns selber schweigen wir“: Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten, in: Wolf Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 1. Frankfurt a. M., 428-464.
- Leszczynski, Jörg und Birgit Wörner (2003): „Ich werde mir Mühe geben... den entzückten, liebenden Ehemann zu markieren...“ Moritz von Metzler und August Thyssen: Ideale und Alltagspraktiken wirtschaftsbürgerlicher Lebensführung zwischen Kaiserreich und Weltwirtschaftskrise, in: Volker R. Berghahn, Stefan Unger und Dieter Ziegler (Hg.): Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität. Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd.11. Essen, 403-441.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme, Frankfurt a. M.
- Neckel, Sighard (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft, Frankfurt a. M./New York.
- Niggel, Günter (1977): Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung, Stuttgart.
- Niggel, Günter (Hg.) (1998): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt, 2. Aufl.
- Piëch, Ferdinand (2002): AutoBiographie, Hamburg.
- Pohlmann, Markus (2008): Der diskrete Charme der Bourgeoisie? Zur Soziologie des modernen Wirtschaftsbürgertums, in: Steffen Sigmund et al. (Hg.): Soziale Konstellationen und historische Analysen, Tübingen, 228-252.
- Pohlmann, Markus, Renate Liebold, Sita Schanne und Gert Schmidt (2011): Ökonomische Eliten in Deutschland – Ein Beitrag zur Soziologie des Managements (in Vorbereitung)
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a. M./New York.
- Sloterdijk, Peter (1978): Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Autobiographien der zwanziger Jahre, München.
- Veblen, Thorstein (1971): Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, München.

In prominenter Lage

Die (Auto-)Biographie als Konsumgut

Klara Löffler

1. Einleitung

Der Witz liegt in der Erfolgsgarantie. In *Hardcover*, einer Krimikomödie des Regisseurs Christian Zübert aus dem Jahr 2008, wird ein bislang erfolgloser Schriftsteller von einem Kleinganoven auf die Fährte des Schreibens mit Erfolgsgarantie, sprich seiner Biographie gesetzt. Er rechnet dem Ahnungslosen vor, was mit einer Biographie – in Hardcover versteht sich – zu verdienen ist. Was hier lustvoll überdreht vorgeführt wird, ist die Umkehrung im Spiel mit Klischees: Der Ganove ist es, der sich auskennt im Literaturbetrieb, und der Schriftsteller ist es, der scheitern muss.

Ein Erfolgsgarant aber ist eine (Auto-)Biographie in Buchform nicht unbedingt, obwohl sich hier die Einschätzung des Kleingangsters mit nicht wenigen Kulturjournalisten und Wissenschaftlern trifft. Stephan Porombka widerlegt diese anhand von Verkaufszahlen und führt derartige Fehleinschätzungen auf die Perspektive derer zurück, die den Buchmarkt professionell kommentieren, aber aufgrund der eigenen Interessenlagen dazu neigen, die kulturelle und marktwirtschaftliche Bedeutung des (Auto-)Biographischen zu überzeichnen. (Porombka 2009b, 445) Auch von der Rückkehr oder von der Konjunktur des (Auto-)Biographischen – regelmäßig in Feuilletons formulierte Befunde – kann kaum die Rede sein. (Auto-)Biographisches hat sich auf den Buchmärkten nicht erst des 20. Jahrhunderts etabliert (vgl. u.a. Holdenried 2000, 139-268). Nicht in Highlights, also von Hochzeiten oder Verkaufsrekorden, ist das Genre angemessen zu beschreiben, sondern eher als stetiges und sicheres Segment der, entsprechend einer Kategorisierung durch den Börsenverein des Deutschen Buchhandels, Warengruppe Sachbuch; diese Warengruppe bewegt sich seit Jahren bei einem Umsatzanteil von circa neun Prozent am Gesamtumsatz des Buchmarkts. (Wirtschaftsdaten 2010).

Die Eindeutigkeit freilich, mit der der Börsenverein des Deutschen Buchhandels Warengruppen und Wirtschaftszahlen ausweist, relativiert sich angesichts der Vielzahl von Monitoring-Unternehmen.¹ Denn es sind jeweils sehr unterschiedliche Definitionen und Parameter, nach denen das Marktgeschehen um das Buch ermittelt wird. Vergleichbarkeit ist damit nicht immer gegeben, die Daten weichen erheblich voneinander ab.

1 Wirtschaftszahlen: <http://www.boersenverein.de/de/158446/Wirtschaftszahlen/158286> (letzter Zugriff: 24.11.2010).

2. Umriss eines Forschungsfeldes: das Konsumgut Sachbuch

Nachfragen sind auch angebracht, wenn in bestimmten Diskursmilieus (Auto-)Biographien als „populär“ eingeordnet werden. Stephan Porombka beschreibt einen Zirkelschluss, der immer wieder in jenen wissenschaftlichen Disziplinen zu beobachten sei, die sich mit (Auto-)Biographien beschäftigen:

Weil die biographische Erzählung ohne die Anwendung der genannten Erzählstrategien gar nicht zu denken ist, steht sie unter Verdacht, ein so grundsätzlich populäres Format zu sein, dass sie sich – wohl oder übel – selbst in ihren wissenschaftlichsten Ausprägungen der Strategien des Populären bedienen muss. (Porombka 2009a, 123)

Dass sich die Perspektive auf Formate und Formen populärer Medien wie Sachbücher gewandelt hat, dies ist Forschungsarbeiten wie denjenigen von Hans-Otto Hügel zu verdanken. Mit seinen Thesen zur Zweideutigkeit der Ästhetik der Unterhaltung, in der Wissenserwerb und Zerstreuung keinen Gegensatz darstellen, gelang es ihm, ein differenzierteres Verständnis für populäre Buchkulturen zu etablieren (Hügel 2003, vgl. auch Frizzoni/Tomkowiak 2006). Weitere grundlegende Anstöße für eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Forschung zu populären Literaturen wurden im Forschungsprojekt „Das deutschsprachige Sachbuch. Geschichte, Theorie und Praxis“ entwickelt, das zwischen 2005 und 2008 an den Universitäten Hildesheim und an der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt war.² Mit der Zeitschrift *Non Fiktion*, seit 2006 von David Oels, Stephan Porombka und Erhard Schütz herausgegeben, wurde ein Periodikum entwickelt, das die Arbeit des Forschungsprojekts auf interdisziplinärer Basis weiterführt.

Wenn bislang Forscher und Forscherinnen in der Frage nach der Popularität von (Auto-)Biographien und deren Wirkungen auf das Geschichtsbewusstsein im Schwerpunkt inhaltsanalytisch und intratextuell vorgehen, so sind für die Arbeiten aus dem Umfeld dieses Forschungsprojektes Akzentverschiebungen im Verhältnis der Erforschung von Text und Kontext kennzeichnend, die zur Einbeziehung aller Facetten der Buchproduktion führen. Stephan Porombka etwa diskutiert das Modell einer *critique génétique*, in der sich Autorinnen und Autoren wie Michel Foucault, Roland Barthes, Julia Kristeva zunächst mit den Praktiken des Edierens kritisch auseinandergesetzt hatten und dabei sukzessive Begriffe wie Werk und Autorschaft erweiterten. Eine *critique génétique* öffnet, so Porombka, „den Blick für all die Institutionen, die zum Betriebssystem der Literatur gehören (...) Verlage, Literaturhäuser, Literaturbüros, Literaturagenturen, Festivalprojekte, Buchhandlungen, literatur- und kulturwissenschaftliche Institute und Forschungsprojekte, Kulturredaktionen in Zeitungen, (...) Sie müssen vielmehr als Agenturen kollektiver Kreativität gelten, in denen gemeinsam mit dem Autor an dem gearbeitet wird, was man ein ‚Werk‘ nennen kann (...)“ (Porombka 2006, 74 f.). Dieses Betriebssystem ist – in Anlehnung an Pierre Bourdieu – nach den spezifischen Kräfteverhältnissen und deren Wandel zu befragen.

Diese Ansätze, den Literaturbetrieb als weitreichendes Netzwerk von Produktion und Produzenten zu erforschen, treffen sich mit den Fragen der Europäischen Ethno-

2 Webseite des Forschungsprojektes „Das deutschsprachige Sachbuch. Geschichte, Theorie und Praxis“: <http://www.sachbuchforschung.de> (Zugriff: 10.10.201).

logie nach der Aneignung kultureller Güter in einem „Netz der Nutzungen“ (Maase 2001a, 44). Im historisch-ethnographisch ausgerichteten Modell einer Populärliteraturforschung, wie es Kaspar Maase in der Tradition von Rudolf Schenda entwirft, ist die „Geschichte der Texte, Stoffe und Motive systematisch verknüpft mit der Geschichte des Umgangs und der Gebrauchsweisen“ (Maase 2001, 43).

Aus der Verschränkung dieser Fragen ergibt sich eine wesentliche Erweiterung der Perspektiven auf die Buchkultur: Mit ähnlicher Selbstverständlichkeit, wie dies bei anderen Medien der Fall ist, und jenseits aller Pathosformeln um das Buch (Schmölckers 2005) sind Bücher in ihrem Status als Waren einer bestimmten Produktkultur, aber auch als Vorreiter in der Entwicklung der Konsumgesellschaften in den Blick zu nehmen. Kaspar Maase weist sehr schlüssig für die Frühzeit der Massenkongsumgesellschaft um 1900 nach, dass es insbesondere Lesestoffe wie Zeitungen, Groschenhefte und Bücher waren, die eine wichtige Rolle in der „Einübung in die Konsumwelt“ (Maase 2010, 65) übernahmen.

Was Gudrun König in ihrer Studie *Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900* als die historischen Grundlegungen gegenwärtiger Warenwelten beschreibt, hat also auch für das Buch zu gelten:

Innerhalb der Sparte der hergestellten und fabrizierten Dinge thematisiert der Begriff der Ware eine spezifische Seinsart, nämlich die einer direkten Beziehung zu Handel und Markt. Die Ware ist zugleich ein Exponat, wenn sie im Schaufenster oder auf Ausstellungen gezeigt wird, sie verwandelt sich im Gebrauch in den Alltagsgegenstand. Der Status der Dinge als Waren ist temporär und situativ variabel. (König 2009, 19)

Als wichtige Station dieses Prozesses, in dem Bücher, also auch (Auto-)Biographien produziert, als Ware vertrieben und schließlich zum Gebrauchsgegenstand werden (können), verstehe ich den Handel mit und das Handeln um das Buch im Sortimentsbuchhandel (vgl. Definitionen Schneider 2010 sowie Steffen 2003). Auf diese zentrale Schnittstelle werde ich mich im Folgenden konzentrieren. Hier wird eine Auswahl von Büchern getroffen und zu einem Sortiment formiert, das je nach Vertriebsform – über Internet, Kaufhaus, Buchgesellschaft, Handelskette oder Sortimentsbuchhandel – differiert und für die Käuferinnen und Käufer unterschiedlich sinnlich erfassbar ist. Dieses „Menuing“ ist in unseren sich ausdifferenzierenden Konsumkulturen von weitreichendem Einfluß: „The menu has a mediating function and works as a kind of prosthesis. It helps people make choices through prior categorizing, sorting and packaging.“ (Willim 2006, 125)

Je weiter sich die Konsumkulturen auffächern, desto intensiver sollten wir uns mit den Dynamiken und Mechanismen, den Phasen, den Räumen und der sozialen Organisation von Vorauswahl und Auswahl beschäftigen. Auch deshalb, weil es die Verdichtung von Konsummöglichkeiten und -situationen ist, die uns dazu zwingt, auszuwählen und diese Auswahl zu reflektieren. „Konsum“, so argumentiert Kaspar Maase mit Gerhard Schulze, „lehrt unterscheiden“ (Maase 2008, 12).

Es stellt sich damit die Frage nach dem Umgang mit diesem Genre angesichts eines permanent sich erweiternden Angebots und nach dem Auswählen von (Auto-)Biographien aus den jeweiligen Kosmologien von Buchhandlungen. Dieses ist ein Auswählen, das einerseits nicht ohne Marketingstrategien zu denken ist, andererseits

geht es keineswegs in diesen Strategien völlig auf, sondern ist nur im engen Geflecht komplexer Konsumsituationen zu verstehen.

Die angesichts der Verschiebungen in den Vertriebsformen des Buchmarktes häufig angestellten Überlegungen zur Zukunft von Buchhandlungen möchte ich aufgreifen und in gewisser Weise positiv wenden: Ich frage nicht, warum immer weniger Personen ihre Bücher über Buchhandlungen beziehen, sondern warum heute immer noch über Buchhandlungen gekauft wird. So ergaben im Jahr 2010 durchgeführte Umfragen zu Kaufgewohnheiten, dass immerhin 46 Prozent der Deutschen die Mehrzahl ihrer Bücher in Buchhandlungen erwerben. Und ein großer Teil der Kunden gibt an, zumeist vor Ort, im Buchladen, die Entscheidung für ein Buch zu treffen. (Wirtschaftsdaten 2010)

Diesen Momenten des Auswählens und der Aneignung, die und wie sie in der Figuration einer Buchhandlung stattfinden, nähere ich mich mit Hilfe von ethnographischen Momentaufnahmen, von Raumbesichtigungen, informellen Gesprächen mit Kundinnen und Kunden, Buchhändlerinnen und Buchhändlern, Skizzen zu beobachteten Szenen. Mein Beitrag ist also vor allem explorativ zu verstehen. Interesse und Fokus erklären sich aus bisherigen Forschungsfeldern. Als Biographieforscherin beschäftige ich mich mit der Bedeutung des (Auto-)Biographischen in den Alltagspraktiken, mit denen ich etwa in lebensgeschichtlichen Befragungsgesprächen ein wiederum (auto-)biographisches Narrativ produziere. In der Arbeit mit Ratgebern unterschiedlichster Formen und Inhalte erwies es sich als zunehmend wichtig, dieses zentrale Segment moderner Buchkultur nicht bloß über die jeweiligen Inhalte, sondern diese Medien als Teile der Sach- und Konsumkultur in den Blick zu nehmen. Die Frage nach (Auto-)Biographien und deren Status als Waren bündelt diese Forschungsinteressen.

Meine Aufmerksamkeit gilt dem Raum Buchhandlung, den Ordnungen, den Positionen, die (Auto-)Biographien hier eingeräumt werden, und den Interaktionen des Prüfens, des Beratens, des Kaufens. Bücher nehme ich hier vor allem anderen als Dinge, als Teile der materiellen Kultur in den Blick und in die Hand (vgl. Löffler 2008) – ähnlich wie wir beim Kauf in der Regel agieren: Wir sehen uns die Titel an, nehmen bei schon konkreterem Interesse das jeweilige Buch zur Hand, klappen es auf, drehen es um, legen es wieder zurück zu den anderen Büchern oder nehmen es mit zur Kasse.

3. (Auto-)Biographien: die Frage der Zuordnung

„Wie erklären sich große Bucherfolge?“ Auch Walter Benjamin hat sich das gefragt. Am Beispiel eines Schweizer Kräuterbuches kommt er zu dem Schluss: „Ein Schuß Deismus, ein Schuß Ionentheorie – solch ein echtes, rechtes Durcheinander ist die ganze Schrift, Kraut und Rüben ihre Kapitelchen.“ (Benjamin 2006, 173). Es ist eher milde Resignation als harsche Kritik, wenn er befindet: „... man wird sich damit abfinden müssen, dass das Volk solche Unordnung in seinen Büchern liebt.“ (Ebd.).

Im Vergleich dazu irritieren bisweilen Klassifizierungen von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen unserer Tage, die sich mit Gattungen wie Autobiographien und Biographien befassen. So manche Anstrengung aus dem Spektrum literaturwissenschaftlicher Forschung, begriffliche Ordnung herzustellen, wo sich im Detail Übergänge, Überschneidungen und Mischformen abzeichnen (Mittermayer 2009),

mündet in eine Praxis von Gegenbegriff und Elitenmodell. Die Diskussion der Merkmale von Autobiographie und Biographie etwa von Michaela Holdenried ist zum Teil von einer normativen Semantik bestimmt, die auch für die Diskurse gegen die sogenannte Schund- und Schmutz-Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts typisch war (vgl. Maase 2001b). Von der Autorin werden „trivilliterarische vs. selbstreflexive Formen der (Auto-)Biographie“ (Holdenried 2009, 37) gegeneinander in Stellung gebracht, und es wird dem biographischen Schreiben der Gegenwart im Vergleich zum autobiographischen Schreiben größere Konservativität nachgesagt. Maßstab dieser Abgrenzung ist ein spezifischer Ausschnitt des autobiographischen Schreibens, das Subjektivität prozessual und reflektiert abbildet (ebd., 40). Auch in der Einleitung von Bernhard Fetz zum Sammelband *Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie* ist es ein als avantgardistisch charakterisiertes autobiographisches Schreiben, das den Horizont der Argumentation abgibt. (Fetz 2009, 3-66) Es geht mir hier nicht darum, die Sinnhaftigkeit begrifflicher Diskussion und Differenzierung in Frage zu stellen. Entscheidend scheint mir aber, dass Ordnungsversuche, wie die hier nur angedeuteten, dazu führen können, dass nicht nur der große Teil der Buchproduktion (auto-)biographischen Inhalts, sondern die Tatsache des Warenstatus aller Hervorbringungen des Literaturbetriebs im weiteren Wortsinne ausgeblendet bleibt.

Vielversprechend sind dagegen jene Diskussionsbeiträge, die sich, ausgehend vom sogenannten Sachbuch und dessen Sparten, in historischer wie auch in gegenwartsbezogener Perspektive dem Buchmarkt und der populären Buchkultur nähern. Die Programmatik hinter dem Titel der Zeitschrift *Non-Fiktion* steht dann eben nicht für neuerliche Abgrenzungs- und Eingemeindungsversuche beteiligter Wissenschaftsdisziplinen, sondern für die Erforschung der Effekte solcher Operationen für Produktion und Aneignung:

Gefragt wird, wo und wie jeweils die Grenzen zwischen Literatur und Nicht-Literatur, zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion gezogen werden und welche kulturellen Irritationseffekte und Ordnungsmuster dabei entstehen.
(Oels/Porombka/Schütz 2006, 8)

Ähnlich wie für Kaspar Maase steht für diese Autoren die Historisierung der Diskurse im Vordergrund, eine Historisierung, die Voraussetzung ist für den möglichst vorurteilsfreien Blick auf Phänomene populärer Buchkultur wie (Auto-)Biographien.

Helmut Kreuzer, an den diese Autoren erinnern und anschließen, plädiert für eine kontextualisierende Erforschung von Publikumserfolgen wie die Biographien von Emil Ludwig, die in den 1920er Jahren in rascher Folge in hohen Auflagen erschienen. Im Gegensatz zur Ideologiekritik der Germanistik der 1970er Jahre, die Ludwigs Bücher zu Paradebeispielen biographischer Trivilliteratur mit rein kompensatorischer Funktion erklärten, besteht Kreuzer auf einem differenzierenden Blick sowohl auf das Werk als auch auf dessen Leserschaft. (Kreuzer 2006, 21)

In dieser Perspektive wird das Sachbuch und mit ihm die (Auto-)Biographie nicht als „Modernisierungsschaden“, wie Stephan Porombka Siegfried Kracauers Analyse der Beliebtheit biographischer Texte auf den Punkt bringt (Porombka 2009a, 126 u. Kracauer 1977), bewertet, sondern als Medium, das „Wissen unter den Bedingungen der Moderne“ (Schikowski 2006, 50) aufbereitet. Dieses Wissen ist demokratisiert, zugänglich, aber auch, was die Auswahl anlangt, nivelliert (ebd., 51). Die Geschichte

des populären Sachbuchs, wie sie Michael Schikowski skizziert (Schikowski 2010), ist also systematisch in die Erforschung moderner Wissensgesellschaften zu integrieren.

Entlang der fünf Grundformen des Sachbuchs – Michael Schikowski reiht hierunter die (Auto-)Biographie als „die älteste und wichtigste, sicherlich die Königsdisziplin“ (Schikowski 2008, 147) – zeigt der Autor, wie sich Zuordnungen kaum aufrechterhalten lassen und wie der Anspruch, Wirklichkeit abzubilden, mit unterschiedlichsten Mitteln des Erzählens und Unterhaltens umgesetzt wird. Zumal wenn man die Entwicklung der letzten Jahrzehnte beobachtet, lässt sich eine Kategorisierung wie die nach „Unterhaltungsliteratur“ kaum mehr aufrechterhalten. „Unterhaltsam kann (und muss)“, zu diesem Schluss kommt Hans-Otto Hügel, „heute fast jedes Buch sein.“ (Hügel 2010, 355) Gleichzeitig lässt sich für die zeitgenössische Buchproduktion von einer „Versachbuchlichung“ (Oels 2002, 103) der Belletristik sprechen, sind Recherchen zu Sachverhalten nicht nur Basis des Erzählens, sondern werden auch zum Gegenstand des Erzählens.

Dieses nur probeweise Einordnen und systematische Umordnen, wie es in der Zeitschrift *Non-Fiktion* als wissenschaftliche Praxis vorgeführt wird, ist, so meine Erfahrung, den jeweiligen Vertriebsformen und deren Ordnungen angemessener als ein relativ starres definitorisches Gerüst, zumal dann, wenn man das Angebot von (Auto-)Biographien in Buchhandlungen in Betracht zieht.

4. Gleichmäßig temperiert: der Konsumraum Buchhandlung

Auch in der konkreten Materialisierung der Auswahl eines Sortimentes sind es variierende Ordnungsmuster, nach denen Bücher, speziell (Auto-)Biographien, zu- und eingeordnet werden. Zwar umfasst das sogenannte Universalsortiment (Uhlig 2008, 40) einer Buchhandlung mit einer mittleren Verkehrsfläche in der Regel „Bestseller, Belletristik (gebunden), Taschenbuch, Geschenkbuch, Heimat, Klassiker, Geschichte/Zeitgeschehen/Sachbuch, Kochbuch, Hobbys/Garten, Ratgeber/Psychologie/Gesundheit, Kinderbuch, non-book, Reise, Schulbuch, Nachschlagewerke.“ (Schikowski 2008, 48) Doch wie sich das jeweilige Angebot im Detail zusammensetzt, mit welchen Akzentsetzungen es präsentiert wird, wie sich dieses Angebot im Jahresverlauf, aber auch in der Geschichte eines Buchladens wandelt, darüber gibt es kaum Forschungen.

Zwei Perspektiven sind in der buchwissenschaftliche Literatur vorherrschend: Zum einen sind es Darstellungen zur historischen Bedeutung von Buchhandel und Buchhändlern, beispielsweise zu deren Rolle und Funktion in der Verbreitung aufklärerischer Ideen (vgl. Überblick Bluhm 2009, 103-129), zum anderen Texte, die an der beruflichen Ausbildung und an betriebswirtschaftlichen Fragen ausgerichtet sind. Aufschlüsse über die Buchhandlung als sozialer Raum, der in spezifischer Art und Weise die Begegnung zwischen Buch und Leserinnen und Leser organisiert, finden sich da allenfalls am Rande. Einblicke in die Figuration Buchhandlung geben dagegen Texte, die ihrerseits dem Feld der Belletristik zuzuordnen sind. In der Anthologie *Meine wunderbare Buchhandlung* (Kruse 2010) sind die Bücher Medium in einer komplizierten, nicht selten als innig dargestellten Beziehung zwischen Buchhändlern und Buchkäufern. Eckhard Henscheids feinsinnige Beobachtungen, zugleich Eloge und Kritik am Berufsstand, sind allerdings die Ausnahme. (Henscheid 2010).

Auffällig ist, dass es in diesen nostalgisch verklärten Beziehungsgeschichten zu meist „Buchhändler“ sind, mit denen man ein besonderes Verhältnis pflegt. Dass zwei Drittel des Verkaufspersonals weiblichen Geschlechts sind und dass diese Konstellation Implikationen haben kann für die Sortimente der jeweiligen Buchhandlungen und das Konsumgeschehen, hat wissenschaftlich trotz wiederholter Hinweise noch allzu selten systematische Aufmerksamkeit erfahren. (Vgl. Adrian 1999; Buecherfrauen 2010)

Dabei bieten allein schon die Lehrbücher für angehende Buchhändlerinnen und Buchhändler interessante Einblicke in ein Berufsethos, das kaum der Arbeitssituation entspricht. Für die Tätigkeit als Buchhändler sollte man schon, so wird hier betont, eine „besondere Motivation mitbringen“ (Neuhaus 2009, 141). „Über seine wirtschaftliche Bedeutung hinaus obliegt dem Buchhandel eine sozialkulturelle Verantwortung durch seine Vermittlungsfunktion zwischen Produzent (Autor) und Publikum.“ (Schneider 2010, 77) Einschätzung und Auftrag erinnern nicht von ungefähr an einen anderen, für ein bildungsbürgerliches Verständnis zentralen Ort, an das Museum, und mögen vielleicht auch ein Grund dafür sein, dass das alltägliche Geschehen des Konsums von Büchern bislang buchwissenschaftlich kaum Bearbeitung gefunden hat.

Diese Überhöhung mag noch anklingen, wenn Befragte angeben, dass es neben der großen Auswahl und der übersichtlichen Anordnung der Bücher die angenehme Atmosphäre sei, die sie motiviert, eine Buchhandlung aufzusuchen. (Vgl. Wirtschaftsdaten 2010) Andererseits verweist eine so unspezifische und allgemeine Charakterisierung wie „angenehm“ auf eine andere Ebene, auf die des Alltags und der Alltäglichkeit ästhetisch ansprechender Konsumsituationen. In der Gegenwart lassen sich Buchhandlungen vor allem als selbstverständlich genutzte, gleichmäßig temperierte Räume (vgl. Schlögel 2006, 301) beschreiben, die sich für Personen unterschiedlichen Alters und Geschlechts, unterschiedlicher Herkunft und Lebensführung durchaus zu Orten verdichten können, die bewusst ausgesucht, bevorzugt, aber auch gemieden werden.

Der Begriff „Atmosphäre“ steht da weniger für eine konkret festzumachende Qualität dieser Räume als vielmehr für eine allgemeine Anforderung an zeitgemäße Konsumsituationen. Wir nutzen Verkaufsräume nicht bloß funktional, indem wir unsere Einkäufe erledigen, sondern wir genießen diese als Inszenierungen einer bestimmten Ästhetik. Bei „funktionaler Gleichheit“ (Böhme 2006, 154) eines in Deutschland, Österreich und der Schweiz zu großer Perfektion ausgebauten Bestell- und Liefersystems steigt die Bedeutung dieser Inszenierungen. Gernot Böhme demonstriert am Beispiel zweier Buchhandlungen, wie in diesen Konkurrenzen Materialitäten und deren Anmutungen als Alleinstellungsmerkmale inszeniert werden: wie eine Buchhandlung, in der tragende, helle Holzkonstruktionen das Raumbild bestimmen, als freundlich verwinkelte Bücherstube stilisiert wird oder wie mit Hilfe von Materialien wie Glas, Marmor und Edelstahl eine Buchhandlung mittlerer Größe zum Bücherpalast mutiert. (Böhme 2006, 152-156)

Dieses Bemühen um ein „ästhetisches Engineering“ (Grau 2008, 410), das für alle Phasen der Buchproduktion und des Buchhandels prägend geworden ist, muss unterschiedlichen Anforderungen genügen. „Sources of Awareness“, so die für das Buchmarkt-Monitoring typische Semantik, sind laut Statistik zuvorderst „Ladendekoration“, „Umschauen/Stöbern im Geschäft“, „Empfehlung/Beratung des Verkäufers“

(Blahe 2009, 84). Eine Buchhandlung soll eine Atmosphäre bieten, die zum Suchen und Entdecken von Themen, Autorinnen und Autoren anregt; gleichzeitig soll die Art und Weise der Präsentation die Orientierung im komplexen Angebot von Büchern erleichtern. Wie in anderen Bereichen der Konsumkultur ist nicht nur der Modus des Sichtbarmachens von Bedeutung, sondern auch der Modus, in dem die Dinge, hier die Bücher, erreichbar- und greifbar werden.

5. Das Bild des (Auto-)Biographischen – im Schaufenster

Die Modi der Präsentation wiederholen sich. Auch Fachbuchhandlungen lassen sich als bunte Räume beschreiben, bunt im Sinne des Angebots und bunt im Sinne der Ordnungen dieses Angebots. Nur sehr wenige Buchhandlungen, die ich in größeren und kleineren Städten für meine Recherchen aufgesucht habe, aber auch regelmäßig als Kundin frequentiere, beschränken sich heute auf ein reines Fachbuchsortiment, etwa medizinischer oder juristischer, fachwissenschaftlich ausgerichteter Bücher. In Fach- wie in Universalbuchhandlungen werden Schaufenster mit Büchern dekoriert, wird Regalware mit Stapelware auf Verkaufstischen kombiniert, findet sich rund um die Kasse ein Sammelsurium von *non book*-Angeboten und Büchern unterschiedlicher Themenfelder – vergleichbar der sogenannten Quengelware im Supermarkt.

Ob und wie deutlich Bestseller und Bestenlisten unterschiedlichster Provenienz (vgl. Oels 2010; Tomkowiak 2003) an besonders prominenter Stelle, womöglich sogar in einer spezifischen Rahmung ausgestellt werden, dies variiert hingegen deutlich von Buchhandlung zu Buchhandlung. Doch fehlen derartige Displays mittlerweile selten. Ergänzt, bisweilen auch ersetzt werden diese immer wieder durch Ranglisten und Empfehlungen der jeweiligen Buchhändler.

Auf allen diesen Ebenen der Inszenierung der je spezifischen, auch individuell geprägten Auswahl sind (Auto-)Biographien nicht nur vielfach vertreten, sondern oftmals zentral ins Bild gerückt. Das Personal dieser Textsorte hat sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts mit dem Aufstieg der Populärkultur enorm erweitert, unterscheidet sich lokal und wechselt relativ schnell. Bereits für die 1920er Jahre lässt sich, so Kaspar Maase, von der perfekten „Vernetzung von Massenmedien und Unterhaltungsbetrieb“ sprechen, in der das „Starsystem auf Akteure in allen Feldern der Populärkultur“ (Maase 2010, 74) angewandt wurde. In den Buchhandlungen heute handelt der große Teil der angebotenen (Auto-)Biographien von und über Personen aus Politik und Wirtschaft, Sport und Medien, Kunst und Kultur der jüngeren Zeitgeschichte nach 1945 und der Gegenwart.

In den Schaufenstern von Buchhandlungen, seien sie um ein bestimmtes Thema arrangiert, seien sie auf Neuerscheinungen ausgerichtet, fehlen (Auto-)Biographien selten. Oftmals sind es gerade (Auto-)Biographien, die auf Augenhöhe positioniert sind. Zumal für (Auto-)Biographien gilt, was Walter Benjamin als zentrales Merkmal moderner Konsumkultur und Werbetechnik betrachtet: „... so kurbelt echte Reklame die Dinge heran ...“ (Benjamin 2006, 198).

Schaufenster lassen sich als „Indikatoren des Common Sense“ (Szymanska 2004, 26) lesen, die „auf die Vermeidung kontroverser Inhalte hin konzipiert werden“ (ebd., 28). Die Auswahl an Büchern für ein Schaufenster trägt dieser Konventionalität Rechnung. In dieser Auswahl der Auswahl wird die (Auto-)Biographie als Repräsentation einer Person ausgezeichnet. Die an der Ware (Auto-)Biographie gleich mehr-

fach zu beobachtende Personalisierung – mit Titel und Thema, Autorennamen und Portraitfoto – macht ein Schaufensterbild für unterschiedlichstes Publikum anschlussfähig.

Exemplarisch sei hier das Weihnachtsschaufenster einer Wiener Buchhandlung mittlerer Größe vorgestellt. In einem der beiden, dicht mit Büchern bestückten Schaufenster wurde in dessen Mittelpunkt eine Reihe von fünf Büchern präsentiert; darunter befanden sich vier in den Jahren 2009 und 2010 erschienene (Auto-)Biographien: Dagmar Koller: *Die Kunst eine Frau zu sein*, Natascha Kampusch: *3096 Tage*, Dominique Meyer: *Szenenwechsel Wiener Staatsoper*, Karl Merkat: *So bin ich* und die Darstellung von Rudi Roubinek: *Wir bleiben Kaiser*, die keine (Auto-)Biographie ist, dennoch der Logik dieser Reihung entspricht. Flankiert war diese Reihe der vor allem lokal bekannten Personen von vereinzelt Bänden, die das, wenn nicht kosmopolitische, so doch transnationale Element repräsentierten, etwa Paul Lendvai mit *Mein verspätetes Land*, eine nicht untypische Kombination von Autobiographie und Politikanalyse Ungarns.

Eine derartige Bildpolitik, die Lokalgrößen zentral positioniert, entspricht einerseits einer spezifisch österreichischen Medienlandschaft, in der ein TV-Boulevard wie *Seitenblicke* entstehen konnte und in der die genannten Autorinnen und Autoren mit Ausnahme von Natascha Kampusch zum ständigen Ensemble gehören. Andererseits finden sich auch in anderen Städten solche Ausstellungspraktiken: In Schaufenstern von Buchhandlungen unterschiedlicher Größe und unterschiedlichen Zuschnitts werden lokale Bezüge über historische Darstellungen und über ortsbekannte Autoren hergestellt. Neben einem zunehmend transnational organisierten Buchmarkt existiert eine zweite Ebene eines lokal und regional agierenden Verlags- und Buchwesens, in dem (auto-)biographisch angelegte Lokalgeschichte eine wichtige Rolle spielt. Der Erfolg dieser Buchproduktion ist wiederum abhängig von ortsansässigen Buchhändlern, die sich – Josef Ehmer erinnerte kürzlich daran (Ehmer 2010, 42) – zumal in kleineren Städten als sehr gute Kenner des heimatischen Buchwesens und der Lokalgeschichte erweisen. In Schaufenstern dokumentiert und formiert sich somit in visuell verdichteter Form immer auch das kulturelle Gedächtnis eines Raumes. (Vgl. Szymanska 2004, 35–44)

Betrachtet man die oben beschriebene Zeile von fünf bzw. vier Büchern und deren Schutzumschläge, so fällt auf, dass hier die eigentlichen Buchtitel, als zentrale, weitgehend von den Verlagen bestimmte Peritexte, die die Wiedererkennbarkeit des Buches sichern sollen (vgl. Genette 1989, 22–40 u. Schenkel 2010), in der grafischen Umsetzung stark zurücktreten. Demgegenüber sind die Namen und Portraitfotos der Autorinnen und Autoren in den Vordergrund gerückt. Die Namen ersetzen gleichsam die Titel und fungieren gleichzeitig als Bildlegenden. Die Autorschaft wird also doppelt visualisiert. Ko-Autorschaften wie im Fall des Buches von Dagmar Koller scheinen auf dem Umschlag nicht auf. Eine derartige „Nobilitierung des Autors“ (Wegmann 2010, 28) stellt historisch gesehen eine noch junge Entwicklung dar; bis in die Barockzeit verstanden sich Autoren als Entdecker, eingebunden in Traditionen. Erst mit der Genieästhetik des 18. Jahrhunderts veränderten sich Bild und Selbstverständnis des Autors, entwickelten sich Strategien der „Inszenierung der Autorschaft“. (Vgl. Porombka 2009a, 125)

Gestaltet sind die Portraits der genannten (Auto-)Biographen im klassischen Halbprofil, nach links gewandt oder als erweitertes Brustbild, zumeist als unprätentiöse

Charakterbilder in zurückhaltender Farbigkeit. Die Gesten wie die Kleidung der Abgelichteten wirken leger – als begegne man den Leserinnen und Lesern auf der ganz persönlichen, informellen Ebene. Solche und ähnliche Inszenierungen von Nähe finden sich insbesondere in der Covergestaltung von Autobiographien. Das über verschiedene mediale Kanäle verbreitete Bild, vor allem das Gesicht wird zum *key visual*. Eine analoge Entwicklung zeichnet sich in der Umgangssprache ab, in der das Wort Gesicht synonym gesetzt wird mit dem Wort Person. (Schmölders 2010).

Dass das Gesicht zum visuellen Paratext wird, dies ist freilich keine Bildpraxis, die nur bei (Auto-)Biographien angewandt wird. Schon seit Ende des 19. Jahrhunderts nutzen Autoren und deren Verlage diese Möglichkeit, dem jeweiligen Text zusätzlich Authentizität zu verleihen und den Autor als „Star der Nachwelt“ ins Bild zu setzen. (Vgl. Schöttker 2002, 263f) Matthias Bickenbach hat kürzlich eine weitreichende Studie vorgelegt, in der er sich damit befasst, unter welchen kulturellen und medialen Rahmenbedingungen Konventionen und Varianten des Autorenfotos entstanden sind und entwickelt werden. (Bickenbach 2010). Die Vervielfältigung des Angebots bewirkt also gleichermaßen die Individualisierung der Autorschaft wie die Nivellierung des einzelnen Werkes und dessen Autorschaft.

6. Der Raum der (Auto-)Biographie: im Buchladen

Die Vervielfältigung des Angebots in Verkaufsräumen, die der Logik von Kaufhäusern und Supermärkten nicht unähnlich sind, ist denn auch ein zentraler Kritikpunkt. Wurde in den 1970er Jahren ähnlich wie in der Museologie die Frage der Schwellenangst und deren Überwindung diskutiert, so wird heute das Modell des schwellenlosen Eingangs mit automatischen Türen – wie in einem Kaufhaus – und des gemischten Angebots kritisiert. Angesichts der immer wieder aufflammenden Debatten in den Feuilletons beschleicht einen der Verdacht, dass es nach wie vor und vor allem anderen die Käuflichkeit der Bücher ist, die als skandalös empfunden wird. Vor diesem Hintergrund versteht man auch erst die Provokation, die in Walter Benjamins Text steckt, in dem er Bücher und Dirnen zueinander in Vergleich setzt. (Benjamin 1997, 53f). Das Buch in seiner Warenförmigkeit und die Buchhandlung als Konsumraum ist auch heute noch keine Selbstverständlichkeit – nicht für diejenigen, die Deutungsheute über Bildung und Konsum beanspruchen.

Für alle anderen aber sind Buchhandlungen Räume, die sie als Angebote wahrnehmen und – einmal mehr entspannt flanierend, einmal mehr konzentriert, ja angestrengt suchend – nutzen. Auswahl und Entscheidung, in welche Buchhandlung wir gehen und welche Bücher wir kaufen, sind nicht nur abhängig von unseren Konsumstilen, sondern auch von den jeweiligen Konsumsituationen. Eine Rolle spielen da gleichermaßen Zufälligkeiten, Routinen, Vorlieben.

Die Komplexität und Variabilität des Konsumgeschehens spiegelt sich in den Raumordnungen der meisten Buchhandlungen. Abgesehen vom Eingangsbereich sind die Raumgrenzen durch Regalwände definiert. Diese gehen oft über die gesamte Raumhöhe, sind also nicht für alle Kundinnen und Kunden erreichbar. Doch ist das eigentlich kein Problem, denn die wenigsten, auch nicht die enthusiastischsten Bücherfreaks arbeiten sich lange mit schief gelegtem Kopf entlang der Buchrücken vor. Der gezielte Griff nach Taschenbüchern und Fachbüchern, mit denen der große Teil der Regale in alphabetischer Ordnung bestückt ist, ist die Geste, die an den Wandre-

galen vorherrscht. Für die Buchregale in mittleren und größeren Buchhandlungen, bisweilen auch in kleinen Buchhandlungen gilt, dass sie für die Käuferinnen und Käufer oftmals nichts anderes sind als Wandtapeten, die wie jede Bücherwand Respektabilität und gleichzeitig „die leise Langeweile der Ordnung“ (Benjamin 1994, 88) ausstrahlen.

Unterbrochen werden die Regalreihen von großformatigen Rahmen, in denen Bestseller oder Neuerscheinungen zu einem dichten Arrangement von Covern gleichsam zu einer Collage des besonders Lesenswerten arrangiert und in den Blick gedreht sind. Das Regal wird zum Display und die Rahmung funktioniert wie ein Paratext. Erst recht, wenn ein derartiges Ausstellungsformat einem Buch und damit einer Autorin oder einem Autor vorbehalten ist. In diesem Prinzip treffen zwei Momente aufeinander: das der Auszeichnung und das der Reproduzierbarkeit. Besonders oft sind es (Auto-)Biographien, die eine solche, für die moderne Konsumkultur so typische Form der Prominenz erfahren: Dann steht Inge Jens mit *Unvollständige Erinnerungen* neben Inge Jens neben Inge Jens. Diese Vervielfältigung des (auto-)biographischen Textes setzt sich fort und wird ergänzt durch andere mediale Kanäle und Formate wie Radiosendungen, Zeitungsgespräche und TV-Reportagen. Die Logik dieser Prominenz ist intermedial verdichtet eine synchrone, nicht aber eine diachrone. Schon nach zwei, drei Wochen wird das Exponat ausgetauscht.

Blickt man die Wände von Buchhandlungen entlang, so ergibt sich ein mehr oder weniger regelmäßiges Wandrelief, an dem sich Zeitschichten und Ungleichzeitigkeiten des kulturellen Umgangs mit Büchern abbilden. Die Bücher in den Regalen repräsentieren die Bemühungen um einen Kanon, Bemühungen, an denen Wissenschaften, aber auch Institutionen des Buchmarktes maßgeblich beteiligt waren und sind. Die Bücher in den beschriebenen Displays stehen für die Öffnung und Pluralisierung überkommener Textformen und Bestände, gleichzeitig aber wird hier unter den Vorzeichen von Bestseller- und Bestenlisten neuerlich ein Kanon in Szene gesetzt. Auf schmalen, meist kniehohen Konstruktionen vor den Regalen liegen Stapel von Neuerscheinungen und Longsellern ausgebreitet; sie stellen gleichsam eine Überleitung in die Logik des Innenraums von Buchhandlungen dar.

Die Fülle des Neuen beherrscht die Räume von Buchhandlungen, welche Verkaufsfläche auch immer jeweils zur Verfügung steht. Was Stephan Porombka für die populäre Biographik feststellt, dies lässt sich verallgemeinern: „Biographien, die fünf oder zehn Jahre alt sind, gelten als veraltet.“ (Porombka 2009b, 448) Dass das Neue und der schnelle Wechsel das Bild von Buchhandlungen bestimmt, wird von Kritikern als Bruch mit der Kultur des Buches angesehen; dabei verkennen viele, „dass neuzeitliche Kultur mit ihrem dynamischen und innovatorischen Potential mit der Kategorie des ‚Neuen‘ selbst den Inbegriff ökonomischer Logik verkörpert.“ (Hahnemann 2010, 186)

Über das Neueste auf dem Buchmarkt können wir uns ausführlich über TV- und Radiosendungen und über Internet-Seiten informieren. Es sind Texte über, aber auch Bilder von Büchern, die uns da zur Verfügung stehen. Doch vermissen nicht wenige offensichtlich eine Dimension des Buches, die für ihre Kaufentscheidung durchaus von Belang ist: Es ist die dingliche Qualität eines Buches. Auch Online-Anbieter und Verlage reagieren auf diese Ebene des Zugangs zu und des Umgangs mit Büchern, indem sie Features installieren, die diese haptische und taktile Dimension des Blätterns im Buch imitieren.

Der große Vorzug des Konsumraums Buchhandlung vor anderen Vertriebsformen ist und bleibt die Möglichkeit, Bücher zur Ansicht in die Hand zu nehmen. Ein Buch „zur Ansicht“ haben zu können, meint am wenigsten nur die visuelle Ebene, sondern die ganze Breite sensueller Wahrnehmung. Besonders zwanglos ist dieses Anschauen, das immer ein Anfassen ist, an dem im Ladenbau sogenannten Mitteltischen (Ganter 2010) möglich. Als „verkauftsaktive Einrichtung“ (ebd.) prägen diese heute weitgehend das Raumbild von Buchhandlungen.

Auf diesen Tischen sind Bücher nach Themen und Gattungen, nach Jubiläen und Jahrestagen, nach Saison und Jahreslauf zusammengestellt; diese Zusammenstellungen entsprechen am wenigsten strengen Zuordnungen, wie sie in den einschlägigen Wissenschaften diskutiert und in Bildungskonzepten popularisiert worden sind, sondern vielmehr der Logik und dem Kalender moderner Konsum- und Erlebnisgesellschaften.

Diese Tische machen, inhaltlich wie räumlich gesehen, die Mitte von Buchhandlungen aus, sie sind im Eingangsbereich, entlang der Verkehrswege und rund um den Kassenbereich angeordnet. In spezifischen Topologien zwischen dem Naheliegenden und dem Abseitigen verbinden sich Grundsätze des Buchmarketing mit Vorlieben und Erfahrungswerten der jeweiligen Buchhändlerinnen und Buchhändler. In der Nähe des Eingangs ist nicht selten eine Abteilung positioniert, in der lokalgeschichtliche Bücher, Reiseführer, aber auch Romane, Krimis und (Auto-)Biographien mit lokalem Bezug zusammengefasst sind. Auch das moderne Antiquariat, quasi der Schnäppchenmarkt in Buchhandlungen, ist oftmals in diesem Bereich zu finden. Eher in Nischen sind Bücher untergebracht, die nach bestimmten historischen Epochen bis hin zur Zeitgeschichte oder auch nach sozial- und politikwissenschaftlichen Arbeitsfeldern und Fragen geordnet sind; hier stehen wissenschaftliche Standardwerke in einer Reihe mit sogenannten Sachbüchern, darunter immer auch (Auto-)Biographien.

Die Positionierung und Bestückung der Tische wird in den meisten Buchhandlungen sehr unterschiedlich gehandhabt und auch immer wieder verändert. Das grundlegende Prinzip aber bleibt: Bücher unterschiedlichster Themen und Genres werden auf gleicher Höhe und in nächster Nachbarschaft zueinander angeboten. Ein Tisch mit (Auto-)Biographien bedeutender Politiker der Gegenwart steht neben einem Tisch mit historischen Krimis, ein Tisch mit Longsellern des sogenannten Frauenromans wird flankiert von einem Tisch mit den neuesten Fantasybänden und den entsprechenden Merchandising-Produkten.

Unter denjenigen, die den Buchmarkt professionell beobachten, gibt es nur wenige, die, wie hier Hermann Schlösser, die „Warenförmigkeit des Angebots überhaupt nicht stört“ (Schlösser 2010, 281). Die „Stapelhaltung“ (Polt-Heinzel 2010, 443) im Besonderen ist Stein des Anstoßes und Ausgangspunkt von Reminiszenzen an frühere, bessere Zeiten der Buchhandlung. Doch lässt sich gerade dieses Nebeneinander von Büchern und Tischen als Zeichen der Demokratisierung einer, auch in der Geschichte des 20. Jahrhunderts immer wieder sehr restriktiv gehandhabten Buchkultur ansehen.

In diesem Nebeneinander zwischen und auch auf den Büchertischen sind (Auto-)Biographien besonders zahlreich vertreten. Werden Neuerscheinungen und einige wenige Klassiker zu Themen der Zeitgeschichte, etwa zur Kulturrevolution um 1968 präsentiert, bestimmen (auto-)biographische Texte das Bild vor Überblicksdarstellungen oder Monographien zu spezifischen thematischen Aspekten. Auch anlässlich

aktueller Ereignisse wie der Fußballweltmeisterschaft 2010 in Südafrika waren es (auto-)biographische Texte von Fußballspielern, Trainern, Funktionären, die mit Bildbänden zum Austragungsort und Büchern zur Geschichte des Fußballs zu Thementischen komponiert worden waren. Im bunt gemischten Angebot scheinen (Auto-)Biographien die Funktion von Leitlinien zu übernehmen.

Zumal Büchertische zeichnen Buchhandlungen als gleichermaßen traditionsreiche und zeitgemäße Räume des Wissens aus, indem sie Wissen in Form von Büchern versammeln und anbieten, die Bedeutung von Büchern als zentraler Quelle des Wissenserwerbs aber auch im mehrfachen Wortsinne relativieren. Am wenigstens ist es ein wie auch immer abgesicherter Kanon des Wissenswerten, der die Raumordnungen von Buchhandlungen bestimmt, sondern in erster Linie eine vielfältige, vielstimmige Auswahl ohne scharfe Konturen, die gleichermaßen dem Wissenserwerb wie der Unterhaltung dienen kann.

7. Die Freuden des Auswählens – zum Beispiel (Auto-)Biographien

„Die Zusammenkunft des Lesers mit dem Autor ist bei der Dichte des gegebenen Angebots immer die mit einem unter vielen.“ (Blumenberg 1998, 29) Hans Blumenberg charakterisiert hier ganz nüchtern die Regeln eines Verhältnisses, dessen Intensität gerne überschätzt wird, auf jeden Fall aber für die Beteiligten von sehr unterschiedlicher Qualität sein kann. Buchhandlungen zeitgenössischen Zuschnitts unterstützen die Unverbindlichkeit, die diese Beziehung für Käuferinnen und Käufer haben kann. „So ist bedingungslose Hingabe in diesem Verhältnis kaum zu erwarten.“ (Ebd.) Büchertische und Bücherstapel stehen für eine pragmatisch-offene Position gegenüber dieser Beziehung.

Hermann Schlösser charakterisiert den zeitgenössischen Umgang mit Büchern und Buchhandlungen als lustvoll, als Schlendern, Jagen, Streunen, Verweilen, das keineswegs immer damit enden muss, dass man ein Buch auch kauft. Das Stöbern in Buchhandlungen kann ein Teil jener kleinen Freuden des Alltags sein, die man sich zwischendurch gönnt. (Vgl. Löffler 1996). Das entspannte Hantieren mit Möglichkeiten ist charakteristisch für die kleinen Freuden. Als Auswählen- und Verfügenkönnen kann es erotische Qualitäten haben. Man spielt mit den eigenen Wünschen und mit dem Gedanken der Wunscherfüllung.

Gerade an Büchertischen und deren Stapelware lassen sich solche kleinen Szenen des Gustierens (wie Hermann Schlösser drängen sich auch mir entlang meiner Erkundungen kulinarische Bilder auf) einzelner Personen, aber auch immer wieder zwischen Paaren und kleinen Gruppen beobachten. Die wenigsten wirken angestrengt oder angesichts der Fülle des Angebots überfordert. Ausnahmen sind da die Abteilungen für Schulbücher und Sprachkurse, aber auch Kinderbuchabteilungen. In der Kommunikation zwischen Buchhändlerinnen und Buchhändlern und Kunden werden der pädagogische Anspruch und die Anstrengung spürbar, diesem Anspruch zu genügen und das richtige Buch auszuwählen. Solche Situationen fallen in den allgemein eher ruhigen und gelösten Szenerien von Buchhandlungen auf.

Auch die Kommunikation mit Buchhändlerinnen oder Buchhändlern ist von dieser Atmosphäre geprägt. Die in Buchhändlerwitzen und im Kabarett so gerne erzählten, skurril verlaufenden Beratungsgespräche zwischen ambitionierten Buchhändlern und beratungs- und bildungsresistenten Buchkäuferinnen und -käufern verliefen in den

von mir beobachteten Fällen auf beiden Seiten freundlich unverbindlich und kompetent. Nur wenige Buchhändlerinnen und Buchhändler geben noch die sendungsbewussten Kenner, nur wenige Kundinnen und Kunden orientieren sich nur an deren Hinweisen und Ratschlägen, auch wenn sie diese aktiv einholen. Der jeweilige Ratsschlag ist oftmals nur Auftakt für weitere Sondierungen und Erwägungen. Kompetenz und Eigensinn zeigen auch diejenigen, die Buchhandlungen nach eigenem Bekunden gegenüber Buchhändlerinnen und Buchhändlern weniger frequentieren.

Eine kurze Szene in einer Buchhandlung in Wien, die zunächst Fachbuchhandlung war, sich aber zunehmend zur Universalbuchhandlung entwickelt hat, mag dies beleuchten. Ein älteres Paar, beide etwa zwischen 60 und 65 Jahren alt, betrat die geschichtswissenschaftliche Abteilung, in der wissenschaftliche Fachbücher neben Sachbüchern für ein breiteres Publikum und (auto-)biographischen Texten gereiht waren. Das Paar sah sich zunächst kurz an den Regalen um, wandte sich dann aber an eine junge Buchhändlerin mit der Frage nach Büchern „zur Geschichte Österreichs“. Diese zeigte den beiden die entsprechenden Regale von einigen Laufmetern sowie die Neuerscheinungen und Stapelware zum Thema. Das Paar bedankte sich und machte sich an die Sichtung. Bücher vor allem vom Stapeltisch wurden aufgeklappt, wurden entlang der Werbetexte des Umschlags diskutiert. Zunehmend deutlicher plädierte die Frau für autobiographisch angelegte Texte, insbesondere den Band von Paul Lendvai *Mein Österreich*. Sie bevorzugte, so argumentierte sie, einen Text „von einem Autor“, weniger Sammelbände. Das „Persönliche“ an dem Text, so wiederum ihr Plädoyer, gab schließlich den Ausschlag für den Kauf.

Es kann, muss aber nicht Zufall sein, dass es hier eine Frau ist, die die Entscheidung für einen Text forciert, in dem das (Auto-)Biographische sehr stark die Erzähllinie bestimmt. Es wäre entschieden zu kurz geschlossen, wollte man daraus eine Präferenz ableiten. Ich möchte den Blick eher auf Fragen lenken, die sich aus der skizzierten Konsumsituation ergeben. Der Kauf von Büchern sollte nicht isoliert betrachtet werden, sondern im Kontext der sonstigen Konsumgewohnheiten und Konsumententscheidungen, die selten unabhängig von anderen getroffen werden. Die Überlegungen von Jean-Claude Kaufmann zur „Objektivierung des Paares“ (Kaufmann 1999, 72 f.) im Verlauf der Geschichte des gemeinsamen Haushaltens könnten auch für die gemeinsame Praxis mit Büchern aufschlussreich sein.

Werden Bücher nicht gezielt aus Katalogen ausgewählt und bestellt, dann steht am Anfang der von Hans Blumenberg angesprochenen ungleichen Verhältnisse das Buch als Konsumgut, das uns gefallen muss. Vergleichbar dem kindlichen Umgang mit Büchern begreifen wir das Buch zunächst als Ding. Dessen Materialität und Textualität müssen für uns stimmig sein. Entgegen der Rede von der umfassenden Virtualisierung der Lebenswelten, lässt sich gerade auch im Mediengebrauch die Bedeutung, ja Hinwendung zum Konkreten und Dinglichen beobachten.

Zunehmend rückt diese Materialität in den Fokus nicht nur der Buchwissenschaften, die sich traditionell mit den Technologien und Ästhetiken der Buchgestaltung befassen, sondern auch der Kultur- und Sozialwissenschaften. Zu nennen sind da etwa Walter Seitters Skizze zur *Physik des Buches* (Seitter 1997, 66-69), Ursula Rautenbergs Überlegungen zum zeichenhaften Buchgebrauch in Alltagsmedien (Rautenberg, 2005) oder auch Alberto Manguels Gedanken zur Gestalt eines Buches (Manguel 2000, 151-175). Sehr umfassend beschäftigt sich Evelyne Polt-Heinzl mit der materiellen und materialen Seite von Büchern und Lektüren. Doch sind es nicht nur bei ihr

vor allem anderen „intellektuelle Lesespuren“ (Polt-Heinzl 2004, bes. 79-97), denen hier nachgegangen wird.

Diese Perspektive ist oftmals das eigentliche Problem. Wenn Theodor W. Adorno klagt, „dass die Bücher nicht mehr aussehen wie Bücher“ und dass vor allem „Reklame-Effekte“ im Vordergrund stünden (Adorno 1981, 345), so stehen dahinter die Wertschätzungen und Maßstäbe einer bestimmten Klientel des Buchmarktes. Diese konnte freilich von Anfang an, also mit der Erfindung des Buchdrucks, nicht mehr exklusiv über das Medium Buch verfügen: „Ausgerechnet Bücher und also Geistesprodukte sind das erste industrielle Massenprodukt überhaupt.“ (Hörisch 2001, 123)

Aus der Perspektive einer sich als intellektuell verstehenden Kundschaft steht auch der Griff nach dem Hardcover unter Verdacht, weil damit – angeblich – zur Gänze eine andere Qualität des Buches als die inhaltliche in den Vordergrund gerückt wird. Die Sprache kommt da oft auf das sogenannte Geschenkbuch. Unterstellt wird damit Gedankenlosigkeit und Unwillen, sich mit dem Textinhalt einerseits und den Vorlieben der zu Beschenkenden andererseits auseinanderzusetzen. Stattdessen würde das Buch auf seine repräsentative Funktion im Regal oder aber, wie Katrin Passig es zugespitzt hat, auf die Funktion „als Geldbäumchen“ (Passig 2010) reduziert. Dass dieses Schenken von Büchern neben der sozialen Funktion auch für kommunikative Beziehungen zwischen Lesern (Kaldena 2001, 67) stehen kann – wer Bücher verschenkt, bekommt zumeist auch Bücher geschenkt –, wird da selten in Betracht gezogen.

Vernachlässigt wird darüber auch, dass in unserem Verhältnis zum Buch dessen dingliche Qualitäten eine wichtige Rolle spielen. Gerade wenn wir Bücher verschenken wollen, legen wir Wert darauf, dass Inhalt und Buchgestaltung zusammenpassen. Es geht dabei weniger um die naive Wahl eines „richtigen“ Buches, in Hardcover also, als vielmehr um das richtige Buch in entsprechender Ausstattung.

Wer potentielle Käuferinnen und Käufer in Buchhandlungen beobachtet, der wird feststellen, dass die Auswahl für sich oder für andere durchaus sinnliche Qualitäten haben kann, die über die visuelle Dimension hinausgehen. Nicht nur die Farbigkeit, sondern auch die Stofflichkeit von Titeln kann offensichtlich Vergnügen bereiten. Die Hände gleiten über Cover, aber auch einzelne Seiten. Neben der textuellen und visuellen Aufmachung der Schutzumschläge ist auch die materiale Qualität der Bücher, sind deren Oberflächen von Bedeutung.

(Auto-)Biographien, die nach dem Urteil vieler der von mir angesprochenen Buchhändlerinnen und Buchhändler typischerweise als Geschenk gekauft werden, sind in ihrer „Heraldik“ (Seitter 1997, 67) einerseits mit wissenschaftlichen Büchern vergleichbar: Das Lesetyposkript ist zurückhaltend, auch die Bildgestaltung und Farbgebung in den Büchern ist dezent. Andererseits ist die Gestaltung des Schutzumschlags plakativ auf die Autorin oder den Autor ausgerichtet und damit der jeweilige Band mehr als persönlicher, denn als historischer Text ausgewiesen. Auch die Klappen- und die Rückseitentexte unterstützen diese Dimension. Auf der Rückseite der Bücher, bei eingeschweißten Büchern oftmals der erste und einzige Werbetext, den wir überfliegen, wird die Originalität des Lebenslaufs und deren Verschriftlichung, unabhängig ob autobiographisch oder biographisch, betont.

Diese Vielseitigkeit, die sich schon im Bild der jeweiligen Bände abzeichnet, macht (Auto-)Biographien zu einer relativ sicheren Wahl, sucht man für jemanden ein

Geschenkbuch. Eine (Auto-)Biographie von oder über welche Person auch immer kann auf sehr unterschiedlichen Ebenen gelesen werden.

8. Alles eine Frage der Prominenz? Zur Attraktivität von (Auto-)Biographien

Dies trifft, so lässt sich einwenden, allgemein auf das Lesen zu. „Lesen sorgt für systematische Komplexitätssteigerungen, indem es alles, was der Fall ist, als Kontingent erfährt.“ (Hörisch 2001, 158) Die Fähigkeit des Lesens und die Erfindung des Buchdrucks sorgen seit ihren Anfängen für einen „semantischen Überschuss“. (Ebd.) Gerade auch Textgattungen der Warengruppe Sachbuch und (Auto-)Biographien stehen für diesen Überschuss. (Auto-)Biographien lassen sich als historische Darstellungen konsumieren, die entlang der durch das Subjekt geprägten und in gewisser Weise erwartbaren Erzähl- und Argumentationslinie einer Lebensgeschichte organisiert sind. Das kurz vorgestellte Paar könnte sich aus diesem Grund für den entsprechenden Band entschieden haben. Dies schließt nicht aus, dass man oder frau zu einer (Auto-)Biographie greift, weil die Person, um die es im Text gehen wird, prominent ist, also in den jeweiligen Ökonomien der Aufmerksamkeit eine Rolle spielt oder auch gespielt hat. Der Reiz der (Auto-)Biographie kann dann auch darin liegen, dass sie Einblicke verspricht in das Leben der Berühmten. Auch auf (Auto-)Biographien strahlt das „Kraftfeld des Tratsches“ (Erdheim 2002, 184) aus. Klatsch aus dieser Quelle lässt sich womöglich noch besser als das in der Boulevardpresse Angelesene als Erzählstoff nutzen und weitererzählen. Auch die (auto-)biographischen Bücher kommen ins Gespräch.

Doch dürfte die inner- wie außerhalb der Buchhandlung und des Buchmarkts forcierte Imagearbeit an der Prominenz von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens nicht der alleinige Grund dafür sein, dass in Buchhandlungen zu (Auto-)Biographien gegriffen wird. Es ist bezeichnend, dass (Auto-)Biographien an sehr vielen unterschiedlichen, auch weniger prominenten Stellen in Buchhandlungen ihren Platz finden – da muss man noch gar nicht einen allzu weiten Begriff von (Auto-)Biographie anlegen und beispielsweise Textformen wie aktuelle Kochbücher hinzunehmen, in denen Ratgeberfunktion und autobiographischer Text verknüpft sind. Angesichts der vielfachen, visuellen wie materiellen Präsenz von (Auto-)Biographien innerhalb der Raumordnungen und Hierarchien von Buchhandlungen ließe sich von einer Prominenz des Formats sprechen, die längst selbstreferentiell bearbeitet wird. Man denke nur an den eingangs erwähnten Fernsehfilm *Hardcover*, aber auch an den Bestseller *Ghost* von Robert Harris.

Beides, das Konsumgut (Auto-)Biographie und der Konsumraum Buchhandlung, sind Ausdrucksformen eines Buchmarktes und einer Buchkultur, die in den Wissensgesellschaften, wie sie heute strukturiert sind, relative Bedeutung haben. Mit der kontinuierlichen Erweiterung und Ergänzung von Technologien und Möglichkeiten, Informationen und Wissen über andere Wege als über das Buch zu formieren und anzuzeigen, wird das Buch und dessen Handel immer deutlicher vom Bildungsanspruch entlastet. Dies hat Konsequenzen für die Organisation des Angebots: Der Umbau von Fachbuchhandlungen zu Universalbuchhandlungen und der Ausbau bestimmter Themenfelder und Angebote zu Genussbuchhandlungen ist seit Jahren im Gange. Dies korrespondiert aber auch mit der Form des Konsums: Der Gang in die Buchhandlung,

der nicht mehr sein muss, weil man im Internet bestellen kann, wird zum Besuch, für den man sich Zeit nimmt.

(Auto-)Biographien passen dank ihrer Mehrdeutigkeit und Vielseitigkeit sehr gut in diese veränderten Medienlandschaften. Sie sind modisch und unmodisch zugleich: Was die Inhalte und das Personal angeht, so sind die meisten (Auto-)Biographien modisch zu nennen; was deren Formen und Gestaltung anlangt, präsentieren sich (Auto-)Biographien als durchaus unmodisch und konventionell. Beides zusammengekommen macht (Auto-)Biographien zu einem attraktiven Konsumgut.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. (1981) [1959]: Bibliographische Grillen, in: Ders.: *Noten zur Literatur*, Frankfurt a. M., 345-357.
- Adrian, Werner (1999): Frauen im Buchhandel, in: *Archiv für die Geschichte des Buchwesens* 50, 147-250.
- Benjamin, Walter (1994) [1931]: Ich packe meine Bibliothek aus. Eine Rede über das Sammeln, in: Ders. *Denkbilder*, Frankfurt a. M., 88-96.
- Benjamin, Walter (1997) [1928]: *Einbahnstraße*, Frankfurt a. M.
- Benjamin, Walter (2006) [1931]: Wie erklären sich große Bucherfolge? »Chrut und Uchrut« – ein schweizerisches Kräuterbuch, in: Ders.: *Medienästhetische Schriften*, Frankfurt a. M., 169-174.
- Benjamin, Walter (2006) [1928]: Diese Flächen sind zu vermieten, in: Ders.: *Medienästhetische Schriften*, Frankfurt a. M., 198.
- Bickenbach, Matthias (2010): *Das Autorenfoto in der Medienevolution. Anachronie einer Norm*, München.
- Blaha, Barbara (2009): *Von Riesen und Zwergen. Zum Strukturwandel im verbreitenden Buchhandel in Deutschland und Österreich*, Wien (= Dipl.).
- Bluhm, Detlef (2009): *Von Autoren, Büchern und Piraten. Kleine Geschichte der Buchkultur*, Düsseldorf.
- Blumenberg, Hans (1998): *Lebensthemen. Aus dem Nachlaß*, Stuttgart.
- Böhme, Gernot (2006): *Architektur und Atmosphäre*, München.
- Buecherfrauen e.V. 2010 (Hg.): *MehrWert. Arbeiten in der Buchhandlung*, Sulzbach/Taunus.
- Ehmer, Josef (2010): Buchhandlung, kleine, in: Anna Kwaschik und Mario Wimmer (Hg.): *Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Bielefeld, 41-46.
- Erdheim, Mario (2002): Klatsch und Tratsch, in: *Kursbuch*, Heft 148, 179-189.
- Fetz, Bernhard (2009): Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie, in: Ders. (Hg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*, Berlin, New York, 3-66.
- Frizzoni, Brigitte und Ingrid Tomkowiak (2006) (Hg.): *Unterhaltung. Konzepte – Formen – Wirkungen*. Zürich.
- Genette, Gérard (1989): *Paratexte*, Frankfurt a. M., New York, Paris.
- Grau, Renate (2008): Ästhetik-Ingenieure. Internationale Belletristik auf dem deutschsprachigen Buchmarkt, in: Eva Zemanek und Susanne Krones (Hg.): *Literatur der Jahrtausendwende. Themen, Schreibverfahren und Buchmarkt um 2000*, Bielefeld, 401-412.
- Hahnemann, Andy (2010): Kulturindustrie, in: Erhard Schütz (Hg.): *Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen*, Reinbek b. Hamburg, 183-186.
- Henscheid, Eckhard (2010): Ehre den Buchhändlern? Mit Einschränkungen. Ein Besinnungsaufsatz, in: Dirk Kruse (Hg.): *Meine wunderbare Buchhandlung*, Cadolzburg, 114-125.
- Hörisch, Jochen (2001): *Der Sinn und die Sinne. Eine Geschichte der Medien*, Frankfurt a. M.
- Holdenried, Michaela (2000): *Autobiographie*, Stuttgart.
- Holdenried, Michaela (2009): Biographie vs. Autobiographie, in: Klein, Christian (Hg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Themen*, Stuttgart, Weimar, 37-43.

- Hügel, Hans-Otto (2003): Unterhaltung, in: Ders. (Hg.): Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen, Stuttgart, Weimar, 73-82.
- Hügel, Hans-Otto (2010): Unterhaltungsliteratur, in: Erhard Schütz (Hg.): Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen, Reinbek b. Hamburg, 354-356.
- Kalenda, Ingrid (2001): Bücher, in: Bettina Kreß (Hg.): Geschenk! Zur Kulturgeschichte des Schenkens (= Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung in den volkskundlichen Sammlungen in Schleswig vom 9.12.2001 bis 3.3.2002), Heide, 67 f.
- Kaufmann, Jean-Claude (1999): Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit, Konstanz.
- König, Gudrun M. (2009): Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900, Wien, Köln, Weimar.
- Kracauer, Siegfried (1977) [1930]: Die Biographie als neubürgerliche Kunstform, in: Ders.: Das Ornament der Masse. Essays, Frankfurt a. M., 75-80.
- Kreuzer, Helmut (2006): Biographie, Reportage, Sachbuch. Zu ihrer Geschichte seit den Zwanziger Jahren, in: Reihe Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung, H. 8, Berlin, Hildesheim, <http://www.sachbuchforschung.de> (Zugriff: 16.11.2010)
- Kruse, Dirk (2010) (Hg.): Meine wunderbare Buchhandlung, Cadolzburg.
- Löffler, Klara (1996): Die kleinen Freuden des Alltags. Vermischtes, in: Der Alltag Nr. 73, September, 13-22.
- Löffler, Klara (2008): Warum wir Bridget Jones lieben. Oder: Ethnographische Recherchen zur Ratgeberlektüre, in: Michael Simon, Thomas Hengartner, Timo Heimerdinger und Ann-Christin Lux (Hg.): Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags. 36. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 23. bis 26. September 2007 in Mainz, Münster, Berlin, New York 2009 (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 3), 217-227.
- Maase, Kaspar (2001a): Texte und Praxen. Populärliteraturforschung als historische Ethnographie, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 97, 43-51.
- Maase, Kaspar (2001b): Krisenbewußtsein und Reformorientierung. Zum Deutungshorizont der Gegner der modernen Populärkünste 1880-1918, in: Ders. und Wolfgang Kaschuba (Hg.): Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900, Köln, Weimar, Wien, 290-343.
- Maase, Kaspar (2008): Einleitung: Zur ästhetischen Erfahrung der Gegenwart, in: Ders. (Hg.): Die Schönheiten des Populären. Ästhetische Erfahrung der Gegenwart, Frankfurt a. M., New York, 9-26.
- Maase, Kaspar (2010): Massenmedien und Konsumgesellschaft, in: Heinz-Gerhard Haupt und Claudius Torp (Hg.): Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990. Ein Handbuch, Frankfurt a. M., New York, 62-78.
- Manguel, Alberto (2000): Eine Geschichte des Lesens, Reinbek b. Hamburg.
- Mittermayer, Manfred (2009): Die Autobiographie im Kontext der ‚Life-Writing‘-Genres, in: Fetz, Bernhard (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin, 69-101.
- Neuhaus, Stefan (2009): Literaturvermittlung, Konstanz.
- Oels, David (2002): Mit hundert Sachen erzählt. Sachbuch, Literatur und die Wiederkehr des Erzählens, in: Erhard Schütz und Thomas Wegmann (Hg.): literatur.com. Tendenzen im Literaturmarketing, Berlin, 81-106.
- Oels, David (2010a): Bestseller, in: Erhard Schütz (Hg.): Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen, Reinbek b. Hamburg, 47-53.
- Oels, David (2010b): Sachbuch, in: Schütz, Erhard (Hg.): Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen, Reinbek b. Hamburg, 323-327.
- Oels, David, Stephan Porombka und Erhard Schütz (2006): Editorial zur ersten Ausgabe, in: Non Fiktion 1, Heft 1, 5-10.
- Passig, Kathrin (2010): Das Buch als Geldbäumchen, in: Merkur 64, Heft 12, 1185-1190.
- Polt-Heinzel, Evelyn (2004): Bücher haben viele Seiten. Leser haben viele Leben, Wien.

- Polt-Heinzel, Evelyn (2010): Das Buch aber verleiht Flügel oder Raus aus der Defensive, in: Thomas Eder, Samo Kobenter und Peter Plener (Hg.): *Seitenweise. Was das Buch ist*, Wien, 432-447.
- Porombka, Stephan (2006): Literaturbetriebskunde. Zur „genetischen Kritik“ kollektiver Kreativität, in: *Jahrbuch für Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis*, 71-86.
- Porombka, Stephan (2009a): Populäre Biographik, in: Christian Klein (Hg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Themen*, Stuttgart, Weimar, 122-131.
- Porombka, Stephan (2009b): Biographie und Buchmarkt, in: Christian Klein (Hg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Themen*, Stuttgart, Weimar, 444-450.
- Rautenberg, Ursula (2005): Das Buch in der Alltagskultur. Eine Annäherung an zeichenhaften Buchgebrauch und die Medialität des Buches, in: Monika Estermann, Ernst Fischer und Ute Schneider (Hg.): *Buchkulturen. Beiträge zur Geschichte der Literaturvermittlung. Festschrift für Reinhard Wittmann*, Wiesbaden, 489-516.
- Schenkel, Hubertus (2010): Titel, in: Erhard Schütz (Hg.): *Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen*, Reinbek b. Hamburg, 347-350.
- Schikowski, Michael (2006): Geschrieben und verkauft. Das Sachbuch und sein Markt. Einige Anmerkungen, in: *Non Fiktion* 1, 47-60.
- Schikowski, Michael (2008): Das Sachbuch als unsachliche Erzählung: Die fünf Grundformen des Sachbuchs, in: *Non Fiktion* 3, 138-154.
- Schikowski, Michael (2010): kleine geschichte des sachbuchs (Einleitung), in: <http://www2.huberlin.de/sachbuchforschung/CONTENT/sachbuchg...> (Zugriff: 29.11.10)
- Schlögel, Karl (2006): *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. Frankfurt a. M.
- Schlösser, Hermann (2010): Wahlloses Stöbern in Bücherbergen oder Das Kulturgut als Lustobjekt, in: Thomas Eder, Samo Kobenter und Peter Plener (Hg.): *Seitenweise. Was das Buch ist*, Wien, 279-289.
- Schmölders, Claudia (2005): Das Buch als Pathosformel. Zur Gefühlsgeschichte der Bibliothek, in: *Merkur*, Heft 679, 692-703.
- Schmölders, Claudia (2010): Gesichtsrundschau Juli 2010, in: <http://www.claudiaschmoelders.de> (Zugriff: 20.11.2010)
- Schneider, Ute (2010): Buchhandel, in: Erhard Schütz (Hg.): *Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen*, Reinbek b. Hamburg, 76-81.
- Schöttker, Detlev (2002): Der Autor als Star der Nachwelt, in: Wolfgang Ullrich und Sabine Schirdewahn (Hg.): *Stars. Annäherungen an ein Phänomen*, Frankfurt a. M., 248-265.
- Seitter, Walter (1997): Physik des Buches, in: Ders. (Hg.): *Physik des Daseins. Bausteine zu einer Philosophie der Erscheinungen*, Wien, 66-69.
- Steffen, Steffen (2003): Sortimentsbuchhandel, in: Hans-Otto Hügel (Hg.): *Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen*, Stuttgart, Weimar, 413-416.
- Szymanska, Guido (2004): *Welten hinter Glas. Zur kulturellen Logik von Schaufenstern*, Tübingen (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 25).
- Tomkowiak, Ingrid (2003): Schwerpunkte und Perspektiven der Bestseller-Forschung, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 99, 49-64.
- Uhlig, Christian (2008): *Der Sortimentsbuchhandel. Ein Lehrbuch*, Stuttgart.
- Wegmann, Thomas (2010): Autor, in: Erhard Schütz (Hg.): *Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen*, Reinbek b. Hamburg, 25-31.
- Willim, Robert (2006): Menuing, in: Orvar Lofgren und Richard Wilk (Hg.): *Off the Edge. Experiments in Cultural Analysis*, Copenhagen (= *Ethnologia Europaea*), 125-129.

Sammlungen

Das Oral-History-Archiv Graz

Das Archiv wurde 1984 von Prof. Dr. Gerald Schöpfer am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (heute Institut für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte) der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz ins Leben gerufen.

Um möglichst offen als archivalische Einrichtung sein zu können, ist das Ziel des Oral History Archivs, systematisch historisches Material in Form von Audiodaten und Transkriptionen zu sammeln, um für verschiedenste sozialwissenschaftliche Fragestellungen mit dem vorhandenen Datenmaterial mögliche Antworten liefern zu können. Das Archiv als Forschungseinrichtung gibt an dritte Personen Daten in Form von Interviewtranskripten oder Audioaufnahmen für Forschungszwecke weiter. Voraussetzung ist ein wissenschaftliches Interesse am Material. Dabei wird immer auf den Datenschutz und die Anonymisierung höchsten Wert gelegt. Neben einer Archivbenutzerordnung muss immer ein Benutzungsformular ausgefüllt werden, in dem Namen, Adresse, Verwendungszweck und herausgegebenes Material vorrangig anzugeben sind. Die interviewten Personen wurden befragt, ob sie im Falle der Verwendung ihrer Gesprächsaufzeichnung für wissenschaftliche Zwecke informiert werden wollen. Der Grundgedanke bestand nicht nur im Datenschutz, sondern vor allem darin, dem „kleinen Mann“ oder der „kleinen Frau“ eine Stimme in der Geschichte zu geben und für Projekte durchaus als Max Mustermann oder Maxi Musterfrau und nicht als anonyme Archivbeschreibung genannt zu werden. Ein weiterer Sinn der Offenlegung der Namen lag darin, im Falle einer speziellen Suche nach bekannten Personen oder Ereignissen den Forschern die Möglichkeit zu Rückschlüssen zu geben, ohne jedoch in einer darauffolgenden Publikation den Namen der interviewten Person zu nennen. Das Archivkürzel des Oral-History-Archivs beinhaltet immer die Nummer des Interviews sowie Monat und Jahr der Aufnahme, z.B. für August 1989: OHA-WISOG Nr. XY-8/89. S. xy. Somit ist eine Nachvollziehbarkeit der herangezogenen Quelle aus dem Archiv immer gegeben.

Ein entscheidender Vorteil in der Sammlung des Oral-History-Archives Graz besteht darin, dass alle sozioökonomischen Daten der befragten Personen für die Forschung zur Verfügung stehen (Stammdatenblätter). Folgende sozioökonomische Daten wurden bei einem jeden Interview festgehalten: Name, Familienname, Wohn- und Geburtsort, Wohnadresse, Geburtsjahr und ausgeübte Berufe. Letztgenannter Punkt spiegelt die Bandbreite der Interviewten wider, die aus allen Schichten der Gesellschaften kommen. Vom Arbeiter bis zur Haushälterin über den Professor und die Unternehmerin reichen die angegebenen Berufe, bis hin zu Personen aus der Monarchie, deren Berufe heute mittlerweile ausgestorben sind. Der regionale Bezug zur Steiermark und im Besondern zur Stadt Graz zeigt sich bei den über 600 Menschen, deren biographischen Erinnerungen im Oral-History-Archiv aufbewahrt werden. Besonders interessant sind die 42 befragten Menschen, die vor 1900 geboren wurden. Der älteste Interviewpartner wurde im April 1888 geboren und war beim Gespräch bereits 100 Jahre alt.

Die im Archiv gesammelten Interviews wurden teils von Institutsmitarbeitern, Studierenden oder Personen, die an beratenen, auswärtigen Projekten beteiligt waren

und mit dem Archiv zusammengearbeitet haben, geführt. Seit der Gründung 1984 wurden bis dato mehr als 2.600 Interviews im Archiv aufgenommen und kategorisiert. Die Länge der Gespräche variiert zwischen einer halben und 20 Stunden. Mehr als 1.000 davon wurden bereits vollständig transkribiert (Word Format) und liegen digitalisiert in mp3- oder wav-Format vor. Innerhalb dieser Interviews kann nach Nomen und Jahreszahlen gesucht werden. Außerdem lässt sich die Audioaufzeichnung parallel zum geschriebenen Text einspielen, um eventuelle Pausen, Nebengeräusche, Gefühlsregungen oder Ähnliches wahrnehmen zu können.

Um die Fülle von Interviews sortieren zu können wurden innerhalb des Archives vier Konzepte angelegt:

1. Im Konzept „Allgemeine Lebensläufe“ werden Angehörige aller sozialen Schichten von der Kammerzofe des letzten Kaisers (Karl I.) bis zu Politikern als Zeitzeugen zu ihren Leben befragt. Diese Interviews sind komplett offen und narrativ.
2. Im Konzept „Soziale Gruppen“ werden etwa Pflichtschullehrer, Handwerksmeister oder die Bewohner einer Ortschaft zu ihren Lebenserfahrungen im spezifischen Lebensumfeld befragt. Hier findet eine Mischung aus Fragebogen-orientiertem und vertiefendem Interview mit offenen Antworten Anwendung.
3. Im Konzept „Perioden“ werden bestimmte Phasen der Zeitgeschichte (etwa Wirtschaftskrisen und Aufschwünge) im Alltag der Befragten aus deren Erinnerungen rekonstruiert. In diesem Fall wird lediglich ein roher Fragekatalog angewendet; das Interview ist im Wesentlichen offen und narrativ.
4. Im Konzept „Spezielle Themen“ werden bestimmte Inhalte des biographischen Alltages wie etwa Umweltverhalten, Sparverhalten, Freizeitkultur, Kindererziehung etc. oder spezielle Ereignisse aus dem subjektiven oder sozialen Leben wie Heiraten oder politische Wahlen etc. schwerpunktmäßig rekonstruiert. Das Interviewmodell benutzt eine Einstiegsfrage und ist in der Folge völlig offen und narrativ.

Das Oral-History-Archiv Graz ist Bestandteil des Institutes für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte an der Universität Graz. Wissenschaftlicher Betreuer des Archivs ist Ao. Univ.-Prof. Dr. phil. Peter Teibenbacher. Im Laufe der Jahre wurden neben Diplom- und Masterarbeiten auch einige Dissertationen bereut, die dem Archiv ihr Interviewmaterial zu Verfügung stellten. Größere betreute Projekte waren unter anderem: die Steiermark im Jahr 1945 (210 Interviews, 1985 abgeschlossen); Schöffern 1938-1945. Ein Ort erinnert sich. (53 Interviews, 1986 abgeschlossen); die steirischen Pflichtschullehrer in der 1.Republik (269 Interviews, 1987 abgeschlossen); Führungskräfte und Unternehmer in Österreich (131 Interviews, 1992 abgeschlossen); Seniorenreport Steiermark, Altwerden in der Steiermark: Lust oder Last (273 Interviews mit Leitfäden, 1999 abgeschlossen); Lebensgespräche: Ein „Vinziges Stück zu Hause“ (16 Interviews, 2001 abgeschlossen); Ungarn 1956, Flucht Endpunkt Graz (22 Interviews, 2006 abgeschlossen).

Michael Egger

Kontakt

Sabine List: Tel. ++43/316/380-7155, e-mail: sab.list@uni-graz.at.

Homepage: http://www.uni-graz.at/en/wsgwww/wsgwww_oralhistory_archiv.htm

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Michael Egger, Karl-Franzens-Universität, Institut für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte, Universitätsstraße 15/F/2, A- 8010 Graz

Volker Depkat, Prof. Dr., Institut für Anglistik und Amerikanistik, Universität Regensburg, 93040 Regensburg

Carsten Heinze, Dr., Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Fachbereich Sozialökonomie, Fachgebiet Soziologie, Welckerstraße 8, 20355 Hamburg

Christiane Lahusen, Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, Am Neuen Markt 1, 14467 Potsdam

Edgar Liebmann, Institut für Geschichte und Biographie, Fernuniversität Hagen, Liebigstr. 11, 58511 Lüdenscheid

Renate Liebold, Prof. Dr., Institut für Soziologie, Universität Erlangen-Nürnberg, Kochstrasse 4/6, 91054 Erlangen

Klara Löffler, Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Hanuschgasse 3, A-1010 Wien. Österreich

Arthur Schlegelmilch, Prof. Dr., Institut für Geschichte und Biographie, Fernuniversität Hagen, Liebigstr. 11, 58511 Lüdenscheid

Valeska Steinig, Badener Straße 15, 65824 Schwalbach

Martina Wagner-Egelhaaf, Prof. Dr., Germanistisches Institut, Universität Münster, Hindenburgplatz 34, 48143 Münster